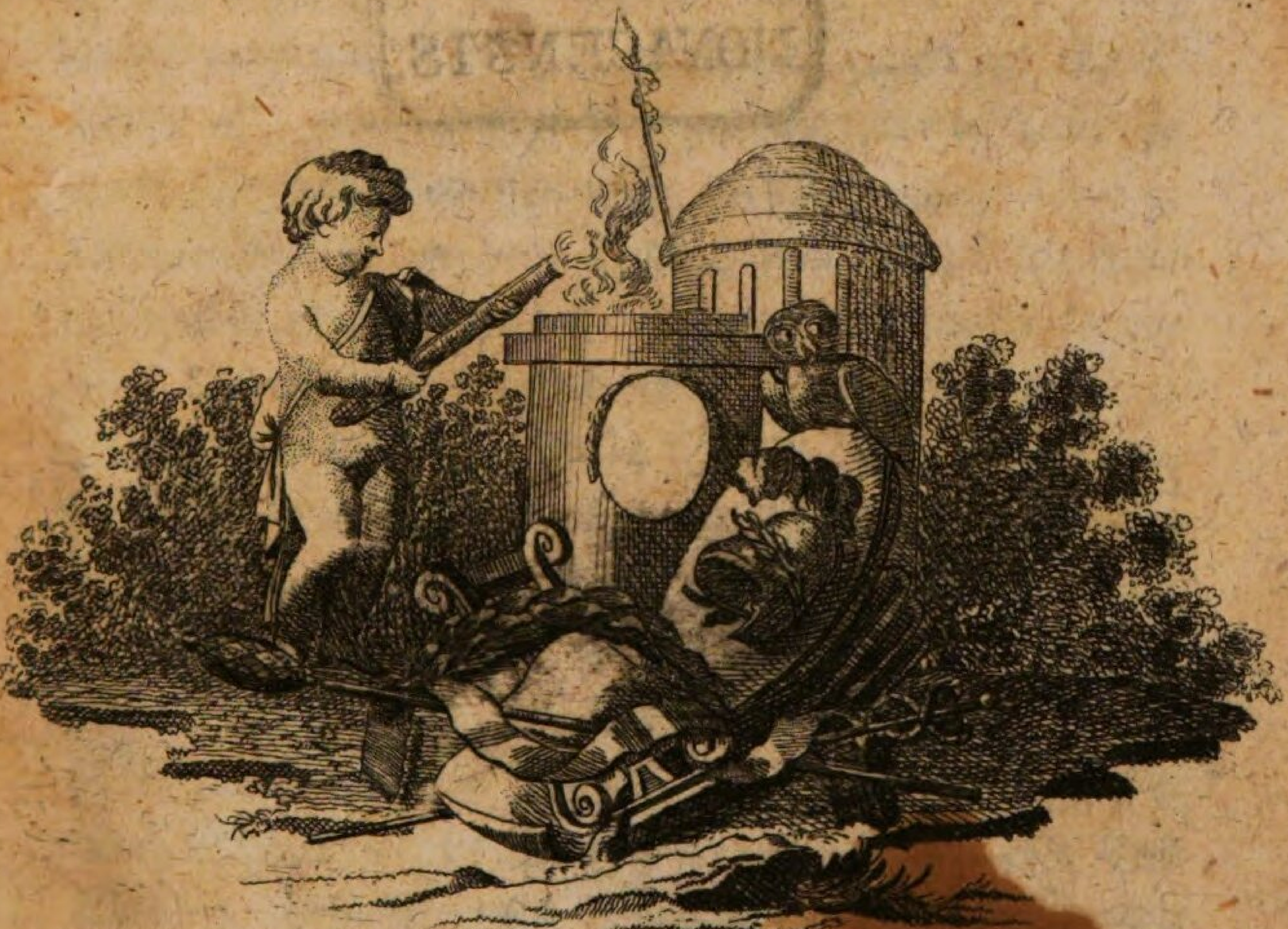
No 121.

~~Schf. w. Deutsch. p. 311.~~

P. O. germ
743

Klugheiten und Thorheiten
unsers Zeitalters.

Unmenschen und Richtern,
Dummköpfen und Staatsmännern,
Mönchen und Tartüfen
gewidmet.



Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.
1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1. Die Staatsbürgerin.

Paillard, ein armer Winzer zu Colombe in Frankreich, sah, vom Hunger und schwerem Leiden entkräftet, auf seinem Lehnstuhle dem Tode ruhig entgegen. Da er in seinem Leben ein arbeitsamer und tugendhafter Franzmann gewesen war, so warf ihm sein Gewissen nicht ein Verbrechen vor, wegen welchem er vor dem Tode zittern sollte. Er war sich weder eines Betruges, noch einer gefühllosen Handlung bewußt, und durch seine Rechtschaffenheit erwarb er sich die Ruhe seines Geistes. Ein braver Vater, und kein unnützer Bürger des Staats gewesen zu seyn, — war sein Trost: und so arm und beynahe ungekannt er war, so hatte er dennoch Ursache zum Allvater zu rufen: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Weinend setzte sich seine Gattin neben ihm hin, und betrauerte das Schicksal ihres Mannes. Ach, sprach sie, wie schmerzet mich deine Krankheit da ich nicht einmal so viel Vermögen besitze, den Trost eines Medikus zu bezahlen.

Paillard. Weine nicht, liebes Weib, du bist reich genug, um alle Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. Du warst Tag und Nacht rastlos; und

dein Verdienst kam immer dem meinigen gleich. Leider bezahlte man dich nicht, und mein Gewinnst war nie hinreichend, einen Nothpfennig zu ersparen.

Gattin. So böse hätte ich mir die Menschen nie vorgestellt, daß sie mir sogar dasjenige abläugneten, was sie mit Mund und Hand versprochen hatten. Du weißt es, lieber Paillard, daß ich mein letztes Hemd zerschnitten hatte, um die Blöße fremder Kinder zu bedecken: und nun —

Paill. Vergieb es ihnen, liebes Weib, jenseits erwarte ich bald einen bessern Lohn, und der deinige ist vielleicht auch nicht ferne.

Gatt. O, ich habe diese Ungerechtigkeit längst vergeben; aber wehe thut es mir, daß ich dich vor meinen Augen muß hülflos schmachten sehen. Ohne Brod, ohne Labung, ohne Arzney — (weinet.)

Paill. Meine Stunde ist nahe, ich fühle es: und das, was mich am heftigsten kränket, ist, daß sich nach meinen überstandenen Leiden erst die deinigen anfangen werden! — All unser Brod ist aufgezehret, und wer wird dir alsdenn eines geben! —

Gatt. Erschrecklich! wenn unser Sohn von dem Advokaten kein Geld bringet, so ist der Hunger unser Tod.

Paill. Ich wünsche es; aber wer einmal gegen sein eigenes Kind grausam zu seyn angefangen hat, dessen Herz läßt sich schwerlich durch das Bitten eines fremden Kindes bewegen. Denkst du noch daran, wie man dich nicht einmal in das Zimmer ließ, als

du eine Quittung auf den Armen trugest, welche mit des Advokaten eigenem Blute geschrieben war?

Gatt. Der Tyrann! er stieß mich samt seinem Kinde von sich. Nicht einen Liver gab er mir, da ich doch sein holdes Mädchen so lange gestillet, und demselben so fleißig gewartet hatte. Und seine böse Frau! nicht einmal eine Windel reichte sie mir, damit ich ihre Frucht bedecken konnte.

Paill. Und dennoch lebt sie unter jenen Haufen von Menschen, welche man die artige Welt nennet; und alle Stutzer zählen sie unter das schöne Geschlecht, da sie doch die häßlichste und grausamste Barbarin ist.

Gatt. Unsere Redlichkeit und unser gutes Herz muß unser Trost seyn. Der Himmel weiß es, daß wir es immer ehrlich und gut gemeinet hatten. — Es kömmt jemand. — Unser Sohn —

Sohn. (Tritt freudig herein.) Tröstet euch, lieber Vater! nun habe ich Geld — vier Goldstücke — Diesen Augenblick will ich nach einem Medikus gehen, und für eure Gesundheit sorgen. Hier, Mutter, habt ihr auch ein Goldstück, geht, und kaufet indessen einige Labung.

Gatt. Ei! der Advokat ist doch ein braver Herr, ich hätte nicht geglaubt, daß er so redlich bezahlen würde.

Paill. Gott hat sein Gewissen gerühret.

Sohn. Wer? der Advokat? der ist mir ein schöner Herr! Seht hier die Hiebe an meinen Wan-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1. Die Staatsbürgerin.

Paillard, ein armer Winzer zu Colombe in Frankreich, sah, vom Hunger und schwerem Leiden entkräftet, auf seinem Lehnstuhle dem Tode ruhig entgegen. Da er in seinem Leben ein arbeitsamer und tugendhafter Franzmann gewesen war, so warf ihm sein Gewissen nicht ein Verbrechen vor, wegen welchem er vor dem Tode zittern sollte. Er war sich weder eines Betruges, noch einer gefühllosen Handlung bewußt, und durch seine Rechtschaffenheit erwarb er sich die Ruhe seines Geistes. Ein braver Vater, und kein unnützer Bürger des Staats gewesen zu seyn, — war sein Trost: und so arm und beynahe ungekannt er war, so hatte er dennoch Ursache zum Allvater zu rufen: Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Weinend setzte sich seine Gattin neben ihm hin, und betrauerte das Schicksal ihres Mannes. Ach, sprach sie, wie schmerzet mich deine Krankheit da ich nicht einmal so viel Vermögen besitze, den Trost eines Medikus zu bezahlen.

Paillard. Weine nicht, liebes Weib, du bist reich genug, um alle Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. Du warst Tag und Nacht rastlos; und

dein Verdienst kam immer dem meinigen gleich. Leider bezahlte man dich nicht, und mein Gewinnst war nie hinreichend, einen Nothpfennig zu ersparen.

Gattin. So böse hätte ich mir die Menschen nie vorgestellt, daß sie mir sogar dasjenige abläugneten, was sie mit Mund und Hand versprochen hatten. Du weißt es, lieber Paillard, daß ich mein letztes Hemd zerschnitten hatte, um die Blöße fremder Kinder zu bedecken: und nun —

Paill. Vergieb es ihnen, liebes Weib, jenseits erwarte ich bald einen bessern Lohn, und der deinige ist vielleicht auch nicht ferne.

Gatt. O, ich habe diese Ungerechtigkeit längst vergeben; aber wehe thut es mir, daß ich dich vor meinen Augen muß hülflos schmachten sehen. Ohne Brod, ohne Labung, ohne Arzney — (weinet.)

Paill. Meine Stunde ist nahe, ich fühle es: und das, was mich am heftigsten kränket, ist, daß sich nach meinen überstandenen Leiden erst die deinigen anfangen werden! — All unser Brod ist aufgezehret, und wer wird dir alsdenn eines geben! —

Gatt. Erschrecklich! wenn unser Sohn von dem Advokaten kein Geld bringet, so ist der Hunger unser Tod.

Paill. Ich wünsche es; aber wer einmal gegen sein eigenes Kind grausam zu seyn angefangen hat, dessen Herz läßt sich schwerlich durch das Bitten eines fremden Kindes bewegen. Denkst du noch daran, wie man dich nicht einmal in das Zimmer ließ, als

du eine Quittung auf den Armen trugest, welche mit des Advokaten eigenem Blute geschrieben war?

Gatt. Der Tyrann! er stieß mich samt seinem Kinde von sich. Nicht einen Liver gab er mir, da ich doch sein holdes Mädchen so lange gestillet, und demselben so fleißig gewartet hatte. Und seine böse Frau! nicht einmal eine Windel reichte sie mir, damit ich ihre Frucht bedecken konnte.

Paill. Und dennoch lebt sie unter jenen Haufen von Menschen, welche man die artige Welt nennet; und alle Stutzer zählen sie unter das schöne Geschlecht, da sie doch die häßlichste und grausamste Barbarin ist.

Gatt. Unsere Redlichkeit und unser gutes Herz muß unser Trost seyn. Der Himmel weiß es, daß wir es immer ehrlich und gut gemeinet hatten. — Es kömmt jemand. — Unser Sohn —

Sohn. (Tritt freudig herein.) Tröstet euch, lieber Vater! nun habe ich Geld — vier Goldstücke — Diesen Augenblick will ich nach einem Medikus gehen, und für eure Gesundheit sorgen. Hier, Mutter, habt ihr auch ein Goldstück, geht, und kaufet indessen einige Labung.

Gatt. Ei! der Advokat ist doch ein braver Herr, ich hätte nicht geglaubt, daß er so redlich bezahlen würde.

Paill. Gott hat sein Gewissen gerühret.

Sohn. Wer? der Advokat? der ist mir ein schöner Herr! Seht hier die Hiebe an meinen Wan-

gen, womit er mich bezahlte. Er prügelte mich über die Treppe hinab.

Gatt. Entsetzlich! — Aber woher hast du denn das Geld?

Paill. (seufzet.) Himmel! hast du es wohl mit gutem Gewissen?

Sohn. Allerdings! dort, nicht weit von unserm Hause, gerieth ein vornehmer Herr mit samt dem Pferde in einen mit Schnee bedeckten Graben. Das Pferd stak bis an den Kopf darin, und der Edelmann wußte sich vor Schrecken nicht zu helfen. Ich war eben auf dem Heimwege, und da sprang ich muthig hinzu, arbeitete, und rettete ihn samt dem Pferde. Hierauf warf er einen Louisd'or in meinen Hut. Und da ich ihm dankte, so sah er mir scharf ins Gesicht, und fragte, ob ich gerauft hätte? Nein, sagte ich, und erzählte ihm den ganzen Hergang mit dem Advokaten und alles, was ich wußte, wie oft die Mutter Säugamme gewesen, und wer sie nicht bezahlte, und daß jetzt mein kranker Vater selbst kein Brod hätte. Alsdann griff er nochmal in seine Tasche, und warf drey Louis d'ors in meinen Hut. Ich machte einen Freudensprung, und er sah mir lange nach, wie geschwinde ich nach Hause flog.

Paill. Gott vergelte ihm's!

Sohn. Ich will also nach einem Medikus —

Paill. Bleib, mein Sohn, nun ists zu spät. Ich fühle es, daß ich vielleicht heute noch — meinen Geist aufgeben werde. Ich danke dir für dein gutes Herz. Tröste deine Mutter mit deinem Gelde,

und verlasse diese niemals, damit dir der Segen des Himmels zu Theil werde.

Sohn. Gott bewahre mich vor dieser Grausamkeit! Ich werde sie lebenslänglich unterstützen, so viel es in meinen Kräften ist.

Gatt. O! mein Gemahl, ich werde dir bald folgen. Meine ausgestandenen Leiden lassen mich nicht lange mehr leben. Mein hohes Alter — meine Entkräftung — die Armuth —

Paill. Lebe getrost, meine Gattin, ich hinterlasse dir weiter nichts, als ein gutes Kind; dieses ist mein Trost im Sterben, und es soll auch der deinige in deinem Leben seyn. (athmet tief.) Komm näher, mein Sohn, ich will zum letztenmal den Segen des Himmels über dich erflehen! — Vergiß meine Lehren nie; ich habe dir viele Beyspiele von niederträchtigen Menschen erzählet: heute hast du aber selbst erfahren, daß es auch gute Menschen giebt. Ehre diese, und verachte die andern. Die Rechtschaffenheit und Tugend sollen stets dein Ziel seyn. Sey arbeitsam, und sey auch in der größten Armuth — wohlthätig. Ich scheide! Laßt uns dem edeln unbekannten Wohlthäter eine Thräne des Danks weihen! — Gattin, Sohn, lebt wohl! —

Der gute Mann verschied, und die hülflose Mutter sank vor Herzensleid in die Arme ihres Sohnes, der nun ihre einzige Stütze und Rettung seyn mußte. Sie besaß nicht das geringste Vermögen; denn der Winzerlohn verschaffte ihnen kaum hinreichendes Brod. Und was das ärgste war, so hatten

bisher immer fremde Kinder dasselbe mit aufzehren helfen. Die Winzerin hatte sich nämlich, da sie noch bey Kräften war, mit Kinderstillen abgegeben, und ihre Mühe war entweder schlecht oder unredlich bezahlt worden. Allein der brave, wackere Sohn verschaffte seiner lieben Mutter durch die Arbeit hinlängliche Lebensmittel. Nichts war ihm zu beschwerlich, und er gewann täglich so viel, daß sich beide satt essen konnten. Ein einziger Louis d'or ward ausgegeben; die übrigen drey blieben aber unberührt als der letzte Nothpfennig unter einem Steine versteckt. Groß und entzückend war das Vergnügen des alten Mütterchens, wenn sie in sanfter Ruhe und inniglicher Genügsamkeit an der Seite ihres Sohnes saß, und mit demselben das Abendbrod genoß. Aber die Wonne des Sohnes war noch größer, noch herzerquickender, so oft er derjenigen den Unterhalt reichte, welche ihm das Leben gegeben hatte. Mit einer Zähre im Auge dankten sie dem Himmel für die gütigen Gaben, und Stundenlang unterhielten sie sich mit trostreichen Erinnerungen an ihren seligen Vater.

Himmel, wen sehe ich! schrie die Winzerin an einem Abende, und fiel an den Hals ihres Sohnes hin. Ach! Mutter, der Sergeant, seufzte der Sohn, und erstummte. — Wirklich war es ein Sergeant, der mit zwey Gemeinen unvermuthet in die Stube hinein trabte, und den wonnevollen Abend unterbrach. Das Brod und der Käse waren nur erst halb verzehret; alle Brodsamen schmeckten noch wie Honig, als der Sergeant seine Ordre verkündigte: Jean Paillard ist mein Rekrute. — Die Mutter sank

ohnmächtig zu Boden, und der Sohn stotterte folgende Worte: Meine lieben Herrn! Sie sehen hier ein altes, kraftloses Weib, das ohne meine Hülfe schon am zwoten Tage Hungers sterben muß. Ich wollte gerne — allein die kindliche Pflicht — hierauf konnte er vor Weinen nicht mehr sprechen. Es vermochte aber keine Vorstellung etwas zu helfen. Denn er war nun einmal in die Liste derer, welche auf Befehl mußten ausgehoben werden, eingeschrieben, und der Sergeant, wenn er auch das mitleidigste Herz gehabt hätte, durfte die Ordre nicht ändern. Ergebt euch dem Befehle, sagte dieser, und machet eure Lage nicht schlimmer.

Der edelmüthige Jüngling stand zitternd vom Stuhle auf, griff nach seinem Hut, und beurlaubte sich von seiner Mutter unter tausend Thränen. Er tröstete sie sogar, daß er sich vom Gehalte so viel abbrechen wolle, daß sie nicht Hungers sterben dürfe. Darauf erholte sie sich, und zog hastig die versteckten Goldstücke unter dem Steine hervor. Freunde! schrie sie, hier habt ihr all unser Vermögen; nehmet es, und gebt mir meinen Sohn wieder. Allein das erbarmenswerthe Weib verstand die Schärfe einer Soldatenordre zu wenig; die Gemeinen griffen den Jean bey den Armen, und führten ihn mit sich fort. Nun heulte die Mutter, als wäre sie von Sinnen. Albernes Weib, sagte der Sergeant, ihr verstehet es nicht, was ihr thut, bleibet und beruhiget euch. Jean sah sich also nochmal weinend um, und die Mutter weheklagte ohne Aufhören.

Das Elend der Winzerin kam in wenigen Tagen zur Sprache unter dem Publikum. Man erzählte sich den Vorfall, und kritisirte die Ordre, doch in den Schranken der geziemenden Ehrerbietung. Die Geschichte kam bis nach der Stadt; nur nicht bis zu den Ohren desjenigen, dessen sanfter Blick mit einem einzigen Winke die Herzenswürde der Winzerin würde geheilet haben. — Und da das Publikum, wie bekanntlich, ein zwar ungestümer aber zugleich schüchterner Advokat ist, so kam die Sache nicht weiter, als — bis in die Kaffeehäuser. Das alte Mütterchen war also ihrer schrecklichen Betrübniß überlassen, und ihr Sohn trug schon den Soldatenrock.

An einem Morgen versammelte sich vor dem Hause des Intendanten, der die Aufsicht über die Werbung in jener Gegend führte, ein kleiner Haufen Volks. Es waren zwölf junge und schöngebildete theils Frauenzimmer, theils Jünglinge, welche alle in ihrem feierlichen Putz erschienen. Diese überreichten dem Intendanten mit eigener Unterschrift ihrer zwölf Namen folgende Bittschrift:

Monseigneur!

Vermög einer hohen Ordre wurde am dritten März Jean Paillard, der einzige Sohn der armen Wittwe eines Winzers zu Colombe, als Rekrute ausgehoben. Wir wissen, daß die arme, alte, hülflose Winzerin keinen andern Unterhalt hatte, als das Brod, welches ihr braver Sohn im Schweiße des Tagelohns gewann. Da nun durch diese Rekrutenaushebung auch ihre Nahrung aufgehöret hat, so bleibt ihr nichts

mehr übrig, als in wenigen Tagen elendig zu verschmachten.

Wir könnten zwar, durchdrungen von Mitleid und Barmherzigkeit, eine Baarschaft zusammenlegen, welche hinreichend wäre, der armen Wittwe einen gewiß besseren Tisch zu geben, als welchen sie durch die Aushebung ihres Sohnes verloren hat. Allein wir würden sie hierdurch über den schmerzlichen Verlust ihres Kindes noch nicht trösten. Der äusserst bedrängten Frau auch diesen Trost zu verschaffen, hierzu fühlen wir uns besonders verbunden zu seyn. Denn bey uns, die wir Zwölfe an der Zahl hier unterschrieben stehen, sind es die Pflichten gegen die Erretterin.

Frau Paillard war unser aller Amme; wir sind alle mit dem Jean Paillard an einer und der nämlichen Brust gelegen. In diesem Betrachte sind wir sämmtlich Brüder und Schwestern zusammen; und ein heimliches Gefühl sagt es uns, daß wir den Jean Paillard wie unsern Bruder schätzen, und seine Mutter als unsere Mutter lieben sollen.

Wir haben unsere geraden, gesunden und festen Glieder der unermüdeten Sorgfalt der Frau Paillard alleine zu verdanken. Und wir finden uns durch das innigste Gefühl von Liebe und Dankbarkeit durchdrungen, unserer Erhalterin und Erzieherin ihre Mühe auf eine Art zu vergelten, welche ihr das angenehmste Geschenk seyn kann.

Da sie nun so große Liebe und Sorge gegen zwölf fremde Kinder hatte, so muß ihr der Verlust ih-

res einzigen der bitterste Schmerz seyn. Mit diesem wollen wir unserer Erretterin ein Geschenk machen; und wir wünschen, derselben ihren Sohn wieder in die Arme geben zu können.

Wir bitten daher gehorsamst, uns zu erlauben, daß wir statt des ausgehobenen Sohnes mit unserem eigenen Gelde einen andern tauglichen Rekrouten stellen dürfen.

Die verlangte Summe sind wir bereit hier auf der Stelle mit Freuden zu erlegen; und wir wiederholen nochmal unsere Bitte, daß man doch der Frau Paillard, welche dem Staate zwölf fremde Kinder erhalten hat, ihr eigenes lassen möchte! — Wir getrösten uns erhöret zu werden, und sind u. s. f.

Diese Bitte rührte den Intendanten so sehr, daß er kein Wort darauf antworten konnte. Er wandte sich um, und gieng mit Thränen im Auge in sein Nebenzimmer. Hier klingelte er seinem Bedienten: dieser mußte unverzüglich den Rekrouten herbeyholen, welchen der Intendant den Supplikanten mit folgenden Worten zurückstellte: Hier, meine edlen Töchter und Söhne, übergebe ich euch euren Bruder! Es geziemet sich nicht, daß man einer Frau, welche dem Staate zwölf fremde Kinder erhalten hat, ihr eigenes nehme. Stellet ihn seiner Mutter zurücke: und damit auch ich an eurer edlen Handlung Theil nehme, so werde ich den Mann, welchen ihr habt stellen wollen, mit meinem eigenen Gelde bezahlen. Lebt wohl, und fahret fort den Adel eures Herzens durch edle Handlungen zu zeigen. — Jetzt dankten sie alle dem

Intendanten in den rührendsten Ausdrücken; darauf fielen sie um den Paillard her, und küßten ihn wie ihren Bruder. Freudenthränen flossen über ihre Wangen, und sie eilten mit dem Freygelassenen in die Arme der bekümmerten Mutter.

Unvermuthet rollten sechs Karossen in Colombe durch die Straßen, welche bey der Hütte der Winzerin Halt machten. Das Volk lief Haufenweise herbey, und man erstaunte, daß bey einer armen Wittwe so ansehnliche Gäste ihre Einkehr nehmen wollten. Frau Paillard, Ihr Sohn kömmt! schrien alle zwölf Pflegekinder aus ihren Karossen. — Das alte Mütterchen keuchte gebeugt unter der Hausthüre hervor: ihr Sohn sprang freudig in ihre Arme hin; er küßte und versicherte sie, daß er nun seine Freyheit wieder erhalten hätte. Und die entzückte Frau konnte vor Freuden kein Wort sprechen. Nun traten auch die Gäste mit der liebevollesten Miene hinzu, küßten ehrerbietig ihre Hand, und nannten sie — Mutter! Aber das liebe Weibchen hatte keines ihrer Kinder mehr gekannt. Denn die lange Abwesenheit, der jugendliche Wuchs und die städtische Kleidung hatten dieselben unkennbar gemacht. Hierauf führten sie ihre Amme in die Stube zu einer niedlichen Mahlzeit, und sie wetteiferten unter einander derselben ihre Namen und Herkunft zu entdecken, und ihr für die Ammensorge kindlichen Dank abzustatten.

Als nun die alte Mutter am Tische so herumblickte, und an den sanften Mienen ihrer edlen Zöglinge die lebhaftesten Abdrücke ihres sanften Herzens

gewahr ward, so brach sie in einen Strom von Freudenthränen aus. O Gott! sprach sie endlich, wie glückselig bin ich am heutigen Tage, da ich dreyzehn Kinder wieder gefunden habe, für die ich mein Leben zu opfern bereit war! — Alle küßten sie wieder von neuem, und schwuren ihr neue Liebe. Nach einer Weile sah man die Gäste aus der Hütte wieder hervortreten. Jean führte seine Mutter am Arme, und diesen folgten die übrigen Hand in Hand geschlungen. Die Jünglinge hatten Kränze von Lorbeer und Wintergrün an ihren Armen, und die Mädchen trugen künstliche Blumen in der Hand. Der Zug gieng in einer feierlichen Stille nach dem Kirchhofe, um Paillards Asche die Thränen des Danks zu weihen. Sie schlossen einen Kreis um das Grab des seligen Vaters, sangen ein rührendes Danklied, und zierten dasselbe mit Kränzen und Blumen. Eine kleine Piramide, welche mit den Namen dieser zwölf edlen Jünglinge und Mädchen umschrieben war, war das Denkmal des rechtschaffenen Greises. Hierauf nahmen sie von der Mutter den zärtlichsten Abschied, und kehrten in ihren Karossen wieder nach der Stadt zurücke. So mächtig wirket die Liebe der Kinder gegen ihre Ammen.

Dieser Vorfall wurde bald in der ganzen Gegend bekannt, und man zählte die arme Winzerin unter die verdientesten Bürgerinnen des Staats. Sie verdiente auch wirklich den Vorzug vor allen jenen Müttern, welche dem Staate zwar Kinder erzeugen, aber aus Delikatesse keine für denselben auferziehen.

2. Der Instinkt, eine Zugabe.

Sogar die Thiere verkennen die dankbare Natur nicht. — Vor nicht gar langer Zeit berichtete der gelehrte Beobachter, Herr Probst Prizburr in Lettland, nach Riga folgende kurze Begebenheit.

Es hatte in seiner Nachbarschaft eine Frauensperson den Arm gebrochen; die aber ein so lebhaftes Gemüth besaß, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihren Arm nach dem Verband auf eine geraume Zeit in die tiefste Unthätigkeit versunken zu sehen. Sie verfiel daher auf den Gedanken, mit Einwilligung des Wundarztes den Versuch zu machen, ob sie ein Ey in der unwirksam liegenden Hand ausbrüten könne. So weit raffiniret ein Mensch, der einmal gewöhnet ist, keine Stunde seines Lebens unthätig vorbeygehen zu lassen. Man zweifelte zwar an ihrer Ausdauer; aber nach vier und einer halben Woche kroch aus dem in ihrer Hand ausgebrüteten Ey ein junges Huhn hervor, welches sie sorgfältig pflegte und erzog. Nachdem diese Frauensperson von ihrem Krankenlager aufgestanden war, so stellte sie ihr erzogenes Huhn unter die übrigen Hühner. Nun war jenes, ob es gleich ein Hahn war, nicht dahin zu bringen, daß es sich unter diese gesellte. Immer floh jener Hahn die übrigen Hühner, nie blieb er in ihrer Gesellschaft, und nur seine Erzieherin allein konnte seine Gesellschafterin seyn. Man sah ihn sogar vor Freude an jenem Frauenzimmer aufhüpfen und in die Höhe fliegen, das ihn ausgebrütet hatte; und man konnte

deutlich abnehmen, daß das Thierchen für Liebe und Dankbarkeit gegen seine Erzieherin glühete.

Wenn die Ammenpflege bey den Thieren so weit wirket, daß diese sogar ihr Geschlecht dabey zu verkennen und zu vergessen scheinen, so dürfen sich jene Mütter nicht mehr verwundern, welche so oft wegen der verweigerten Brust von ihren Kindern mißkannt werden.

---

3. Die Unschuld auf der Folter.

In unsern Tagen bemitleidet man das stumpfe Wesen und die Rohheit des Geistes unserer Vorfahren, welche durch den Ausbruch ihres Unverstandes, durch ihre Wasser- und Feuerprobe, die Wahrheit finden wollten. Wir bejammern den Unsinn, womit sie der Unschuld das Recht zuerkannten, da ihre Urtheilssprüche nur Ungerechtigkeiten waren. Und doch hat sich die Chimäre, durch die peinliche Frage zur Wahrheit zu gelangen, bis auf unsere Tage erhalten. Diese Hiäne und Zeuginn der menschlichen Rohheit hat sich allgemein verbreitet, und sie thronet mit Stolz in jenen Stuben, deren Thürschwellen mit den alles versprechenden Worten: Gerechtigkeit und Weisheit — überschrieben sind. Was werden einst unsere Nachkommen von uns sagen? Wie werden diese unser Jahrhundert, wenn sie unsere philosophischen Schriften und Gerichtsakten zusammen halten, beurtheilen?

theilen? Wir werden in ihren Augen das seyn, was diejenigen in unsern Augen sind, welche einen Bischof von Salzburg äußerst verfolgten und verketzerten, weil er — Antipoden glaubte.

Welch schauerndes Bild, wenn man die ungeheure Zahl der Menschen betrachtet, welche durch die peinliche Frage unschuldig geopfert worden sind! — Zur peinlichen Frage rechne ich nicht nur die Folter allein, jene scheußlichen Werkzeuge, welche je die menschliche Grausamkeit erfinden konnte. Der unphilosophische, rohe, und unempfindliche Richter selbst — ist eine peinliche Frage. Wenn der Richter mit seinem trocknen und steifen Gesetzbuche so dasitzt, in dessen Innerm ein eben so trockenes und steifes Herz ohne Rührung, in dessen Kopf gar keine Herzenskenntniß, kein Geist der Aufklärung ruht, dann wehe demjenigen, der von einem solchen Manne zur Frage gestellt wird! —

Ich erstaune, wenn ich am Ende unsers Jahrhunderts in den der geheiligten Publizität geweihten Schriften noch so manche Geschichte lese, welche die gegenwärtige Rohheit und Gefühllosigkeit schildern, und die sichtbaren Plagen und Geißeln der Staaten bezeichnen.

Zu Kobelwiz bey Cosel, ward einer Witwe für zehn Gulden Leinwand gestohlen. Freilich war's ein ehrloser Dieb, der diese schlechte That begieng; aber wo soll man ihn aufsuchen? In solchen Fällen schläft man ganze Nächte nicht, und da man des gestohlnen

Gutes nicht mehr habhaft werden kann, so entschädiget man sich meistens mit dem Verdacht. Dieser abscheuliche Verdacht soll noch eine kleine Wohlthat seyn, weil er dem Beschädigten noch einige Hoffnung übrig läßt, zu einem Theile des gestohlnen Gutes wieder gelangen zu können. Zum größten Uebel fällt der Verdacht gemeiniglich nur auf unbemittelte, arme Leute; daher ist es bey den geübten Dieben ein Prinzip, sich geldhabend anzustellen, und hübsch gekleidet einherzugehen. Auch diesmal fiel der Verdacht auf einen armen Mann, auf den Hirten Wollny, der wegen seiner aufrichtigen Miene von der ganzen Gemeinde geliebet ward.

Der gute Mann ward vorgerufen, und gerichtlich über den Diebstahl befragt. Wie der Blitz fuhren Schrecken und Tod durch alle seine Nerven; die Gesichtsfarbe änderte sich plötzlich; er zitterte, und stotterte ein gebrochenes — Nein! —

Der Beklagte erholt sich wieder; wird öfter gefragt; und er antwortet standhaft Nein! — Allein, er ist nun einmal im Verdacht; er sollte Ja! sprechen; und wie erzwingt man aus ihm das Jawort? — Durch die peinliche Frage. — Himmel! war denn das Verhör keine peinliche Frage, das ihn am ganzen Leibe zittern und entfärben machte? — Ich glaube nicht, daß ein Richter jene Pein fühlt, oder gefühlt habe, welche die gekränkte Unschuld bey einem Vorwurfe des Lasters empfindet. —

Der arme Hirt wurde unbarmherzig in den Prügel gespannt, so schwebend an einen Strick ge-

hangen, und mit Stockschlägen gefragt. Schon funfzig schmerzliche Hiebe hat er empfangen! Und er sprach unter Schreien und Weinen: — ich bin unschuldig!

Der Gemarterte schreit erbärmlich! Das Weheklagen ertönet in allen Straßen: es folgen Hiebe auf Hiebe — Gott! der hunderte Hieb — und Wollny ruft — — ich bin unschuldig. Jetzt stürzen Wollny's Töchter, drey Hirtenmädchen mit Jammergeschrey herein.

Gnädiger Herr, unser Vater, seufzen sie, ist unschuldig! Sie werfen sich vor ihm nieder; mit gerungenen Händen schreien sie um Gnade; sie benetzen seine Füsse mit Thränen, und bitten wehemüthig um die Loslassung ihres Vaters. —

Die Mutter kömmt; das arme Weib, der Schmerz läßt sie nicht sprechen. Sie erblicket ihren Mann am Stricke hangen, und — stürzt ohnmächtig zur Erde nieder! — Nun schlängeln sich wieder die drey Mädchen um seine Füsse, sie kriechen ihm auf den Knien nach, und benetzen seine Schritte mit Zähren. Gnädiger Herr, winseln sie, Gnade, unser Vater ist unschuldig. —

Jetzt verdoppeln die drey Schwestern ihr Händeringen; ihr Flehen erschüttert die Mauern; sie machen die kläglichsten Krümmungen, und ihre schwellenden Busen enthüllen sich unvermerkt. — Und noch ist des Richters Herz unempfindlich, felsenhart. Wollny soll seine Unschuld verläugnen, und

er wird nochmal geschlagen. — Jetzt kann er die Marter unmöglich mehr ausstehen; er muß — sich zum Laster bekennen.

Ein gräßlicher Anblick! Der Vater hängt in äußersten Schmerzen am Strick, die Mutter in der Ohnmacht auf die Erde hingestreckt, und die drey Töchter heulen und weheklagen aus zärtlichster Kindesliebe. Mitten unter diesem unglücklichen Haufen steht ein unerbittlicher Richter, der eben so taub und gefühllos ist, als der auf dem Pulte liegende juridische Foliant, nach welchem er richtet. Bald wird sich der Hirte zum Laster bekennen, das er nie begangen hat, bald wird er schreien — ich bin der Dieb. Denn unmöglich kann er die Streiche länger aushalten. Der funfzigste Streich — und Wollny schreit — — ich bin unschuldig!

Wer hätte diese Standhaftigkeit von einem Hirten erwartet? Groß, tieffühlend muß der Begriff von der Tugend in seiner Seele liegen, sonst würde er sich nicht so jämmerlich für dieselbe peinigen lassen. — Ich wette, daß, wenn der Hirt den Begriff von der Tugend in seinem ganzen Umfange besitzet, wenn er sich mit diesem erlauchten Engelsgedanken in seinem Leben beschäftiget hat, — daß er die Wahrheit nie verläugnen werde. Er wird als ein Held sterben; und dann, Richter, siehe du zu, wie du jenseits des Grabes bestehen werdest.

Himmel! Das Geheul und Gewinsel hebt sich wieder an. Der Beklagte sollte nochmal funfzig Hiebe empfangen. Aber wie wird er ausharren? Unmög=

lich kann er ein so großer Held seyn, unmöglich kann er die Schwachheit der Empfindlichkeit des Körpers mit der Stärke seines Geistes vereinbaren.

Doch, wer hätte es vermuthet? nach vollen zweyhundert peinlichen Hieben sprach Wollny — ich bin unschuldig!

Dieses letzte beharrliche Bekenntniß brachte des Richters Seele in volle Wuth. Anstatt, daß er den entsetzlich zugerichteten Wollny beweinte, anstatt daß in seinem Herzen ein einziger Funken vom Menschengefühl gegen diese unglückliche Familie aufloderte, schritt er zu unmenschlichen Grausamkeiten. Man ergriff die in Todesangst daliegende Mutter; diese wurde auf die eben so barbarische Folter gebracht, und mit den entsetzlichsten Hieben gräßlich zugerichtet. — Allein auch das schwache Weib besaß Geisteskraft genug, daß sie während der grausamsten Marter — die Wahrheit nicht verläugnete. Sie war durch die schmerzlichsten Hiebe nicht zu bewegen, gegen ihren Mann ein falsches Zeugniß zu geben: sie beharrte als eine Heldin, daß Wollny unschuldig sey! Auch sie hatte hohe Begriffe von der Tugend; sie besaß eine edle Seele, und der Adel des Herzens verläugnete sich beym Hirtenweibe nicht. — Der Richter stampfte mit den Füssen, und knirschte mit den Zähnen, als er — die Tugend unüberwindlich sah. —

Nun wäre es freilich hohe Zeit die Unschuldigen frey zu lassen, da der Jammer derselben schon bis zu den Wolken hinansteigt. Aber die menschliche Grausamkeit ist unersättlich; sie geht weit über die

Schranken der Natur hinaus. Der Richter hat sichs in den Kopf gesetzt, den Wollny für schuldig zu erklären, und sollten auch alle Bande der Herzen zerreissen. Ein gefühlloser Mensch läßt sich durch nichts bewegen: gegen alles, was schön, edel, und reitzend ist, bleibt er unempfindlich.

Auch Adelheid, das sanfte unschuldige Mädchen von 17 Jahren wurde an die Folter gebunden! Diese wurde eben so erbärmlich, wie die Mutter, geschlagen, um sie gegen den Vater zum Bekenntniß zu bringen. Es wohnte aber eine unüberwindliche Kindesliebe in dem edlen Herzen des sanften Hirtenmädchens; und bey all den marternden Schmerzen rief Adelheid standhaft — mein Vater ist unschuldig!

Willig, wie ein Lamm, ließ sich nun Amalia, die 15 jährige Tochter, auf die Folter schleppen; und ihr geistiges Aug sprach zum Richter: du bist ein Unmensch. Mein Vater ist unschuldig! rief sie, und beharrte standhaft auf diesem Bekenntniß der Wahrheit. Man schlug eben so grausam und barbarisch in sie, als ihrer Mutter und der Adelheid begegnet wurde: man forderte mit fluchendem Gepolter, sie sollte ihren Vater als einen Dieb erklären. Allein Amalia verläugnete die Natur nicht: die väterliche Lehre — allezeit die Wahrheit zu bekennen, war tief in ihr Herz gepräget, und sie schrie, troz der grausamen Folter, — mein Vater ist unschuldig!

Darauf fiel man über die jüngste Tochter, über das 13jährige Julchen her. Ach! wie das Kind

zitterte, als man sie band, und auf die Folter hinwarf. Mit kläglichster Stimme rief Julie ihren Vater, Mutter, und beyde Schwestern um Hülfe. Ach! wie sollten diese helfen, da sie sich selbst nicht mehr bewegen konnten, da sie auf der Erde, wie das halbtodgeschlagene Vieh herumlagen. Es durfte auch niemand retten, denn es war nun einmal an dem, die Familie des Hirten zu würgen. — Boshafte Blutgierde lächelte aus den Mienen des barbarischen Richters, als er Julchen um Hülfe schreien sah. Er rechnete auf ihre zarte Jugend, auf ihre weiche Empfindlichkeit; diese, dachte er bey sich, wird meine Wünsche erfüllen, und ein Bekenntniß thun, welches mich befriediget. Man schlug mit aller Stärke in das dreyzehnjährige Mädchen, man schonte auf keine Weise den zarten Körper dieses Kindes, und mißhandelte es barbarisch. Gott! wie das Mädchen auf der peinlichen Folter schrie! Ein jeder Hieb war in den Herzen der Aeltern der schmerzlichste Dolch. Die beyden Schwestern heulten erbärmlich, so oft sie Julchen schreien hörten. — Wie ist es möglich, daß es Menschen gebe, welche diese schaudervolle Handlung ohne Todesentsetzen mit ansehen konnten!

Wie verhielt sich aber Julchen? — Edelmüthig, mit einem Geiste voll edlen Großmuths vertheidigte sie die Unschuld ihres Vaters! Mein Vater ist kein Dieb, schrie das zarte Kind, und solltet ihr mich auch todschlagen. — Einen so hohen Geist des Edelmuths, eine so tiefe Hochachtung gegen Tugend und Wahrheit, ein so inniges Gefühl der Natur,

und Achtung des Blutes, das sie vereinigte, besaß eine fromme Hirtenfamilie!

Dieses heldenmüthige Beyspiel edler Standhaftigkeit, besonders in Rücksicht des zarten Geschlechtes, war dennoch nicht vermögend dem Richter den gefaßten Verdacht zu benehmen. Er ergriff das letzte Mittel, und ließ den Hausmann, bey welchem Wollny wohnte, samt dessen Weib zum Verhör fodern.

Nun zittere, ehrlicher Wollny! Dein Hausmann oder dessen Weib werden ohne Zweifel wider dich zeugen. Was wird wohl an einem Hirtengesinde, wie man es zu nennen pflegt, liegen, da du ohnehin nur aus Gnade in seinem Hause wohnest? Glaubst du, der Hausmann und sein Weib werden sich deiner Ehre wegen halbtodschlagen lassen? — Du bist verlohren, lieber Hirte! ich beweine dein Schicksal.

Das Verhör war scharf; beyde erklärten sich für die Unschuld des Hirten, und der Richter drohete mit der Tortur. — Auch der Hausmann und dessen Weib waren rechtschaffen. Dieses war nun dem Richter noch unerwarteter, seiner schwarzen Seele noch unbegreiflicher. Aber die Folter — — Man läßt es darauf ankommen; beide wurden eben so schrecklich und grausam geschlagen, beide empfingen über hundert Hiebe, und beyde gestanden, — — daß Wollny unschuldig sey! — Was für edle Seelen haben unter einem Dache geruhet! Des Him-

mels Seegen steige in ihre Wohnungen herab, und versüsse ihre, um die Rechtschaffenheit ausgestandenen Leiden! Himmel! bezeichne diese Wohnungen der edlen Herzen mit einem ewigen Denkmahle, damit die zügellosen Menschen lernen, wo die Rechtschaffenheit wohnet. Glück dir, lieber Hirte! nun magst du wieder frei werden, nachdem sechs Personen unter folternden Schmerzen deine Unschuld erkannt haben.

Schrecklich! Wollny wird nicht frey gegeben. Er wurde nach dieser unerhörten Menschenmetzelei nochmal in die Folter gespannt, und so lange geschlagen — bis er starb!

Nun hast du ausgelitten, edler Hirte! Hier liegst du in deiner Unschuld des Herzens. Dein Leib ist zwar nicht mehr kennbar, du bist vollends zerfleischet, — aber schön, wie die Sonne, glänzet deine Seele in den ewigen Gefilden. Ach! welch ein schauernder Anblick! dein Weib, deine Kinder um dich her! selbst dein braver Hausmann und dessen Frau! alle unglaublich gräßlich zugerichtet! und dennoch konnten sie deine Unschuld — von den barbarischen Menschen nicht retten!

Ist denn kein edler Mann mehr übrig, der diese barbarische Behandlung nach Verdiensten züchtiget? — Ja! er kömmt! der Herr Generalmajor Baron von S — ist der edle Menschenfreund, der dreyzehn Personen, welche an dieser Unmenschlichkeit Theil genommen, arretiren, und zur Untersuchung abliefern ließ.

---

4. Der ungegründete Verdacht.

Zugabe zu dem Vorigen.

Ich hab es schon gesagt, daß der Verdacht gemeiniglich auf unbemittelte, arme Menschen fällt. Ich habe aber sehr oft bey dergleichen Menschen, besonders wenn sie durch kein sträfliches Verschulden arm geworden sind, eine gute, solide häusliche Erziehung angetroffen. Wer den Menschen nur nach dem schönen Kleide, und nicht nach der Schönheit der Seele zu schätzen gelernt hat, der besitzet keine Menschenkenntniß, und tauget am allerwenigsten zu einem richterlichen Amt. Die, welche keine Herzenskenner sind, bezeigen den bordirten Schurken die tiefsten Komplimente, und würdigen sich kaum mit dem Redlichen im abgenutzten Kleide zu sprechen. Aus dem Bürgerstande geben die Gastwirthe ein auffallend trauriges Beispiel hievon, welche einem Fußgänger für seine redliche baare Münze mit ungleich geringerer Achtung begegnen, als jenem, der geritten daher kömmt, und dem manchmal die Steckbriefe schon nacheilen.

Vor nicht gar langer Zeit übernachtete zu Waiblingen, einer herzogl. Würtembergischen kleinen Stadt, ein Handwerksbursche. Müde den ganzen Tag seinen Reisebündel fortgeschleppet zu haben, setzte er sich an den Tisch, um seinen Schweiß zu kühlen. Neben den Betrübnissen über das Schicksal seiner harten Wanderschaft, plagten ihn auch Hunger und Durst. Er labte sich mit wenigem, so viel es näm-

sich sein Vermögen zuließ, und bezahlte, was er schuldig war. Innigsten Dank schickte er in seinem Herzen zum Himmel, daß er diesen Tag gesund und ohne Gefahr zurück gelegt hatte. Allvater! seufzte er, hilf mir auch den morgenden Tag glücklich und mit Ehren dahinbringen, damit ich deines reichen Segens würdig werde. — Darauf nahm er seinen Bündel als einen Kopfpolster, und suchte in der nämlichen Stube auf irgend einer harten Bank sein Nachtlager zu nehmen.

Handwerksbursche, und Fußgänger fragen selten auf ihren Reisen nach Betten, weil man ihnen öfters für baares Geld nur die schlechtern und schmutzigern zukommen läßt. Und der ehrliche Handwerksbursche, von dem ich jetzt rede, war zu sparsam, als daß er einen Groschen, mit dem er sich morgen am Mittage laben konnte, für die Bequemlichkeit im Bette zu schlafen — hingeben sollte. Sein Geld war ohnehin sehr geschmolzen, und er schämte sich zu betteln. Keine Gefahr stellte er sich fürchterlicher vor, als die Gefahr — betteln zu müssen. Denn sein Vater hatte ihm von Jugend auf den größten Abscheu gegen das Betteln beygebracht, und zwar aus dieser gutgemeinten väterlichen Absicht — seinen Sohn dadurch vor dem Müssiggange zu bewahren. Der Vater hatte es nämlich aus der Erfahrung, daß viele Handwerksburche erst alsdenn in Laster gefallen sind, nachdem sie sich nicht mehr geschämt hatten, von einer Stadt zur andern um die sogenannten Zehrpfennige zu laufen. O Vater! welch ein Schrecken würde deine Nerven durchschau-

ern, wenn du wüßtest, daß du deinen Sohn Gottlieb mit deinen gutgemeinten Lehren, freilich nur durch das Verschulden des Schicksals, in tiefes Unglück stürzest! Und du, Gottlieb! würdest den erspareten Groschen tief unter die Erde verfluchen.

Gottlieb schlief ruhig und sanft auf der harten Bank; denn es war keine Seele mehr in der Stube, welche seinen süssen Schlummer störte. Er träumte von Rechtschaffenheit, von Tugend, und von der Treue seines geliebten Mädchens. Schön, wie die Unschuld schläft, lag Gottlieb mit Rosen bemahlet auf seiner — letzten — sanften Schlafstätte! Es war zehn Uhr vorbey, die Geisterstunde begann anzurücken, und das schwarze Schicksal — trat in der Gestalt eines Jünglings in die Stube.

Der Vetter des Wirthes, auch ein braver Jüngling, kam noch in der finstern Stunde heran, um allda zu übernachten. Es wurde Licht gemacht, dem Vetter ein Nachtmal aufgesetzt, und über eine Stunde lang freundschaftlich geplaudert. Während diesem Geplauder empfand der junge Vetter die Müdigkeit an seinen Gliedern; er lößte daher seine Kniebänder und Schuheschnallen auf, und legte sie neben sich auf den Tisch hin. Bald darauf überfiel ihn der Schlaf, und der Wirth führte seinen Vetter in das sogenannte Herrenzimmer hinauf. Solche Herrenzimmer, und Herrenstübchen findet man beynahe in allen Gasthäusern der kleinen Städte, welche nur jenen Gästen geöffnet werden, die man von den andern besonders zu unterscheiden pflegt. Hierauf kam der Wirth nochmal in die Stube zurück, um als ein sorgfältiger

Hausmann überall nachzusehen, und die stehengebliebenen Gläser und Teller wegzuräumen. Ei, was? sagte der Wirth zu sich selbst, mein Vetter hat gar seine silbernen Schnallen vergessen: will sie wegräumen, um ihm dieselben morgen desto sicherer geben zu können. Er nahm also die Schnallen, und verwahrte sie in seinem Schrank.

Alles schlief ruhig und sanft, und um drei Uhr Morgens fiengen die Hunde ein großes Gebelle an. Eine ganze Stunde lang lag der Wirth so auf seinem Polster da, und entwarf hauswirthschaftliche Projekte. Da fiel es ihm ein, daß ein zwey Meilen weit entlegener Bauer einen Vorrath Hafer zu verkaufen hätte. Haben heut meine Pferde ohnehin nichts zu thun, dachte er, ich will hinreiten und sehen, daß ich einen guten Kauf treffen könne. Weib! rief er endlich, ich kann vor lauter Hundsgebelle nicht schlafen, ich will fortreiten, Hafer zu kaufen. Und alsdann stand er auf, und rüstete sich fort.

Gottlieb wurde gleichfalls von dem Gebelle gestört, und da der Wirth mit Stiefel und Spornen wohl funfzigmale die Stube aus und ein trabte, so verlohr er gänzlich die Lust zu schlafen. Auf, Freund! sagte er zu sich selbst, und suche dein Glück weiter, denn hier ist keine bleibende Stätte für dich. Bezahlt habe ich alles, sprach er zum Hausknecht, der eben aufgestanden und in die Stube hereingetreten war, lebe wohl! mein Freund! bis auf Wiedersehen, und dann gieng er.

Ach! bis auf Wiedersehen, sprach er; laßt uns die unglückliche Stunde seines Wiedersehens ver-

verwünschen, welche nur Grausen und Entsetzen in unseren Herzen erwecken wird. — Mit bemahlenden Strahlen beleuchtete die aufgehende Sonne die rosenfarben Wangen des unschuldigen Wanderers; mit frischem Muthe eines reinen Gewissens wandelte er auf den Straßen hin, und sang sein gewöhnliches Morgenlied. Munter sprang er über kleine Gräben und Bächchen, und tausend aufwachende Vögel harmonirten in sein Morgenlied. So wandern alle unschuldigen Jünglinge; und sie achten des Schweises nicht, welchen ihnen ihre Bündel erpressen.

Frau Base! rief der Vetter der Wirthin, der erst um acht Uhr erwachte, wo sind meine silbernen Schnallen?

Wirthin. Ihre Schnallen? Herr Vetter! Ich habe keine gesehen.

Vetter. Bevor ich schlafen gieng, zog ich meine silbernen Schnallen aus den Schuhen, legte sie in der Stube auf den Tisch hin, und nun sehe ich dieselben nicht mehr.

Wirthin. Hausknecht! — wohin hast du die silbernen Schnallen gelegt? welche hier auf dem Tische gelegen sind.

Hausknecht. Bey Gott! Frau! ich habe keine Schnallen gesehen.

Vetter. Wer hat sie denn aufgehoben?

Hausk. Ich nicht, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!

Wirthin. Hm! Hm! müßte sie mein Mann weggeräumt haben. Will hurtig sehen: wenn er was wegräumt, so pflegt ers allezeit in das Gläserkästchen zu sperren. Sie sperret auf; alle durchsuchen das Kästchen. Ja wohl! Schnallen, die hat der Gukguk.

Vetter. Ums Himmelswillen, Frau Base! man wird sie ja nicht gestohlen haben?

Hauskn. Das wäre verflucht! und unser einer sollte dafür repondiren?

Wirthin. Sie sind nicht da, ich mag hin und her suchen: und weil sie nicht da sind, so hat sie auch mein Mann nicht weggeräumt.

Vetter seufzend. Herr Ja! meine silbernen Schnallen.

Wirthin zornig zum Hauskn. Du hast aber auf nichts acht. Den Löffel aus dem Maul, und ins Bett, heißt es bey euch, Dienstbothen, es gehe hernach der Herrschaft wie es wolle.

Hauskn. Frau! ich thue meine Schuldigkeit; und für alles kann ich nicht stehen. Wären mir die Schnallen besonders anvertraut worden, so wollte ich gerne dafür büssen.

Vetter. Ich fürchte, sie sind gar gestohlen worden.

Hauskn. Das hatte ich bey der ersten Frage schon gedacht.

Wirthin. Ja! sagen wollte ichs nicht gerne, aber — mein erster Gedanke wars, sie seyen gestoh-

len worden. — Sucht alle Winkel in der Stube durch. Was nutzt unser Suchen und Jammern; die Schnallen sind hin. Fällt mir noch etwas bey; laßt uns im Speisgewölbe sehen. Wenn dort die Schnallen nicht sind, so hat sie — — wer gestohlen, und ich laß mir den Kopf abschneiden, wenn ichs nicht errathen habe. Alle durchsuchen das Speisegewölbe. Darauf kommen sie wieder zurücke.

Hauskn. Das ist wieder eine schöne Affaire. Dießmal bey einem Gastwirthe gedient, und hernach — mein Lebtag nicht wieder. Was hilft mich ein guter Lohn, wenn man dafür tausend Verdrüßlichkeiten wegen der verfluchten Diebsleute ausstehen muß.

Wirthin. Narr! glaubst du, unser einer habe weniger Verdrüßlichkeiten? Die Schnallen sind weg, und wir suchen umsonst. Wenn sie der Wirth aufgeräumt hätte, so müßten sie im Gläserkästchen oder in dem Speisegewölbe liegen; denn an diese beiden Orte pflegt er alles, was die Gäste vergessen, hinzustellen.

Hauskn. Das weiß ich; aber diesesmal hat sie der Dieb.

Vetter. Ich möchte mir alle Haare ausraufen! — Haben baare zwanzig Gulden gekostet, und ist Probesilber.

Wir-

Wirthin. Erst neulich vergaß ein fremder Herr seine silberne Tabaksdose, und mein Mann hatte sie fleißig in das Gläserkästchen gesperret.

Hauskn. Wie giengs vor drey Wochen, nicht wahr? Frau! mit dem silbernen Reitzaum. Der Herr war auch fortgereiset; wir durchsuchten das ganze Haus, und fanden ihn endlich im Speisegewölbe; und so giengs ein andermal mit einer Reitpeitsche.

Wirthin. Wie närrisch! Mein Mann würde mirs wohl gesagt haben; redete er doch im Bette zu mir, und sagte treuherzig, ich sollte dem Herrn Vetter einen Koffee machen; und da sollte er auf die Schnallen vergessen haben? — Mein Mann? der alle Pfennige und Heller im Kopfe hat.

Hausk. Die Kuhe ist aus dem Stalle; was nützt unser Jammer?

Vetter. Welcher Schurke mag sie doch wohl gestohlen haben?

Hausk. Hätt ich nur den Handwerksburschen nicht aus dem Hause gelassen. Aber da ist der Herr Wirth daran schuld, der so gerne das Haus öffnet, ehe es noch Tag ist.

Wirthin: mit einer geheimnißvollen Miene. Ich laß mir den Kopf abschneiden, wenn er nicht die Schnallen hat.

Vetter. Wer? Frau Base!

Wirthin: zuckt die Achsel. Hm! — wer? —

Hausk. Ich verstehe die Frau gut; der da gesessen ist, nicht wahr?

Wirthin. Der Argwohn ist ein Schelm, sage ich; aber ich laß mir den Kopf abschneiden, wenn —

Vetter. Der Bursche, der da gelegen hat? — Er schnarchte immer, so lang ich mit dem Herrn Vetter schwatzte.

Hauskn. lächelnd. Dies war schon das rechte Schnarchen; dieselbigen sind eben die rechten, die so schnarchen, und — — nebenbey alles hören und sehen.

Wirthin. Der Spitzbube! ist so stockmäuserisch dagesessen, als konnte er nicht fünfe zählen; seine Augen waren immer auf dem Boden, und er konnte mich nie recht ansehen. Ich dachte den ersten Augenblick: du Bursche! hasts hinter den Ohren.

Vetter. Das wäre erschrecklich!

Wirthin. Ich wollte ihn zu Bette führen. Aber nein! er nahms nicht an. Er hatte schon seine Absichten. Mein Gott! ein elendiger, lausiger Bursch; hat etwa ein paar zerlumpte Hemden im Bündel, und noch ein paar Fetzen, dann ists Amen. Ich sah ihms gleich an, daß er nichts gutes im Sinne hatte.

Vetter. Um Gotteswillen; was ist zu thun?

Hauskn. Darum hat der Schurke so fleißig bezahlt. Und, bedenken Sie, Frau! ich sah ihm recht in die Augen, als er gieng, und da sprach er so hübsch freundlich und lächelnd: lebe wohl, bis aufs Wiedersehen, als wollte er sagen, der falsche Schlingel, du wirst mich sobald nicht mehr zu sehen kriegen.

Wirthin. Und das hat er gesagt?

Hauskn. Ja! das hat er gesagt, ich schwöre darauf. — Dieses Wort kam mir gleich verdächtig vor; und seine Freundlichkeit, sein Lächeln —

Vetter. Der Schurke hat sich noch dabey in die Faust gelacht?

Wirthin. O, Herr Vetter! ich kenne dieses Gesindel am besten; ich wirthschafte schon über zwanzig Jahre, und ich weis es, wie verwegen solche Diebsleute sind.

Hauskn. Und — fortzugehen, ehe es recht Tag wird? Ein ehrlicher, braver Handwerksbursche reiset beim Tage, und nicht bey der Nacht.

Vetter. Bey der Nacht gieng er fort?

Hauskn. Freilich! es war noch finster. Er sitzet gewiß bey einem Dorfwirthe, und säuft auf die Schnallen.

Wirthin. Solche Leute gehen selten weit. Hurtig Hausknecht! geh, und vermelde dem Herrn

Oberamtmann meine Spezial-Empfehlung; sage, mein Mann sey nicht zu Hause, und erzähle ihm den ganzen Hergang; und ich laß ihn bitten, daß er mir doch in dieser Sache helfen möchte. Hauskn. will abgehen. Noch etwas: sage nur, es sey mein Herr Vetter, dem die Schnallen gestohlen worden sind, und bis längstens einer halben Stunde werde ich selbst meine Aufwartung machen. Hauskn. geht ab.

Wenn es wer anders wäre, als Sie, Herr Vetter! so nähme ich mich des ganzen Handels nicht an. Denn ich scheue die gerichtlichen Klagen von ganzem Herzen.

Vetter. Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir so viele Gefälligkeit thun. Ich will gerne alle Unkosten bezahlen, wenn ich nur meine Schnallen erhalte. Ist das beste Probesilber dabey, und ich versichere Sie, ich habe baare zwanzig Gulden dafür ausgelegt.

Wirthin. Mir ist noch sogar bange nicht. Denn weit ist der Pursche noch nicht gekommen: und der Häscher unsers Oberamtmanns hat einen Hund, der ist wie der Teufel, als wenn er besessen wäre. Der Hund riechet es an den Leuten, wenn sie Diebe sind: und er hat schon öfters die Probe gemacht.

Vetter. freudig. Das wäre! — So ein Hund ist nicht mit Geld zu bezahlen.

Wirthin. Nun will ich mich etwas schöner anziehen, damit ich dem Herrn Oberamtmanne die

Sache recht gründlich erzehlen könne. Hausknecht ist Hausknecht — er weiß nicht so zu reden, wie unser einer, und könnte etwa gar die Hauptsache vergessen. Daß er nicht einmal wartete, bis es recht Tag ward, und daß er von mir kein Bett annahm, Herr Vetter! das sind Hauptsachen.

Vetter. Und mir schien auch sein Schnarchen nur verstellt zu seyn.

Wirthin. Und besonders das spöttelnde Lächeln, bis aufs Wiedersehen. Der Schurke wollte zu verstehen geben: die Schnallen habe ich schon, und ihr sehet mich nicht wieder. — Ist dieses nicht eine Verwegenheit? Noch dazu lachen! — Ich hätte keine Erbarmniß, und wenn er auch vor meiner Hausthüre gehenkt würde.

Vetter. Er verdient es auch nicht anders. Zuletzt wäre man in seinem eigenen Hause nicht sicher: und wer, Teufel, wollte da Gastwirth seyn?

Wirthin. Gehen Sie indeß, Herr Vetter, nach Ihrem Zimmer hinauf. Ich muß mich hurtig ankleiden: die Sache wird schon wieder gut werden, seyen Sie getrost; denn des Häschers Hund ist dem Teufel ausgekommen, er riecht die Diebe und sollten sie im Rauchfange droben stecken. Beide ab.

Durch diese und tausend dergleichen Umwege schleichet sich ein kriminalisches Nichts — der Verdacht bis in die Gerichtsstuben. Bis auf den Augenblick, als die Schnallen vermißt wurden, dachte keine Seele an den armen Gottlieb mehr. Kaum

war man blind genug dieselben nicht zu finden, so waren Gottlieb's unschuldigste Handlungen schon Sünden und Laster. Alle hatten den Diebstahl an seiner Stirne gelesen; sein sanftes, stilles Wesen, seine Ersparniß des Bettgroschens, und sogar das natürlichste Bedürfniß seines Körpers, nämlich zu schnarchen — mußten seine Ankläger und Verräther werden. Daß er die väterlichen Ermahnungen, den Müßiggang zu fliehen, treulich befolgte, und in dieser lobenswürdigsten Absicht schon vor Tages Anbruch seinen Wanderstab weiter fortsetzte, dieses machte ihn vollends zum Verbrecher. Auch sein höfliches, sanftlächelndes, und gutgemeintes Lebewohl — mußte das untrügliche Zeichen eines verwegenen Herzens seyn.

Wenn nun der Richter eben so unüberlegend, voreilig, unbedachtsam und unphilosophisch zu Werke gehet, als ein aufbrausendes Weib und ein dummer Hausknecht, so ist es baare Unmöglichkeit die Unschuld zu retten.

Bis die Wirthin samt dem Vetter mit ihrer Klage erschien, war der Häscher schon ausgeritten den Gottlieb aufzusuchen; er hatte auch seinen Hund mit sich genommen, der in dem Städtchen so berühmt war. Die Wirthin erklärte und bestättigte alles mit vielem Nachdruck, was der Hausknecht schon angebracht hatte. Ihre Beredsamkeit gieng so weit, daß ihr der [illegible] allen Beyfall bezeigte, und zuletzt mit einer guten Portion des richterlichen Unwillens gegen den Beschuldigten eingenommen ward. Ihre wiederholte Anklage schien sogar eine Bekräftigung des ersten Anbringens zu seyn, und es hatte das An-

sehen der so beliebten Mehrheit der Stimmen. Was war aber all dieses Anbringen im Grunde anders, als ein unbehutsames, in der ersten Hitze gefaßtes, und grundloses Weibergeplauder? Wenn tausend Personen eines kurzsichtigen Gelichters bey dem vorigen Auftritte gegenwärtig gewesen wären, so würden sie alle eben so stumpf, wie der Hausknecht, geurtheilt haben. Bey diesem Vorfalle wäre es leicht gewesen mehrere Ankläger zu erhalten, als man verlangte: und wäre alsdann die Stimme tausend solcher Anbringer, etwas anders, als eine dumpfe Pöbelsstimme? —

Es war Mittag, als der Häscher mit seinem Hunde den Jüngling vor sich daher trieb, und ihn bey seinem letzten Nachtquartier vorbey — nach dem Amthause führte. Der arme Junge! er war nur erst bis in das zweite Dorf gekommen, wo er schon so entkräftet war, daß er um einen Schluck Brandewein zusprechen mußte. Sein inneres Bewußtseyn der Unschuld ließ ihn das Morgenbrod ohne die geringste schlimme Ahndung verzehren. Voll süßer Wonne saß er bey seinem Brandtwein, als ihn der unversehends hereintretende Häscher für seine Beute erklärte. Alsogleich sprang der Hund an ihn auf, und ergriff ihn bey den Falten, indeß er die eine Hand den eisernen Fesseln darstrecken mußte. Ach! wie er erschrak bey dieser grausamen Ueberraschung: lange war er seiner nicht mehr bewußt, bis er sich wieder erholte, und seinem Eroberer willig folgte. Oft sank er auf der Straße nieder, und er vergoß einen Strom von Thränen über das Unrecht, das er nun

leiden mußte. Groß, und entsetzlich peinigend war die Schmach, die ihm zugefügt wurde, als er das Wirthshaus vorbey gieng, wo er eben übernachtet hatte.

Seht den Schurken — den Dieb — schrie man aus den Fenstern, und die ungezogenen Gassenkinder liefen hinterdrein, und wiederholten — Diebe — Diebe.

Jetzt hüpfte der Vetter des Wirthes vor Freuden seine silbernen Schnallen wieder zu bekommen, in die Höhe, und die Wirthin und der Hausknecht frohlokten, daß sie so treflich weissagen, und den Thäter so geschwinde errathen konnten.

Bald darauf kam es zum Verhör. Der Richter hatte wichtige Punkte gegen den Beklagten vor sich; drey Ankläger mit gleichlautenden Aussagen; bedenkliche Uebereinstimmungen des Ortes, der Zeit, und der Person, welche den Verdacht nur noch mehr vergrößerten und tiefer gründeten. Was hatte aber der Beklagte für Rechtfertigungspunkte auf seiner Seite? Ach! ein unschuldiges, unter tausend Thränen gestottertes — Nein; Gottlieb sollte mit einer einzigen Sylbe, mit einem gebrochenen Nein — die Ankläger widerlegen, den tiefgefaßten Verdacht von sich ablehnen, und sich von dem Vorwurfe des Verbrechens reinigen. Das einzige Nein — war seine einzige Zuflucht, womit er sich gegen den Verdacht eines Verbrechens schützen mußte. Ein Handwerksbursche hat keine Empfehlungs- oder Beglaubigungsschreiben aufzuweisen; seine Kundschaft meldet nur, er zum letztenmale gearbeitet hatte. Er kann

sich mit keinen Familiennachrichten u. d. gl. legitimiren, daß er ein eben so ehrlicher Mann sey, wie ein anderer, der auf dem Postwagen reiset. Seine reine, offne Stirne muß für alles stehen, und nur sein Herz enthält das Zeugniß der Conduite, welches so viele Menschen nicht lesen können.

Die Redlichkeit und Offenherzigkeit sprachen aus dem Munde des Jünglings, als er die Sparsamkeit für die Ursache angab, warum er in keinem Bette zu schlafen verlangte: die Liebe zur Arbeit, fuhr er fort, war der Trieb, warum er vor Tages Anbruch seine Herberge verlassen hätte. Allein dem Handwerksburschen mangelten die Talente eines Parlamentsredners, und er konnte den Richter nicht bewegen, seine Unschuld zu glauben. Man machte also den Schritt zur peinlichen Frage mit funfzig oder sechzig Stockstreichen.

Ich weiß nicht, warum man so oft die peinlichen Auftritte, mir nichts dir nichts, mit ganzen Schocks von Stockschlägen eröffnet: als wenn zwischen 5. und 25. und 50. ein unbedeutender Unterschied wäre. Welche unmenschliche Gradazion, welche Dummheit, besonders in dem Falle, wo die Unschuld Gefahr läuft tyrannisirt zu werden! In solchen Fällen ist man nicht einmal berechtiget, nur einen einzigen Streich zu geben.

Man hatte dem Gottlieb schon funfzig Hiebe gegeben, und er beharrte darauf, daß er unschuldig sey. Er bekam nochmal funfzig, und er beharrte nochmal auf dem Bekenntniß — seiner Unschuld.

Erschrecklich und unbegreiflich ists, daß die edle Standhaftigkeit des Beklagten den Richter, anstatt ihn zu besänftigen und zu befriedigen, sogar erbittern und zum Zorne reitzen kann. Es wurden noch 25 Streiche anbefohlen, der Jüngling beharrte noch; und der Häscher wollte nach hundert und fünf und zwanzig Stockstreichen nicht mehr schlagen. Der Peiniger war zu gefühlvoll, als daß er sich der Unschuld, welche vor seinen Augen geschlachtet wird, nicht erbarmen sollte. Es entstand ein Streit zwischen dem Herrn und dem Knecht; jener drohte diesen selbst zu prügeln und abzudanken, weil er sich weigerte, die Amtsbefehle zu vollziehen. Aeußerstes Mitleid, und unerbittliche Gefühllosigkeit stritten sich mit einander, indeß die Wirthin ihrem Manne, der eben nach Hause kam, die ganze Geschichte erzählte.

Poz! Himmel und Hölle! rief der Wirth, nun habt ihr recht dumme Streiche gemacht; der Bursche ist unschuldig. — Hurtig sperrte er seinen Kleiderschrank auf; hier liegen ja die silbernen Schnallen, schrie er, am alten Flecke noch, wo ich dieselben gestern hingelegt hatte. Um Gottes Willen! lieber Mann, seufzte die Wirthin, und ihr sonst voreilig geschwätziger Mund verstummte mit einemmaale. Aber der Wirth griff eilig nach den Schnallen, und lief ohne Hut und Rock mit denselben zum Oberamtmanne. Der Bursche ist unschuldig! schrie er aus vollem Halse, hier liegt der Beweiß, und zeigte die silbernen Schnallen auf seinen Händen vor. Auf einmal waren alle verstummet. Der Beklagte konnte vor Schmerzen kein Wort mehr sprechen; er war

schon so entsetzlich zugerichtet, daß er halb tod auf der Erde lag. Der Häscher sah seinen Herrn mit starren Augen an, und warf ihm seine Unmenschlichkeit vor. Und was that nun wohl dieser? Er schämte sich seiner Leichtgläubigkeit und Uebereilung, und dachte auf Mittel, sein unrichterliches Vergehen den Augen des Publikums zu entziehen. Allein auch hierin ward eben so unmenschlich und ohne Vernunft zu Werke gegangen, als bey den vorigen Auftritten. Anstatt daß man alles angewandt hätte, die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern, und ihn der nahen Todesgefahr zu entreissen, war man einzig bedacht, ihn aus dem Gesichte wegzuräumen, und die grausame Behandlung vor der Welt zu verbergen.

Der unschuldig gepeinigte Gottlieb wurde auf einen Karren gelegt, und durch die Frohnfuhre über die Amtsgränze, ohne ein Heilungsmittel anzuwenden, weggeführet. Das Schlachtopfer sollte nach Schorndorf gebracht werden; doch ehe man diesen Ort erreichen konnte, — starb der Unschuldige auf dem Karren in den heftigsten Schmerzen. — — Dieses war der Leichenzug eines edelmüthigen tugendhaften Jünglings, der in China, wenn er die Lehren seines Vaters nicht befolget hätte, mit dem Tode wäre gestraft worden; und der in Deutschland, weil er die Lehren seines Vaters befolgte, — von Gerichtswegen sterben mußte.

5. Das Schweizermädchen.

Ein Gegenstück zu den beiden vorigen.

Nicht alle edlen Seelen sind zugleich zum Heldenmuth geschaffen. Es war etwas Außerordentliches, daß Gottlieb seine Unschuld mit dem Tode versiegelte! Wollny's Herz war im hohen Grade zugleich edel und stark; sein Weib und seine drey zarten Töchter sind ein großes Beyspiel, wie eine weibliche Seele gegen die Anfälle den Unschuld zu trotzen im Stande ist: Wollny's Hausmann und dessen Frau litten eben so starkmüthig für den Unschuldigen, als sie sich für ihre eigene Ehre martern liessen. Es wäre aber auch möglich gewesen, daß sie ihre Richter nicht zu Schanden gemacht hätten. Es wird weit mehr Stärke des Geistes erfodert, sich für die Wahrheit langsam todschlagen zu lassen, — als mit einem einzigen Schwerdstreiche den Kopf für dieselbe zu opfern.

Nun giebt es auch Fälle, daß der Mensch, wenn er von seinen Mitmenschen beleidiget wird, zuletzt gleichgültig gegen den Tod ist. Es bestürzet ihn wenig, wenn man ihm ein Laster andichtet, das ihn zur Richtstätte führet, sobald er des Lebens satt ist. Dieser Mensch tröstet sich mit seinem innerlichen Bewußtseyn, und er sehnet sich nach den Bewohnern des Elisiums, um diesen nur recht bald sagen zu können, wie dumm und boshaft die Bewohner der Erde seyen. Wenn das Gefühl eines Menschen auf diese Art gestimmet ist, so läuft dec Richter schon beim er-

sten Verhör Gefahr, sich und seinen Kodex in der Hand — mit Sottisen zu beschmieren.

Es giebt gefühlvolle Menschen, denen schon der Name des Lasters eine Erschütterung ihrer zarten Herzen ist. Diesen wird auch ein gelindes, gütliches Verhör zur peinlichen Frage, zur Folter. Und wenn alsdenn der Mensch nicht Muth genug hat, Nein zu sagen, so spricht er: sobald ihm der Tod gleichgültig ist, auf die geringste Zudringlichkeit — Ja. Man will der Richter loswerden, vor denen man sich so sehr scheut: und sich besonders von jenen Stellen entfernen, von welchen nur schmäliche Strafgerichte, aber keine öffentliche Belohnungen der Tugend auf die Menschheit herabfliessen.

Ein Schriftsteller, welcher vor Kurzem dem Publikum Nachrichten aus der Schweiz mittheilte, und die Zuverlässigkeit derselben mit seinem Namen verbürgte, machte auch folgende Geschichte bekannt, welche sich vor einigen Jahren in einem gewissen Kanton derselben soll zugetragen haben.

An dem äußersten Winkel eines Dorfes, ohnweit einer niedrigen Hütte, fand man ein neugebohrnes und zugleich getödtetes Kind. Hierüber wurde der Obrigkeit die gehörige Anzeige gemacht, welche nicht nur allein das Visum repertum gesetzmäßig vornahm, sondern zugleich bemühet war, die Mörderin des Kindes auszukundschaften.

Im ganzen Dorfe war kein einziges Mädchen bekannt, von welchem man urtheilen könnte, daß es dem Falle nahe wäre. Um also die Thäterin aufzu-

finden, mußte man sich nach den Umständen und dem Lebenslaufe auch der benachbarten Mädchen erkundigen. Es vergieng ein Tag nach dem andern, bis man von der ganzen Gegend getreue Nachrichten einholen konnte; und es war schon eine Woche nach der andern verstrichen, ohne daß man auf die geringste Spur des Verbrechens kam. Während dieser Zeit nun, da man sich alle Mühe gab die Verbrecherin zu finden, und da man sich es in Kopf gesetzt hatte, dieselbe, wo sie immer steckt, zu ergreifen, mußte nothwendiger Weise ein Verdacht entstehen. Die Amtleute sahen sowohl den einheimischen als fremden Bettelmädchen starr in die Augen, um auf derselben Stirne das Laster zu entdecken. Demohngeachtet war dennoch alles Ausforschen vergebens.

Da nun alle öffentlichen Vorfälle zur Sprache des Pöbels kommen, so entstand auch dießmal unter demselben ein geheimes Murmeln, und es gewann das Ansehen, daß der Pöbel schärfere Augen, die Thäterin zu entdecken hätte, als selbst die hohe Obrigkeit. Indeß war aber auch des Pöbels Gemurmel nichts weiter als Verdacht. Man raunte sich ins Ohr, die Susanne, welche in der nemlichen Hütte, in dessen Gegend das Kind war gefunden worden, bey ihren armen Eltern wohnet, wäre — die Kindesmörderin! Rasch, wie das Feuer auf den Strohdächern, verbreitete sich dieses Gerücht im ganzen Dorfe. Und der Verdacht, der gar bald zur Gewißheit hinanstieg, beruhete auf folgenden Gründen: erstens sey der Umgang der Susanne mit einem gewissen Burschen schon lange — lange Zeit her im

üblen Rufe gestanden, und zweitens: habe sie sich seit der geschehenen That nicht mehr außer ihrer Wohnung sehen lassen.

Die Beobachtungen des Pöbels waren auch richtig; Susanne unterhielt ein geheimes Liebesverständniß, das von den andächtigen Frömmlingen oft war getadelt worden, und ihrer Jungfrauschaft allen Kredit benahm. Sie war ein armes Dorfmädchen, das weder Intriguen noch Verstellungen verstand, und noch weniger ihre Liebe zu verbergen wußte. Und da die Frömmlinge sich immer einen Gegenstand wünschen, an dem sie das Laster bestrafen können, so tadelten sie das nämliche an der Susanne, was sie an ihren eigenen Töchtern nicht sehen — wollten. Ueberdieß war es allerdings bedenklich, und äußerst auffallend, daß dieses Mädchen seit der geschehenen Mordthat nicht mehr aus dem Hause gieng; sie erschien weder in der Kirche, noch bey andern ländlichen Zusammenkünften, und ihre Eltern verriethen eine gewisse Traurigkeit an ihrer Stirne. Kaum war der Verdacht ringsumher verbreitet, so war Susanne das unaufhörliche Dorfgerede. Diese Stimme kam bis zu den Ohren der Obrigkeit, und man beschloß, das Mädchen in Verhaft zu nehmen.

Beim ersten Verhör antwortete sie auf die Frage: ob ihr die Ursache des Arrestes bekannt sey? mit — Ja! Sie habe von der Mutter vernommen, was man im Dorfe von ihr spreche, und dieses wäre vermuthlich die Ursache ihrer Verhaftnehmung.

Richter. Was hat man im Dorfe gesprochen?

Susanne. Ach! Ich zittere es zu sagen! Schon der Gedanke schauert mir durch die Nerven. — Eure Gnaden! Ich bin unschuldig, und dieses kann ich probiren.

Richter. Worin besteht also diese Probe?

Susanne seufzet und weinet. Ich schäme mich es zu sagen! und doch — Himmel! muß ich es entdecken. Weinend. Ich kann nicht die Mörderin jenes Kindes seyn, da ich wirklich — — gesegneten Leibes bin! Weinet bitterlich. Ach! fragen mich Eure Gnaden nicht weiter. Ich schäme mich zu antworten; und — Gott weiß es, ich bereue meinen Fehler!

Richter. Sie ist also gesegneten Leibes?

Susanne, stellt sich zum Weggehen. Was ich gesagt habe, das ist Wahrheit.

Richter. Beharret sie also darauf?

Susanne. Es ist Wahrheit! — will fort.

Die im ersten Verhör geschehenen Aussagen wurden also einem hochweisen Rathe zur Einsicht vorgelegt. Die Rathsherren rümpften Stirne und Nasen darüber, und keiner wußte sich auf der Stelle zu rathen. Und nun gieng's an das Pointe d'honneur; sie nahmen es sehr übel auf, wenn ihnen durch irgend einen Fall eine Nase gedrehet würde, welche den erhabenen Titel: ihre Weisheiten — verstüm-

verstümmeln könnte. Die Aussage der Susanne wurde also links und rechts gedrehet, und man behauptete zuletzt einstimmig, daß alles nur kahle Ausflüchten wären. Dieses ist die gewöhnliche Zuflucht der in das Gedränge gebrachten Gerichtsstellen; nämlich: man suchet Zweifel auf, mit welchen man eine Behauptung so lange nicht glaubt, als — es beliebt.

Indeß vergoß Susanne in ihrem Kerker die bittersten Thränen: sie weinte Tag und Nacht über das Unglück, in das sie gestürzet war, und der Vorwurf des Kindermordes folterte ihr Herz mit entsetzlichen Schmerzen. Unauslöschbar ist die Schande, in die ich gefallen bin, seufzte sie; ich bin ewig von der Welt verachtet, und mein Leben ist der Tod meiner Eltern. Ach! könnte ich sterben! mich in eine ewige Vergessenheit begraben! O Tod! wie angenehm wärest du mir! Gott! laß mich sterben! laß mich diese Nacht zu Grunde gehen! damit ich dem Richter nicht mehr antworten darf, vor dem ich mich so sehr schäme, und den ich so sehr fürchte. Himmel! laß mich das Laster nicht mehr nennen hören, welches man mir vorwirft: denn du weißt, daß ich innigst meine Sünde bereue. Könnte ich mich zu Tode weinen, ich würde es als die größte Himmelsgnade annehmen: denn ich kann und will nicht mehr unter den Menschen leben! — Susanne besaß, ohngeachtet ihres Fehltrittes, noch ein edles Herz. Die Reue und Scham lagen tief in ihrer Seele, und

sie zitterte, so oft sie an ihren Fehltritt gedachte. Mädchen und Jünglinge, welche keinen andern Fehler begehen, als wozu sie die Natur so mächtig reitzet, bleiben immer edel, so lange sie diesen Trieb nicht zum Gewerbe machen, und dabey den Werth der Tugend nicht aus den Augen verliehren. Ein solches Mädchen kann im hohen Grade sanft und tugendhaft seyn, ob sie schon von den strengen Moralisten verworfen und verdammet wird. Gar oft sind die Fehler dieser Art bey jungen Leuten, wenn sie eine gute Erziehung genossen haben, der Anfang zu einer ernstlichen Denkungsart, welche das Herz bildet, und edle Handlungen hervorbringet.

Allein so weit dachte der weise Rath, welcher über Susannens Aussage deliberirte, nicht. Es war ihm nur darum zu thun, eine Kindesmörderin zu bestrafen, und dabey die Wichtigkeit ihrer Amtsperücken wieder öffentlich zu produciren. Das Geständniß des Mädchens ward schlechterdings nicht geglaubt, und man schritt zu den gewöhnlichen Formalitäten, die man gar leicht in dem Index eines Kriminalisten finden kann. Auf diese Formeln und Vorschriften wird eben so steif und untrüglich gehalten, als man die Hildebrandschen Sätze und Dekretalen des Isidor Merkator beschwöret. Es ward nämlich einhellig beschlossen die Arrestantin zweien Hebammen und zween Chirurgen zu übergeben, welche durchsuchen sollten, ob Susannens Aussage gegründet sey, oder nicht. Man hielt es für eine große Behutsamkeit, daß vier geübte Personen zur Untersuchung

einer Thatsache gewählt wurden. Allein hätte man auch ein ganzes Conzilium Medikum dazu berufen, so könnte es dennoch ein Beweis menschlicher Schwachheit seyn. Denn wir wissen aus der Erfahrung, daß einige Männer, welche sich in großes Ansehen von Kenntnissen gesetzet haben, mit Marienbildern, Lukaszetteln, und Huberts Reliquien — die Krankheiten heilen wollten.

Dieser Entschluß war für das Mädchen eine marternde Folter. Sie hatte gewisse Begriffe von Schamhaftigkeit, und der gefaßte Verdacht machte, daß sie der Untersuchung nicht widerstehen durfte. Die beyden Hebammen waren der Meinung, Susanne habe weder gebohren, noch werde sie gebähren: ein Chirurgus gab sie für schwanger an, und — der zwote Chirurgus behauptete, sie habe schon gebohren. Es ward für und wider disputirt, und das Mädchen verhüllte ihre schamhaften Augen mit der Schürze, und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, in den Kerker wieder zurückbringen. Hier beweinte sie von neuem ihr unglückliches Schicksal, mit gefalteten Händen rief sie um den Tod, und wünschte sich ewig vor den Menschen verborgen zu werden. Hierauf wurden die vier beaugenscheinigenden Personen für den Senat gerufen, und deren Meinungen angehört. Allein der weise Rath steckte sich hierdurch in eine noch tiefere Ungewißheit, und die Verwirrung war größer als zuvor. Die Hebammen wollten nicht unerfahren in ihrer Kunst scheinen, und vertheidigten

daher ihre Meinung mit vieler Beredsamkeit. Auch der erste Chirurgus trug seine Gründe mit vielem Eifer vor. Aber der zweite, der nämlich behauptete, daß sie wirklich gebohren habe, übertraf seine Gegner vollends. Seine vielfältige Praxis, in der er beynahe grau geworden, und seine lateinischen Barbarismen, die weder er noch der Senat verstand, brachten die übrigen zum Stillschweigen. Er zog die Aufmerksamkeit der Rathsglieder auf sich, welche ihm auftrugen, über den gegenwärtigen Status der Susanne bei Pflicht und Gewissen ein sogenanntes Parére medicum abzufassen, und selbiges der Versammlung zu übergeben.

Mit allem Scharfsinne eines plaudernden Bartscheerers und mit allen lateinischen Brocken eines Schröpfmeisters kam das Parére medicum zu Stande, worinn muthig behauptet ward, daß das Mädchen schon gebohren habe, und gegenwärtig keines gesegneten Leibes sey. Die Susanne wurde also vorgeführt, um sie nochmal gütlich gegen dieses Parére zu vernehmen. Der Richter hatte sich auf viele Umwege vorbereitet, um das Mädchen zum Geständniß zu führen: er hätte sich aber diese Mühe ersparen können, denn sie war bereit alles zu bekennen, was man haben wollte. Susanne gestand jetzt unerschrocken, erstens: daß sie nicht schwanger sey; zweytens: daß sie schon gebohren habe; und drittens: daß sie die Mörderin des Kindes sey.

Man hätte nach diesem Verhör das prahlende Geplauder des Chirurgus hören sollen! Es ward

ihm immer zu bald Nacht, um seine Praxis überall anzurühmen; die beyden Hebammen verlachte er ihrer Unwissenheit wegen in allen Gesellschaften, und seinen Kollegen kleinmeisterte er bey jeder Gelegenheit. Das ist ein Mann! hieß es im Publikum, der versteht seine Kunst auf ein Haar! Wäre der nicht gewesen, so würde der Kindsmord bis jetzt noch unentdeckt geblieben seyn: der Mann besitzet tiefe Kenntnisse, und wenn dieser einmal sterben sollte, dann wehe uns! — Auch der weise Rath konnte seine Verwunderung nicht genug bezeugen, nachdem er die gütlichen Aussagen der Inquisitin mit dem Parére in allen Punkten übereinstimmend sah. Es wurde votirt, und die Majora fielen dahin aus, daß man die Inquisitin ihr gütliches Geständniß wiederholen lassen, und alsdenn derselben wegen ihren schweren Verbrechen das Todesurtheil bekannt machen soll. —

Die Susanne wurde also wieder zum Verhör gebracht; sie wiederholte ihre Aussage, daß sie die Mörderin des Kindes sey, und vernahm ihr Todesurtheil mit großer Gelassenheit. Nach einer langen Pause, als ihr das Urtheil vorgelesen ward, stand sie langsam vom Stuhle auf, holte einen tiefen Seufzer, und sprach: — ich danke!

Bald darauf trat ein Geistlicher zu ihr, welcher sie zum Tode vorbereiten mußte. Die Unglückliche bezeigte die größte Bereitwilligkeit zum Sterben; sie bezeigte die tiefste Reue über ihre Sünden, und sie hörte die Trostgründe des Geistlichen mit innigster

Rührung an. Der Geistliche bewunderte ihre Gelassenheit, ihr Verlangen nach dem Tode, und ihre Standhaftigkeit.

Nun rückte der bestimmte Tag heran, und der Geistliche besuchte frühzeitig die Unglückliche wieder. Gott gebe ihr einen guten Tag, sprach er, liebe Susanne! Ihre Miene ist sehr heiter.

Susanne. Ich freue mich meinem Ende nahe zu seyn. Ich hoffe, daß mir Gott meine Sünden verzeiht, und dann — freudig lächelnd — o! dann lebe wohl Welt!

Der Geistliche. Freundin! ihr Glaube ist groß; und ihre Verheissungen werden groß seyn. Unaussprechlich ist die Wonne, welche ihre fromme Seele fühlen wird, da sie in das Paradies der ewigen Freuden hineintritt.

Susanne. Ja! Freund! Süß und angenehm ist mir der Tod; denn ich bin innigst bereit mit Freuden zu sterben. Nur eines martert mich! Sie seufzet und weinet bitterlich.

Der Geistl. Freundin! Sie soll nicht kleinmüthig, sondern vielmehr beherzt seyn. Eine große Seele muß sich gleich bleiben, und immer edler handeln je mehr sie sich dem Schöpfer nähert.

Susanne. Mein Muth sinkt nicht, wenn nur — —

Der Geistl. Ihre Reue ist groß. Auch Gott ist barmherzig: denn seine strengste Gerechtigkeit ist — Weisheit mit Liebe verbunden.

Susanne. Sie sagen, die Gerechtigkeit ist Weisheit mit Liebe verbunden. Nach einem langen Stillschweigen. Jene Gerechtigkeit, welche mich zum Tode verurtheilt hat, besitzet keine dieser Eigenschaften. Seufzet.

Der Geistl. Diese Untersuchung wollen wir einem höheren Richter überlassen. Wir haben zu wenig Macht das Urtheil umzustossen, und sie würde sich ihren Tod nur noch mehr verbittern.

Susanne. Wie gerne ich sterbe, das kann ich Ihnen nicht genug sagen. O, wenn ich nur allein sterben dürfte! — Aber mein Kind —

Der Geistl. Das wartet schon im Paradiese auf die Mutter.

Susanne. Voll des gesetzten Geistes. Glauben sie also, daß mein Herz so sehr verdorben sey, daß ich einen Kindesmord begehen könne? Noch habe ich meinem Kinde kein Leid zugefügt! Aber heut! — Gerechter Gott! heut soll ich! — welche Marter! —

Der Geistl. Freundin! ich bekenne es, daß ich sie nicht verstehe. Und so kann ich ihr weder rathen noch helfen.

Susanne. Ach; ich verlange keine Hülfe für mich! nur — für mein Kind, das in meinem Schoose liegt!

Der Geistl. Was soll das? Ich bitte sie, Freundin! sey sie doch aufrichtig gegen einen Mann, der ihr all sein Zutrauen schenket.

Susanne. Nach einer Pause. Ich bin — jetzt wirklich — gesegneten Leibes! Und bald soll diese unschuldige Frucht — —

Der Geistl. Ich bitte sie um alles, ist es Wahrheit?

Susanne. Wahrheit ists, Gott weiß es! Und man hat mir die Wahrheit nicht geglaubt. — Dieß ist es, was mich so sehr betrübet, und meinen Tod so bitter macht! — Wenn Sie die Macht haben, gleich nach der Hinrichtung meinen Körper zu öffnen, so können Sie sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.

Der Geistl. Ich verstumme, und zittere!

Susanne. Ich bin des Kindesmordes nicht schuldig, den man mir vorwarf. — Es schauert mich, so oft ich dieses Laster ausspreche. — Freund, ich sterbe gerne. — Nur meine Leibesfrucht —

Der Geistl. Nach einer langen Pause. Unglückliche Freundin! lebe sie getrost: ich gehe. Nach einer halben Stunde sehen wir uns wieder.

Nun eilte der brave Geistliche nach den Wohnungen der Richter und Rathsherren; er schreckte sie vom Schlafe auf, und erzählte ihnen das Geständniß der Inquisitin. Mit Eifer und Nachdruck stellte er ihnen die Pflichten vor, daß sie sich im Vollzuge des Urtheils nicht übereilen möchten. Es brauchte viele Beredsamkeit, daß er sie dahin brachte, in einer Session nochmal darüber zu deliberiren, in welcher beschlossen ward, die Vollziehung des abgefaßten Urtheils so lange zu verschieben, bis sich die Wahrheit der Inquisitin durch ihre Niederkunft von selbst entdecket. Der Geistliche eilte voll Freude nach dem Kerker, und verkündigte der Unglücklichen zuerst diese frohe Botschaft. Ach, Freund! schrie das Mädchen, Sie sind der Erretter meines Kindes; mit einem Strom von Thränen benetzte sie seine Hand, und dankte ihm unter tausend Händeküssen. Bald werden Sie sich, fuhr sie fort, von der Wahrheit überzeugen können; denn ich empfinde es, daß der Vertheidiger meiner Unschuld — bald in die Welt treten werde. Alsdenn, Freund, sterbe ich gerne; und ich bitte sie, an meinem Kinde dasjenige zu ersetzen, was ich — als Mutter nicht mehr geben kann.

Es stand nicht gar lange an, so gebahr Susanne den Zeugen der Wahrheit. Diese Begebenheit konnte nicht verschwiegen bleiben, und die beiden Hebammen, welche das Mädchen vom Kindesmord freygesprochen hatten, erregten bald einen Lärm, um das

mit so vieler Prahlsucht ausposaunte Parére medicum samt den weisen Rath zu beschämen.

Sobald die Tage der Schmerzen geendiget waren, so wurde das Mädchen zum letztenmale zum Verhör gebracht. Das war ihr wieder eine neue Folter: sie zitterte auch unschuldig vor dem Verhör eben so sehr, als wenn sie schuldig wäre. Denn ihr ganzes Temperament war so gefühlvoll gestimmt, daß das Wort Richter oder Gericht in jedem Betracht ihre Nerven erschütterte. Ihre von allen Seiten unglückliche Lage machte, daß der Tod ihr einziger Wunsch war. Sie besaß ein so sanftes und weiches Herz, daß ein einziger unsanfter Blick des Richters vermögend wäre, sie nochmal, wie ein zartes Kind, zu einem Verbrechen zu bereden, das sie nie begangen hatte, noch begehen konnte. — Mit der Wahrheit auf dem Arme, erschien jetzt Susanne vor Gericht. Alle staunten die Mutter an, und bewunderten das holdselige Kind, welches an ihrer Brust hieng. Ein heimliches Strafgericht durchschauerte die Gewissen der Richter; bey ihrer großen Macht fühlten sie eine Bangigkeit und Furcht; sie hörten aus der Tiefe ihrer Herzen marternde Vorwürfe ihrer Uebereilung und ungerechten Handlung. Schon der Blick des Säuglings jagte ihnen die Schamröthe ein, und dessen Unmündigkeit sagte es ihnen laut, daß sie unwürdig des Amtes seyen, welches sie verwalten. Dießmal wurde der Inquisitin mit möglichster Güte und Schmeichelei begeg-

net. Nachdem sie sich alle lang genug angestaunt hatten, so wurde an das Mädchen, welches ihre sanften Blicke niemals von dem Säugling abgewandt hatte, die einzige folgende Frage gestellt: warum die Susanne, nachdem sie beyn ersten Verhöre die reine Wahrheit, wie selbe nun vor Augen läge gesprochen, — bey den übrigen Verhören sich des Kindesmordes für schuldig bekannt hätte?

Antwort:

Ich — Ein armes Mädchen, wollte Eure Gnaden und Weisheit — nicht länger widersprechen. —

Nach diesen Worten stand sie auf, und gieng aus dem Verhörzimmer. Allein treffender und mit mehr naiver Simplizität hätte das Mädchen die Justiz nicht beschämen können, als sie mit ihrer geraden und ungekünstelten Antwort that. In diesem Tone spricht die Natur eines edlen Herzens, den oft ein geübter und erkünstelter Witz nicht einmal erreichen kann. Darin lag nämlich der Knoten, welchen ein gemeines Mädchen aufzulösen wußte, daß sich die Herren, welche man Richter zu nennen pflegt, nicht wollen widersprechen lassen. Ihr unsanftes Begegnen, manchmal ihr schnurriges und unrichterliches stolzes Betragen gegen den Beklagten sind schon für sich klare Zeichen, daß man keinen Widerspruch leiden wolle. Susanne ward als ein Mädchen angeklagt, das der Liebe wegen im verdächtigen Rufe stand, welches die Ursache war, daß man böse gegen sie ein=

genommen ward. Dieses böse Präjudiz konnte keinen Widerspruch dulden, und an die Untersuchung ihres edlen Herzens wurde gar nicht einmal gedacht.

Der größte Irrthum, welcher von dergleichen Richtern begangen wird, steckt wohl hierin, daß sie den Sitz des Lasters, welches sie bestrafen, oder vernünftiger zu reden, verbessern sollen, am unrechten Flecke suchen. Man betrachtet dasselbe wie ein Eitergeschwür, das zwischen Haut und Fleisch sitzet; und da pflegt man es durch Tortur und Stockstreiche zu finden, oder zu heilen, wo es nicht ist. — Es wird freilich ein sehr großer philosophischer Scharfsinn erfordert, das begangene oder im Verdacht habende Laster in der Seele aufzufinden und zu heilen, wo es eigentlich seinen Sitz und Ursprung hat. Man kann hundertmale ein Parére medicum auf die Gerichtstafel legen, und eben so oft — einen Justizmord begehen. Es war nur ein Zufall, daß Susanne durch die Bescheidenheit ihres Geistlichen dem Schwertstreiche entgieng. Wäre er eben so ungläubig uud unvorsichtig gewesen, wie es die Rathsherren waren, und hätte er sich den Ausspruch des Senats als die untrügliche richterliche Weisheit vorgestellet, so würde er der Unglücklichen eben so wenig geglaubet haben, als jene. Allein der würdige Mann hatte während der kurzen Zeit, als er sie besuchte, ihr Herz studirt; er hatte mit seinen philosophischen Beobachtungen tief in die Seele des Mädchens gedrungen, und die geheimsten Falten des Herzens ausgeforschet. Er ließ

sich durch kein Parére medicum irre führen, denn er war zu gründlich ein vernünftiger Beobachter und Kenner der Menschen.

---

6. Die Martyrsäule.

Da es nach meinem Plane gleich viel ist, ob ich nur Ideale oder wahre Szenen aufstelle, so wird es dem Leser um so weniger daran liegen, wenn ich mich oft — eines erdichteten Namens bediene. Dießmal aber versichere ich im Ernste, daß Jakob Wollner ein erdichteter Name sey. Dieses vorauszusetzen hielt ich deswegen für nothwendig, weil mir Fälle bekannt sind, daß man die mit dem Tode selbst versiegelten Facten nicht glaubet, — wenn man nicht will.

Der übertriebene Luxus, die weibische Delikatesse, und die unritterlichen Grillen mancher Kavaliers sind oft die Quellen von mancherley Unglücksfällen des gemeinen Mannes. Jakob Wollners Vater war ein getreuer Bedienter eines Grafen. Als sich dieser mit einer zwoten Dame vermählte, welche das ganze gräfliche Haus mit einem französirenden Geschmack ansteckte, so mußte der treue Diener augenblicklich seine Livrai ausziehen. Der jungen Gräfin war ihre deutsche Muttersprache, weil sie diese in einem sehr elenden Dialekt sprach, ein plumpes Wesen;

und sie hatte sich die französische Sprache in den Kopf gesetzt. Es ärgerte sie, wenn sie ihre Befehle teutsch ertheilen sollte, und daher nahm sie einen Franzosen in ihre Dienste. Daß der deutsche Diener weder schön, noch jung, noch groß war, dieses waren auch die Ursachen, welche ihm die Ungnade auf den Hals zogen. Und wenn ich ihn in diesem Stücke mit einem berühmten Manne vergleichen darf, so hatte er beynahe das nämliche Schicksal, welches dem gelehrten Medikus Weikard wiederfahren ist, den ein deutscher Fürst deswegen nicht in seine Dienste nahm, weil er ihm zu klein gewesen, da vielleicht der Fürst selbst kaum einen halben Zoll größer war.

Mit Thränen entdeckte er seiner Gattin die Entlassung. Ach! liebstes Weib! seufzte er, ich fürchte, wir müssen noch gar den Bettelstab ergreifen. O, Kind! wie wird es mit dir gehen! Ich bin ohne Brod, und mein Elend wächst von Tag zu Tage.

Jakob war nur erst zwölf Jahre alt; er empfand aber das Unglück seiner Eltern mit einem so tiefen Gefühle, daß er sich entschloß, denselben nicht mehr überlästig zu fallen. Ich gehe, sagte er, unter dem Schutz des Himmels mein Brod zu suchen. Lebt wohl liebste Eltern! und ich komme nicht eher wieder zurücke, als bis ich im Stande bin euch beyzuspringen.

Nun zog der edle Jüngling fort, ohne zu wissen wohin. Er hatte mit tausend Gefahren und

Unglücksfällen zu kämpfen: es kostete ihn tausend Beschwerlichkeiten seinen Hunger zu stillen; aber seine Tugend zu bewahren — dieß war jedesmal sein größter Kampf. Er hatte schon von Natur eine große Anlage zu den Künsten und Wissenschaften; und das Beyspiel seines Vaters, der aus Mangel der französischen Sprache dienstlos wurde, reitzte ihn nach Frankreich zu gehen, um sich einst als ein Deutschfranzose in seinem Vaterlande nähren zu können. Sein Vater hatte ihm hundert Beyspiele von verabschiedeten Landeskindern und an ihre Stelle getretenen Ausländern erzählet, und der Junge, der die väterlichen Worte treulich behielt, nahm sich dieselben so tief zu Herzen, daß er die gefährlichsten Jünglingsschritte wagte. Das bischen Lesen, Schreiben, Rechnen, und etwas schlechtes Latein waren die ganze Equipage, womit er sich ohne Geld und Kleidung auf die Reise begab; denn Jakob gieng in die Schule, und lernte wenigstens so viel als man zu seiner Zeit lernen konnte. Eine französische Grammaire, welche ihm einst eine Kindswärterin schenkte, füllte auf der einen Seite seine Tasche und auf der andern ein Stückchen Kommißbrod. Mehr vermochten ihm seine Eltern nicht mitzugeben. Zum Glücke war es Sommer; sonst würde sein edles Herz, das schon frühe zu großen Tugenden zu reifen anfieng, in der schönsten Blüthe verwelket seyn. Er brachte die meisten Nächte in Hütten und alten Scheunen zu, und selten fand er einen mitleidigen Mann, der ihm in einer Stube zu schlafen vergönnte.

Die ersten Wohlthaten genoß er von den Schulknaben, mit welchen er sich im Lesen und Schreiben scherzweise übte, und die so großes Wohlgefallen darüber bezeigten, daß sie ihm Brod gaben. Bisweilen erhielt er auch von den Fuhrleuten geringe Geschenke, denen er, weil sie nicht lesen konnten, die Frachtbriefe und Mautzettel erklärte, und die Pferde füttern half. So kam er von einem Dorfe zum andern, und blieb auch manchemale drey bis vier Tage liegen, wenn ihn der Regen, oder der Mangel am Brod fortzuwandern hinderten. Aber der Engelsgedanke — du mußt noch deinen Eltern beyspringen — wuchs immer kräftiger in seiner Seele, der ihm zu weitern Schritten aneiferte.

Er saß niemal müßig; bald las und lernte er in seiner Grammaire, bald ergriff er eine Kohle oder Kreide und übte sich im Schreiben; und wenn er gar nichts hierzu fand, so machte er sich die lebhaftesten Ideen von Buchstabenzügen. Grabsteine und Aufschriften in den Kirchen waren seine Vorschriften, und diese ahmte er jedesmal mit gutem Glücke nach. Da saß er an manchem Abend unter einem Haufen Knaben, und zeichnete an die Wand oder auf ein Stückchen Papier nicht nur Buchstaben mit verschiedenen Verzierungen, sondern zuletzt auch Thiere und Landschaften. Sogar die Bürger bewunderten seine Fähigkeiten, und wünschten ihn zum Gesellschafter ihrer Söhne zu haben; indem sie an dem Jüngling einen

Schreib-

Schreibmeister erkannten, von dem ihre Söhne weit mehr lernten, als von ihrem Pfarrer, der doch jährlich der Gemeinde eine beträchtliche Summe kostete. — Aber der Jüngling übte sich unermüdet: Kunst- und Wißbegierde war seine Leidenschaft: die natürliche Anlage hierzu erleichterte seine Fortschritte ungemein, und der Gedanke — seinen Eltern zu helfen, war glühender Trieb in seinem Herzen.

Man muß bedenken, daß der Ort, wo sich der junge Jakob so vielen Beifall sammelte, nur ein kleiner christkatholischer Marktflecken war, der zwar in zweien Klöstern fünf und siebenzig Mönche reichlich ernährte, aber nicht einen nur mittelmäßigen Schullehrer besaß. Die meisten Bürger waren des Schreibens ganz unkundig, und einige wenige wußten zwar ihre Kontos zu schreiben, doch so unleserlich, daß sie niemand verstand. Der Sohn einer Brauerswittwe äußerte eine große Begierde mit dem Jakob zu wetteifern, und die Mutter ließ sich die wenige Suppe nicht gereuen, welche Jakob als ein Gesellschafter ihres Sohnes genoß. Sie ließ ihn gar bisweilen an ihren Tisch sitzen, weil sie an ihrem Sohne eine große Zuneigung gegen ihn wahrnahm. Und sie hatte nicht unbescheiden gehandelt; der Wetteifer trieb die beyden Jünglinge so weit, daß man schon nach einer Woche sichtbare Spuren der Fortschritte im Lesen und Schreiben bemerkte. Jakob war aus einem edleren Triebe, als des gewöhnlichen Beyfalls, rastlos, und der Sohn der Wittwe wollte ihn aus

blossem Ehrgeiz erreichen. Die Mönche, welche den Wittwen besonders günstig sind, und die Brauerin fast täglich auf Schünken und Rheinwein besuchten, beobachteten den Wetteifer der beyden Jünglinge, und wurden nicht ohne Befremden gewahr, daß Jakob sogar das Zutrauen der Mutter ziemlich gewonnen hatte. Wer sollte nun glauben, daß sich die Mönche von ihrer besten Wohlthäterin, mit der sie täglich umgiengen, auch etwas Arges dachten? Frater Felix, sagte der eine im Nachhausegehen, der Teufel feiert nicht, am wenigsten bey den Wittwen; ich fürchte, ich fürchte, der Bube ist mehr der Mutter, als des Sohnes wegen im Hause. Wir haben doch Beispiele genug, daß sich Wittwen in die jüngsten Bursche verliebt haben, ohne daß es Jemand vermuthete. Der Bube muß aus dem Hause, antwortete Felix; er ist ein hergelaufener Schlingel, und verführet nur ihren Sohn. Dieses werde ich ihr Morgen als ein gutmeinender Beichtvater hinterbringen, und sie bey meiner priesterlichen Würde versichern, daß sich kein Gesellschafter für einen Sohn schicket, der in unseren heiligen Orden aufgenommen zu werden verlanget.

Es ist wahr, Jakob Wollner war ein schöngebildeter, schlanker, und munterer Jüngling; der Frühling der Jugend glühete, ohngeachtet des erlittenen Hungers, auf seinen Rosenwangen; sein Blick war feurig, aber zugleich so sanft, daß er jedes Aug an sich zog. Seine erhabene Seele lag in seinen Gesichtszügen, und seine Mienen verkündigten den

Adel seines Herzens. Er hatte eine annehmliche, reizende Stimme, und er wußte seinen Gesprächen schon als Jüngling viele Bescheidenheit und Ernst zu geben. Es mag nun seyn, daß dieses alles zusammen einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf die Wittwe machte; soll man denn deshalb etwas Arges von ihr denken? Vielleicht war es der Wille der Vorsicht, ihm am Verstande und einnehmenden Wesen das zu ersetzen, was er an Glücksgütern und klingender Münze entbehren mußte.

Bruder Felix hielt fleißig Wort. Am folgenden Tage mußten beyde Jünglinge zu Tische sitzen: alles, was der Sohn that, war schön; Jakob aß garstig und trank garstig, er saß auch nicht so, daß es dem Bruder Felix recht seyn konnte. Was habt ihr denn heute gemacht? fragte er endlich. Der Sohn wollte mit der Sprache nicht heraus, aber Jakob holte das Papier, und zeigte dem Felix die Zeichnung. So? versetzte der Mönch, Lustgärten und Jagden wären eure Sache? Schnöde Welteitelkeiten! wisset ihr nicht, daß der Teufel in den Lustgärten wohnet, und als ein Jäger erscheint? Frau Mutter! sagte er zur Brauerin, wenn es mit eurem Sohne so fortgeht, so wird es mit dem Klosterberufe bald ein Ende haben. Die Legenden der Heiligen fleißig durchlesen, das stände solchen Knaben besser an. Sag er mir, Jakob! die acht Seligkeiten her, weil er so witzig ist. Der erröthete Jüngling wußte nur fünfe herzuerzählen, die übrigen fielen ihm wegen der Ueberraschung

nicht bey. Da haben wir ja den schönen Christen, spottete Felix; wer war denn sein Vater? Ein abgedankter Bedienter. Ei, diese sind eben die rechten, welche kein Christenthum haben; hier sieht man's ja an dem Sohne. O! ich fürchte, daß der Segen Gottes nicht lange mehr in diesem Hause bleiben werde.

Jakob stand vom Tische auf, und weinete die bittersten Thränen. Der Vorwurf, den er wegen seines Vaters leiden mußte, welchen er so zärtlich liebte, war ihm die tiefste Wunde in sein fühlendes Herz. Er konnte die unverschämte Sprache dieses Mönches ewig nicht vergessen, und beschloß am zweiten Tage zu gehen. Eine Budenträgerin, welche eben zur Marktzeit in diesem Hause logirte, hatte schon einige Tage vorher diesen schönen Jüngling bemerkt, und sich genau nach dessen Umständen erkundiget. Sie sprach ihn sogar einige male über unbedeutende Dinge, und sein einnehmendes Wesen machte bey ihr einen großen Eindruck. Kaum vernahm sie, daß ihn der Mönch aus dem Sattel geworfen hatte, so machte sie Anschläge den Jakob zu ihrer Handlung zu bereden. Und dieses brauchte eben nicht viele Worte, da er ohnehin das Haus zu verlassen geneigt war. Die Budenträgerin handelte nur mit Bigottenwaare; mit kleinen gedruckten Büchelgen von Mathildis Offenbarungen, der sieben Schloßgebethe, und anderer alberner Histörchen. Da Jakob zierlich lesen konnte, so machte sie auch Rechnung auf einen guten Verschleiß. Und hierin betrog

sie sich nicht. Er las alle Abende, wo sie übernachteten, den Bauersleuten die Gespenstergeschichten, und Mirakel mit solcher Begeisterung vor, daß alle dabey erstaunten, und zuletzt die Geschichten kauften. In wenig Tagen ward die ganze Bude voll Albernheiten, geistlicher Marktschreiereien, und Mönchspossen aufgekauft: und die Budenträgerin ließ sich frische Waare aus den gewöhnlichen Verlagsörtern zu Augsburg, Kempten, Konstanz und von den Verlagsartikeln der Jesuiten in doppelten Bestellungen bringen.

Man werfe ja dem guten Jüngling nicht vor, daß er sich als ein Werkzeug zur Verbreitung des Aberglaubens gebrauchen ließ. Er war in seinen Jahren weder bigott, noch aufgeklärt; sondern er befand sich auf der Mittelstraße, wo der Geist des gesunden Mutterwitzes zu forschen und zweifeln anfängt. Der Vorwurf fällt auf die Seite derjenigen Obrigkeiten, welche sich gerne das Ansehen der Aufklärung geben wollen, und nicht einmal die Hindernisse derselben kennen, die sie vor allem wegräumen sollten.

Durch den verdoppelten, oder wohl gar viermal vermehrten Gewinnst ward Jakob der Budenträgerin noch schätzbarer. Sie begegnete ihm, als wäre er ihr Sohn, sie drückte seine Hände, und brachte gar zuweilen verstohlne Küsse an. Bey Gott! das wäre himmelschreiende Sünde, wenn das Weib die Absicht hätte, den Jüngling zu verführen! — Oft schenkte sie ihm Geld, und neue Kleidungsstücke,

die er mit Dank annahm; und oft suchte sie ihn zu berauschen, wozu er doch nie zu bewegen war. Endlich entdeckte sich ihre schwarze Seele in den Gesprächen, womit sie ihn in ihre Falle zu bringen suchte. Ach! welche verführerischen Worte mußte der keusche Jüngling von einem buhlerischen Weibe hören! Der Kampf war entsetzlich groß! Er hatte wirklich den Plan in seinem Kopfe, daß, sobald er sich hinlängliches Geld ersparet hätte, er für sich selbst eine Handlung unternehmen wollte. Eine Buchhandlung war seine Absicht: und vom Kleinen ins Große hinaufzusteigen war sein Plan, um einmal seinen Eltern beyzuspringen, das er nie vergaß. Allein das Weib verdoppelte ihre Kräfte; und da der tugendhafte Wollner herzhaft widerstand, so wagte sie es, Gewalt zu brauchen. Nun war sein Herz edel, und seine Tugend ward durch Kämpfen groß! Er siegte über die schändliche Verführerin, und entfloh. Hätten ihn die Mönche nicht um die gleichgültige Zuneigung der Brauerin beneidet, so wäre die Unschuld nicht so große Gefahr gelaufen: Glück und Tugend wurden durch ihren schwarzen Neid auf das Spiel gesetzt.

Wollner kam nach Straßburg, wo er einem Kaufmannssohne die Bücher in die Schule nachtrug. Hier legte er den Grund seines künftigen Glückes. Künste und Wissenschaften waren immer seine Lieblingssache, und da der Kaufmann seinen Sohn in allen möglichen Stücken unterrichten ließ, so hatte Wollner in kurzer Zeit so viel gesammelt, daß er sich, vermöge seiner Fähigkeiten, auch ohne Lehrmeister hel-

sen konnte. Und hätte die Vorsicht für Wollnern nicht durch die Talente gesorget, so würde er in diesem Fache auch sein Glück nicht gefunden haben. Denn eben, als er immer tiefer in die Wissenschaften einzudringen anfieng, starb der Sohn des Kaufmanns, und er wurde samt den Lehrmeistern auf einmal entlassen.

Rasch wählte er einen Stand, aus dem sein Vater verstossen wurde. Er war jetzt funfzehn Jahre alt, und sein Vermögen bestand weiter in nichts, als in ziemlich ehrlichen Kleidungsstücken, und in den Lehrbüchern, welche er von seinem jungen Herrn geerbet hatte. Er mußte arbeiten, um das Erworbene nicht zu verliehren, und um die Absicht durchzusetzen, — seinen Eltern beyzuspringen. Er, der von dem zärtlichsten Gefühle gegen Vater und Mutter glühete, ergriff jede Arbeit, jeden Dienst, und scheute keine Beschwerden. Er zog bey einem Baron die Livrai an, und diese erinnerte ihn noch mehr an das Schicksal seines Vaters. Er saß ganze Stunden lang im tiefen Nachdenken vor dem Fenster, hatte ein Buch vor sich, und las, und schrieb. Seine wenigen Geschäfte gaben ihm Muße genug, sich in den bereits erlernten Wissenschaften noch vollkommener zu machen; und er brachte es so weit, daß er sich mit den Litteraten in Gespräche einlassen durfte. Sein einnehmender, und gefälliger Umgang erwarb ihm viele Freunde; er wurde überall geschätzt, aber das Verdienst seiner Talente blieb unbelohnt. Was er immer genoß, war, daß er meistens Tischfrey durchkam, wobey er-

seinen Monatgehalt in die Tasche steckte, und auf seinen Vater rechnete. Wirklich schrieb er schon vorläufig an seine Eltern, und erkundigte sich nach deren Addresse, um die erste Lieferung der versprochenen Unterstützung denselben desto sicherer zustellen zu können. Es erfolgte aber keine Antwort.

Indeß wuchs sein Vermögen mit schnellen Schritten. Die Frau Baronesse war gegen ihn ungemein freigebig; sie schien seinen Fleiß, seine Lektüre und Kenntnisse zu belohnen, da sie aber im Grunde nur sein Herz locken wollte. Sie war durch die Erfahrung geübt, um zu errathen, daß Wollner noch ein unschuldiges Herz besitze. Es war ihr leicht, hundert Anbether täglich zu ihren Füssen zu sehen, welche dahergeritten, und in Karossen herangefahren kamen. Allein jene sanften Züge, welche Wollners unschuldige Miene verrieth, konnte sie an keinem Ritter entdecken; und das war es, warum ihr an der gekünstelten Visite so sehr eckelte. Sie hatte die Klassen der Buhler von allen Seiten durchgelaufen, und nun — machte sie auf die Unschuld Jagd. Hier erniedrigte sie tief ihren angebohrnen Adel, und Jakob veredelte den Adel seines Herzens nur noch mehr.

Beim Lever, im Garten, und auf dem Landgute wurden hundert Fallstricke gelegt, um den Jüngling zu reizen und zu fesseln. Aber er war keusch; und daher war er entweder nicht neugierig auf die Lokspeise, oder er bemerkte dieselbe nicht einmal. Diese dumme Sitte, wie man sie zu nennen pflegt, hätte vollends der Dame Zorn reizen, und ihre Un-

gnade nach sich ziehen sollen. Allein diese unschuldige Schüchternheit reizte sie nur stärker nach der Eroberung eines keuschen Herzens. Ihre Leidenschaft schmeichelte ihr, durch Wollners Bezwingung in den Besitz eines Gutes zu gelangen, welches die Junker — den Bürgers= und Bauerstöchtern so gerne rauben. Der edle Jüngling hatte sich sogar, ohne sein Wissen, eine Schminke angelegt, wodurch er das Herz der Dame noch mehr anfeuerte. Diese liebte die Belleterie; und dieses nicht so fast aus innerem Gefühle gegen die bildenden Künste als vielmehr aus dem einzigen Grunde, weil dieselben ihre leidenschaftlichen Lüste reizten. Wollner besaß im Vorlesen eine vorzügliche Geschicklichkeit; das Sinken und Steigen der Stimme harmonirten mit dem Inhalt; er wußte einer jeden Stelle nach Erforderniß ein ungekünsteltes, sanftes, oder rasches Wesen zu geben, und er deklamirte in einer dem Sinne des Authors angemessenen Spannung. Er fühlte dasjenige, was er las, und daher las er schön. Besonders zeichnete er sich bey den tragischen Begebenheiten aus: es brauchte der Affekt nicht hoch gespannt zu werden, so stürzten schon Thränen über seine rosenfarben Wangen herab. Und diese waren für die Baronesse die untrüglichsten Zeichen eines edeln, unverdorbenen, sanften Herzens. Ihr Busen glühete noch mehr für die Unschuld. Es war aber alles vergebens; denn sie wußte nicht, daß Wollner, nachdem er schon einmal gesiegt hatte, dadurch zweimal stärker geworden war. Er blieb unbeweglich.

Bruder! rief sein Schlafkamerad, wenn du nicht willst unglücklich werden, so geh lieber heut, als Morgen. Die gnädige Frau schleichet dir auf alle Schritte nach, und der gnädige Herr weiß alle Stunden, an welchen du bei ihr alleine gewesen bist. Das Stubenmädchen hat dich verrathen, und verschwärzet, weil du ihr beim neulichen Tanz den Korb gegeben hast. Alles ist bereitet: der gnädige Herr lauert nur auf jenen Augenblick, der ihm ein richterliches Recht darbiethet, dich bestrafen zu können. Bruder, fliehe!

Ehe eine Stunde vergieng, war er schon aus der Stadt. Seine Equipage war kurz, und die Livrai blieb im Laquaizimmer hängen. Hätt' ich doch nur einen Brief von meinem Vater! seufzte er; und das war seine einzige Kränkung. In Straßburg hatte er es in der französischen Sprache schon sehr weit gebracht, und jetzt gieng er, um sich ganz zu vervollkommnen, nach Paris. Hier drehte sich sein Glück, wie die Mode; und gleichwie diese die Leute dort nicht nackt gehen heißt, so hatte auch Wollner, wenn er je anfänglich nicht immer gewann, wenigstens nicht immer verlohren. Hofmeister, Haus-Sekretär, u. d. g. waren seine abwechselnden Stellen, bis er zuletzt bei einer Fabrike Buchhalter ward. Dieses war für ihn ein zufriedener und zugleich ergiebiger Posten. Sein lebhaftes Temperament gab ihm eine ungemeine Leichtigkeit für seine Arbeiten, und er wußte sich Musse genug für litterarische Nebenstunden zu verschaffen. Baile, Boileau, Voltaire,

Montesquieu, u. a. m. waren seine Lieblingsbücher, und er wußte ganze Stellen davon auswendig. Er war in der Litteratur so gut zu Hause, daß er von vielen Gelehrten geliebt und geschätzet wurde, ohngeachtet man weder in einer bedungenen Zeitung, noch in einem Journale eine Sylbe von ihm las.

Ein Friseur war sein Herzensfreund, weil der sein einziger Landsmann war, den er kannte, und welchen er aus besonderer Neigung gegen sein Vaterland ungemein liebte. Diese Bekanntschaft dauerte erst ein halbes Jahr; sie hatten sich von ohngefähr zusammen getroffen, und der Friseur wußte ihm zuverlässig zu sagen, wo sich dermalen seine Eltern aufhielten, und durch welche Wege an dieselben ein Brief könnte bestellt werden. Der Friseur war ein Engel für Wollnern; er küßte ihn für diese Nachricht, und suchte ihn bey jeder Gelegenheit zu sprechen. Er that unverzüglich den Eltern seine Addresse zu wissen, und wartete von einer Woche zur andern auf eine Antwort.

Wer sich die Mühe giebt den Edelmuth in der Dürftigkeit auszuforschen, dem werden sich Szenen darstellen, von welchen er glauben würde, daß sie nur von Dichtern und Mahlern allein würden entworfen werden. Der verabschiedete Bediente lebte in der äußersten Noth, welche niemand, als einzig seiner Gattin bekannt war, die das Elend mit fühlen mußte. Man hätte sie auch darum fragen mögen, und das unglückliche Ehepaar würde die Geschichte ihrer Leiden nur halb erzählt haben. Ein edles Herz,

welches von der Verfolgung und Verachtung unterdrücket wird, vergißt des angethanen Unrechts, um sich nicht doppelt zu quälen. Solche Unglücklichen fliehen die Menschen, sie verschliessen sich in ihre Leiden, und erwarten jenseits eine bessere Zukunft. Der bedrängte Vater empfieng den Brief seines Sohnes noch auf dem Sterbestrohe. Zwischen einem hohen Grade von Freude und Betrübniß — starb er. Denn auf der einen Seite sah er die hülflose Mutter mit einem Säugling vor sich. So wunderbar sind die Fügungen des Himmels! Erst noch in späten Jahren ward die Mutter wieder fruchtbar, und zu einer Zeit, wo beinahe die ganze deutsche Erde unfruchtbar war, nämlich zur Zeit der eingerissenen Hungersnoth. So ein Schicksal mußte freilich einen Vater vollends in die Erde drücken.

Ein in tiefes Unglück versenkter Mensch schreibt sehr ungerne Briefe. Es thut ihm wehe, wenn er sich seiner Klagen erinnern soll. So gieng es auch der Mutter. Und was sie besonders im Schreiben aufhielt, war, daß sie sich schämte ihrem Sohne — das Pfand der Liebe des Vaters zu melden. Sie schrieb ihm nur folgendes:

Mein liebster Sohn!

Es hat mich innigst erfreut, zu vernehmen, daß es dir gut gehet. Der Himmel segne dich! Auch dein Vater las deinen Brief; er war krank, und alsdenn starb er! Gott habe seine tugendhafte Seele! Betrübe dich nicht, liebster Sohn, über diese Nachricht. Wir müssen dem Vater die Glückseligkeit aus

ganzem Herzen gönnen, die er jetzt sicher genießt. Er hat ausgelitten! — Erinnere dich oft seiner guten Lehren, befolge sie, und das ist weit mehr werth, als wenn du ihn beweinest. Ich möchte dich gerne trösten, weil ich dich so zärtlich liebe: aber ich bin zu schwach dazu. Mein Trost für mich ist dieser, in den Armen deines Vaters auch bald der Seligkeiten zu geniessen. Du sollst dich freuen, wenigstens dort in unsern Armen wieder zu seyn, und dies sey dein Trost. Dein edles Herz, und die Nachricht, daß du uns beyspringen willst, hat uns so sehr gerührt, daß wir Freudenthränen darüber vergossen haben. Ich danke dir aber mein liebster Sohn, für deine Güte; brauche dein Erspartes zu deinem Glücke. Ich bin freilich arm, ich weiß mich aber in die Armuth zu schicken, und hoffe, daß mir der Himmel beistehen werde. Ich verlasse jetzt die Stadt, weil es auf dem Lande wohlfeiler ist; und eine Wittwe nehmen die Bürger ungerne in ihre Wohnungen. Du sollst mir also nicht eher schreiben, als bis du nochmal einen Brief von mir erhältst. Liebster Sohn! deine Mutter wünschet dir das glücklichste — Lebewohl. Ach! könnte ich dich meine zärtlichste Liebe fühlen lassen! Die Liebe deiner wahren Mutter! — O! wie freue ich mich nach jenen ewigen Seligkeiten, um dich meine Liebe des Herzens in der Enthüllung geniessen zu lassen. Sey getrost, mein Sohn! wir sehen uns wieder. Lebe tausendmal wohl, und glücklich. Ich bin

Deine

Mutter, Rosalie Wollners,
Wittwe.

Nun nahm sie ihr letztes Kopfstück und eilte mit dem Briefe nach der Post. Das war eine tiefe Herzenswunde für den gefühlvollen Jakob. Er gieng viele Tage in der größten Bestürzung herum: er durchlas den Brief öfter mit heissen Thränen, und küßte die theure Hand. Doch daß er nicht gleich antworten, und seinen Schmerz und Trost in den Schoos seiner Mutter schütten konnte, das fiel ihm äuserst schwer. Er fieng an in dem so simpeln Briefe sogar Geheimnisse zu finden, und etwas Schlimmes zu ahnden. Er besorgte eine üble Begegnung und Gefühllosigkeit der Bürger gegen die Wittwe. Und er war nicht umsonst besorgt, wenn man bedenket, wie sehr nur gewöhnlich auf das Vermögen, und wie selten auf ein edles Herz gesehen wird. Voll Schwermuth gieng er an einem Abend nach dem Kaffeehause, um seinem deutschen Freunde den Schmerz zu klagen. Der Friseur wartete schon seiner um die bestimmte Stunde, und verkürzte sich indeß die Zeit mit den Zeitungen.

Theurester Freund! sprach der Friseur, in unserm Vaterlande muß es sehr betrübt aussehen: unsere Brüder leiden die äußerste Noth! Lesen Sie hier den Artikel von Deutschland; besonders von B.... u. s. f. Darauf reichte er ihm die Zeitung, und Jakob las zu erst: une Lettere de M — —

Der gute Jüngling hatte freilich schon vorher Nachricht von der in Deutschland eingebrochenen Hungersnoth: doch nicht so sehr im Detail, wie er sie dies-

mal öffentlich gedruckt las. Er war kein Zeitungsgelehrter; deren es freilich unendlich mehrere giebt, als der soliden Litteraten. Die Leserei der fliegenden Blätter haßte er von ganzem Herzen, und er wußte die Zeit einer erhabnern, und nützbarern Lektür zu widmen. Wer einmal an Boileau's Witz und poetischen Schwung einen Geschmack findet, der giebt sich mit der politischen Kannegiesserey wenig mehr ab. —

Nun legte er das Blatt stillschweigend von sich; er starrte im tiefen Nachdenken, und der wiederholte Jammer seines Freundes reizte plötzlich seinen feurigen Geist. Auf! mein Freund, rief Wollner aus, laßt uns eilen! Wer zu schwach und unvermögend ist sein Vaterland zu retten, der — rette wenigstens seine Mutter!

Alsogleich entdeckte er diesen Entschluß seinem Prinzipale, der so sehr über seine kindliche Liebe gerührt ward, daß er ihm nebst den freien Reisekosten noch ein besonderes Geschenk auf den Weg mitgab.

Beim Eintritt in seine Vaterstadt war die erste Frage nach seiner Mutter. Er suchte die wenigen Bekannten auf, von welchen er wußte, daß sie seinen Vater gekannt hatten. Bald fragte er einen Bürger, bald einen Bedienten nach den Umständen seiner Eltern. Aber, wenn man einmal in die Armuth und tiefes Unglück gesunken ist, so wird man in kurzer Zeit von Jederman mißkannt — vergessen. Sogar diejenigen, welche mit dem verstorbenen Wollner

die nämliche Livrai getragen hatten, und sich nach ihrer Sitte einander Bruder nannten, wußten weiter nichts zu antworten, als daß er tod sey. Von der Mutter wußte niemand ein Wort. Selbst der Bürger, in dessen Hause der Vater gestorben war, erinnerte sich nur halb seines vor Armuth ausgegeisterten Einwohners. Diese Kaltblütigkeit, mit der man den Redlichen aus dem Gedächtniß verbannte, schmerzte den gefühlvollen Sohn in seiner ganzen Seele. Ach! seufzte er, diese Tiegerseelen haben meinen Vater als den größten Verbrecher von sich gestossen, der doch eben so ehrlich als sie, nur ungleich vermöglich war.

Alsdenn eilte er, um den Aufenthalt seiner Mutter auszukundschaften. Er durchreisete selbst den ganzen Kreis seiner Vaterstadt, und erkundigte sich auf die möglichste Weise. Es war aber alles vergebens; nicht ein einziger Mensch wußte ihren Namen. In der größten Bestürzung kehrte er wieder nach der Stadt zurücke, und verschloß sich viele Tage lang in sein Zimmer, um den Schmerz zu verbergen. O! Menschen! waren seine Worte, warum beraubet ihr mich eines Vergnügens, das ich so mühsam, mit tausend Ungemach und Gefahren gesuchet habe? Ich bin gekommen, meinen Eltern in der Hungersnoth beyzuspringen, und ich finde sie nicht. O! Mutter! wie sehr verkennet dich die Menschheit, da man sich nicht einmal würdigte deinen Namen zu wissen! Himmel! erhöre mein Flehen! und laß michs wissen

ob

ob meine Mutter noch lebe, oder tod sey; damit ich die Pflichten eines Kindes gegen sie erfüllen könne!

Tiefsinnig und von den traurigsten Gedanken niedergebeugt gieng er einsam unter einer schattenreichen Allee außer der Stadt spazieren. Es begegnete ihm ein blühendes Mädchen, in dessen Gesichte er tiefe Traurigkeit las. Ach! sagte er zu sich selbst, ist etwa auch dieses schöne Geschöpf von Menschen verfolgt? oder haben vielleicht grausame Barbaren ihre Tugend geplündert? Ich wage es, sie um ihr Schicksal zu fragen! kennen doch die Unglücklichen so geschwinde schon an den Augen einander! vielleicht lindert ihr Schmerz den meinigen. — Und er fand wenigstens so viele Linderung, als es noch eine Wohlthat ist, wie Ovid sagt, sich zu den Unglücklichen gesellen zu können.

Freund! antwortete das Mädchen, meine Leiden sind groß! Der Vater liegt auf dem Sterbebette: er stand im Dienste des Fürsten, und sein Tod machet mich und meine alte Mutter unglücklich. Entweder erfolgt eine sehr schmale Pension, oder ich sollte mich demjenigen meine Hand zu geben entschliessen, den mir der Präsident vorstellen wird. Ich sollte einen Menschen lieben, zu welchen ich keine Neigung habe. Ist dieses nicht eine unvernünftige Forderung? Eine offenbare Nothzucht der Tugend, fiel Wollner in die Rede; so unphilosophisch denket nicht einmal der Karaibe. — Während daß sie sich lange über

diesen Gegenstand gesprochen hatten, so wurden beide eine innerliche Harmonie ihrer Seelen gewahr. Er begleitete sie nach Hause; sie fühlten im Gespräche eine gleiche Rührung ihrer sanften Herzen, und in den Mienen sagten sie sichs unter einander: deine Unschuld und Tugend sind liebenswürdig!

Schon drey Wochen lang besuchten sie sich, ohne daß es ein Theil aus edler Schamröthe wagte, ein freies Geständniß der Liebe zu thun. An einem heitern Morgen spazierten sie außerhalb der Stadt, wie Geßners Schäferpaar, voll Wonne der Unschuld über blumigte Fluren hin. Der Gesang der Vögel, der duftende Balsam, und die belebte Natur entzückte ihre Herzen, und reizte sie — zum Geständniß der Liebe. Eine feierliche Stille folgte auf dieses Bekenntniß; lange wandelten sie, Arm in Arm geschlungen, fort, und sprachen — die Sprache ihrer Herzen.

Am Ende des Blumenfeldes erblickte Wollner eine Martyrsäule *). Und da er immer gewohnet war, alle Grabsteine, und Aufschriften, welche ihm aufstiessen, zu lesen, so reizte ihn auch diesmal die Neugierde. Laßt uns hingehen, waren jetzt wieder

*) Oder Bildsäule ist bey den Katholiken üblich, welche, wenn Jemand auf dem Felde, Straße, oder im Walde unglücklicher Weise umkömmt, eine hölzerne, manchmal auch steinerne, Säule auf einen Platz hinsetzen, wo der Todesfall geschehen ist. Die Inschrift und das Gemählde zeigen dem Wanderer die Art des geschehenen Unglückes an.

seine ersten Worte, und sehen, was an der Säule geschrieben stehet. Alsdann eilten sie hin ihre Wißbegierde zu befriedigen.

Das Mädchen bemerkte ein heftiges Beben an Wollners Hand, als er das Gemählde betrachtete. Er las die Aufschrift, und — stürzte ohnmächtig zur Erde. Sie erschrack, und — sank auf Wollnern nieder!

Nach einer Weile erholten sie sich wieder; er brach in einen Strom von Thränen aus über seine unglückliche Mutter, und sie — über ihren unglücklichen Geliebten. Was ist es doch? fragte sie ihn endlich, das dich, mein Theurester, so sehr bestürzet! — Siehst du dort unsere Vaterstadt? sprach Wollner, wo die Einwohner im Pracht und Ueberfluß leben: siehst du dort die Menschen, welche hier — meine Mutter — vor ihren Augen verhungern liessen! —

Jetzt zog er seine Schreibtafel heraus. Nun will ich sie aufschreiben, sagte er, die grausame Handlung, und ewig bey mir tragen, und dort — jenseits des Grabes — dem Richter der Menschheit übergeben. — — Die ganze Inschrift, welche unter dem kleinen Gemählde stand, das ein auf der Erde liegendes Weib und ein mit ihr sterbendes Kind vorstellte, schrieb Wollner ab, die also lautete:

„Rosalie Wollnerin, eines herrschaftlichen verabschiedeten Bedienten Wittwe aus der Stadt M— —

ist in den theuren Jahren hier, unter freiem Himmel, samt ihrem Kinde, das ein Mägdlein war, vor Hunger gestorben. Gott gebe ihr die ewige Ruhe. Vater unser, ave Maria.“ —

Jetzt blickte er mit innigster Rührung seiner Seele zum Himmel auf. Gott der Barmherzigkeit, bath er, habe meine Mutter! gieb ihr den Lohn der Tugend, die Umarmungen meines Vaters wieder! O! nimm meine Thränen, und laß mich bald in die seligen Gefilde hinüber steigen! Alsdenn küßte er die Erde, und benetzte sie mit heissen Thränen. Hier; auf diesem Rasen, seufzte er, starb sie! hier war das Ende ihrer Leiden! Oeffne dich, gütige Erde! zerstaube auch du mich, damit mein Geist entfesselt werde, und frei nach dem Paradies zu meinen Eltern hinüberfliegen könne. — Schön grünest du, holder Rasen! Ihr Sterbebett ist mit Blumen geziert! Du verkündigest mir, daß hier ein edles Herz gestorben, daß die Tugend auf diesem Kampfplatz gesieget habe! — So schön grünen die Sterbebetten der Reichen nicht; — es wachsen auf den dürren Mausoläen der Reichen, welche nur die Menschenhände so prächtig verguldén, keine duftenden Blumen. — Hier hat meine Mutter ausgeweinet! hier hat sie dich, holder Rasen, mit ihren Zähren zum letztenmale begossen, damit du Frucht bringest denjenigen, welche sie verhungern liessen! ! —

Er führte hierauf seine Liebste nach der Stadt zurücke. Die prächtigen Gebäude schienen ihm jetzt schauernde Gefängnisse zu seyn, und die ganze Stadt

kam ihm wie eine finstere Räuberhöle vor; wer ihm begegnete, den hielt er für den Mörder seiner Mutter und die Thürme und Stadtuhren schienen ihm die Signale der Verwüstung zu seyn. Als er auf seinem Zimmer war, so zog er seine Schreibtafel heraus, und durchlas die Grabschrift seiner Mutter wohl hundertmale. Nun erst bemerkte er etwas, das ihm vorher nicht auffallend geschienen hatte; die Worte: samt ihrem Kinde, das ein Mägdlein war — folterten neuerdings sein Herz. Hab ich mich geirret? sagte er zu sich selbst, oder ists wahr, daß ich eine Schwester hatte? Schrieb sie mir doch kein Wort von einem Kinde! Wie soll ich mir dieses auflösen? — Er gieng nochmal nach der Martyrsäule hinaus, las die Aufschrift, und betrachtete das Gemählde. Warlich! ein Mädchen! seufzte er; ach! das liebe Kind; wie es ihren sterbenden Mund nach der Brust ausstrecket! Gott! auch mein Schwesterchen — ist hier verhungert! Sind doch so viele unnütze Hunde in der Stadt noch am Leben; nur meine Schwester — meine Mutter — rettete niemand!

Jetzt eilte er nach dem nächsten Dorfe zum Pfarrer, und erkundigte sich nach der Grabstätte derselben. Lange pochte er, und lange wurde er nicht gehöret; denn Seine Hochwürden — genossen des Nachmittags-Schlafes. — Wollner bath den Sterbetag in dem Todtenbuche nachzuschlagen; es fand sich aber keine Sylbe darinn. Fragen sie nur den Todtengräber, erwiederte der Geistliche kaltblütig, ich pflege die armen Leute nicht alle einzu-

schreiben, und mit diesen das Papier zu verderben; wollen sie aber ein paar heilige Messen dafür lesen lassen, so will ich den Todtenfall einschreiben. — Wollner erstummte vor bitteren Schmerz über diese Rede, und verfügte sich zum Todtengräber. Diesen bewog er mit ein paar Kopfstücken ihm den Ort des Begräbnisses zu zeigen, das an einem Winkel des Kirchhofs war, und bath ihn, zu sagen, woher man denn ihren Namen und Stand, das an der Säule so deutlich stehet, erfahren hätte. Von einem Mäurer aus der Vorstadt, war die Antwort, der auch die Säule auf den Platz, wo beyde gestorben sind, gesetzet hatte. Wollner schrieb sich den Namen des Mäurers, und alles, was zu dessen Auskundschaftung nöthig war, auf seine Schreibtafel, und eilte nach der Vorstadt.

Nach zwey Stunden fand er ihn bey seinem Abendbrod. Dieser erzählte ihm alles haarklein: hier in dieser Hütte, sagte der Mäurer, wohnte die Rosalie, über einen Monat in der größten Armuth. Ich gab ihr zuweilen Brod, was ich entbehren konnte, und da erzählte sie mir all ihr Herzeleid. Sie war ein gutes tugendhaftes Weib; leider! konnte ich ihr nicht helfen, weil ich selbst arm bin. O! der Graf hat übel gethan, daß er ihren Mann verabschiedete, und — merken Sie mein Herr, wegen einer jungen Frau, welche die deutsche Sprache nicht leiden konnte. Gott tröste die arme Rosalie! ihr Tod war erschrecklich! sie verhungerte samt dem Kinde! Sie schämte sich zu betteln; und doch zwang sie die Noth,

hier und da einen Vorbeigehenden um Barmherzigkeit anzusprechen. Allein wie sollte das hinreichen? Ein Pfennig, den sie zuweilen erhielt, konnte sie doch nicht samt dem Kinde ernähren. Und — mein Herr! auch jene sparsamen Pfennige waren bitter. Man wird hundertmale, ohne nur angesehen zu werden, abgewiesen; Packe dich, Marsch — sind die gewöhnlichen Abweisungsworte. Es giebt aber auch gröbere Worte, womit man einen ehrlichen Bettler zurückweiset; Vorwürfe, die sonst nur Bösewichtern und feilen Dirnen gemacht werden. Oft kam sie nach Hause, und benetzte den erbettelten Pfennig mit blutigen Thränen! — Wollner, der immer zugehorchet hatte, konnte sich des Weinens nicht enthalten, er hüllte das Gesicht in sein Tuch, und betrauerte die mißhandelte Menschheit. Ja! Freund! fuhr der Mäurer fort, auch mich kostete es viele Zähren. Da theilte ich denn mein schmales Taglohn mit ihr, damit wenigstens das Kind konnte gestillt werden. Ich arbeitete um dieselbe Zeit bey einem Brauer als Taglöhner für schlechten Lohn, und da ich noch ledig bin, so blieb mir doch auch für die arme Mutter ein kleiner Rest. Nun trug sichs zu, daß ich einen verdächtigen Schlupfwinkel wahrnahm, wo sich die Brauerstochter der Gefahr der Verführung preisgab. Ich, voll guten Willens für die Ehre der Eltern, entdeckte dieses der Brauerin. Wie ward ich aber dafür belohnt? Mit dem Ende der Woche wurde ich verabschiedet! — Ich war also ohne Verdienst und ohne Brod: und konnte dem armen Weibe auch keines mehr mittheilen. Alsdenn gieng sie schwach und

kraftlos mit dem Kinde fort, und ehe sie das erste Dorf erreichte, unterlag sie. — Und so mußte wegen der Sünde einer ungezogenen Tochter — eine andere unschuldige Tochter verschmachten.

Sie wissen noch nicht alles, Freund! sagte der Mäurer nach einer langen Pause; hören Sie mich, so will ich zu erzählen fortfahren. Die Erblaßte hat einen Sohn, der, wie sie mir sagte, in Paris leben soll. Sie erzählte mir täglich von ihrem Jakob, den sie so sehr liebte, daß sie vor Freude weinte, so oft sie dessen Namen aussprach. Er muß auch ein recht guter braver Sohn seyn, weil er ihr Geld zu schicken versprochen hatte. Allein, da sie eben jenen Brief erhielt, wollte sie niemand mehr in der Stadt wegen ihrer Armuth beherbergen. Sie schrieb ihm also einen Brief, für den sie ihr letztes Vermögen auf der Post hingab, und worinn sie sich eine Antwort unter dem Vorwande verbath, daß sie auf das Land ziehe. Sie kam nicht weiter, als hierher, von einer Hütte zur andern. Ich will meinen Sohn, sagte sie mir einmal nicht um das Seinige bringen; und kann er je einmal etwas entbehren, so sitzet hier der Erbe auf meinem Arme. Mein Jakob, fuhr sie fort, weiß zwar noch nichts von seiner Schwester Amalie; ich schämte mich es ihm zu sagen, daß ich bey der äußersten Dürftigkeit noch fruchtbar ward. Noch fühle ich diese Scham in mir, ohne zu wissen warum? ich vermuthe, sagte sie, weil mir einmal ein hartherziger Bürger, den ich um Hülfe ansprach, meine Fruchtbarkeit mit rauhen Worten vorwarf, welche

mich noch erröthen machen, wenn ich daran denke. Als sie von mir fortgieng, so gab sie mir den Brief ihres Jakobs; mit dieser Schrift, seufzte sie, kannst du vielleicht einmal meinem Sohne das Ende meines Lebens, das ich sehr nahe fühle, bezeugen! Lebe wohl. —

O, Freund! schrie Wollner mit zusammengeschlagenen Händen, der Jacob bin ich! der Sohn der unglücklichen Mutter! der Bruder der verhungerten Amalie!

Endlich erzählte der Maurer auch die Geschichte von der Martyrsäule. Es wurde nämlich eine Woche darauf, als die Wittwe verschieden war, in derselben Gegend ein schönes Pferd von der Weide weggestohlen. Der Eigenthümer versprach demjenigen zwey Marx'ors Trinkgeld, welcher das Pferd auskundschaften würde. Und der Maurer, der sich hervorthat, war in seinem Unternehmen so glücklich, daß er am dritten Tage auf dem gestohlnen Pferde dahergeritten kam. Er nahm die beiden Goldstücke und setzte für drey Gulden der Unglücklichen, weil ihn ihr Schicksal so tief gerühret hatte, eine Denksäule. Und so hat dieser dürftige Mann seinen reichen Mitbürgern — eine Schandsäule vor die Stadtmauern hingepflanzet! !

Wollner belohnte hierauf den Edelmuth dieses Mannes reichlich. Er hatte ihm dasjenige, was er an den Armen gethan hatte, wohl hundertmale ersetzet: und oft besuchte er den Wohlthäter seiner

Mutter, um sich ihre Leidensgeschichte erzählen zu lassen. In dieser Hütte fand er Linderung seines niedergeschlagenen Geistes. Wie aber Wollner auf die Bewohner seiner Vaterstadt zu sprechen war, das kann man sich leicht vorstellen. Er warf ihnen ihre Gefühllosigkeit, und ihre Unbarmherzigkeit mit den empfindlichsten Ausdrücken vor. Er tadelte öffentlich ihre Religionsschwärmerei, ihren Bigotismus, und ihre schlechte Erziehung. — Wollner beurlaubte sich bey seiner Geliebten, und floh aus einem fanatischen Orte, wo man der Bigotterie opferte, und den dürftigen Mitmenschen verhungern ließ.

---

7. Der schwarze Hund, ein Retter der Menschen.

Ein Gegenstück zu dem vorigen.

Und — sey es auch eine Fabel, daß die Wölfin den Erbauer Roms errettet habe, so thaten die Römer dennoch sehr klug, daß sie die Erretterin ihres Stifters auf ihre Münzen prägten. Wenn sie die Gänse, welche die Feinde des Kapitols wegschnatterten, in Prozession herumtrugen, und auf ihren Altären verewigten, so war dieses für die Einwohner ein lebhaftes Beyspiel, daß man den Errettern, wenn es auch Thiere sind, Dank schuldig sey. Sey auch dieses eine Fabel! sind wohl ihre heutigen Gemählde —

z. B. eines Antonius, der mit dem Ordensbande, Ritterhut, und Degen in der Faust auf einer Wolke ficht, — eines Bernard, der an der Brust einer Jungfrau sauget, — eines Simon Stylita, der viele Jahre lang mit einem Fuß auf einer Säule gestanden, u. s. f. weniger fabelhaft? Oder ist der Elephantenzahn, der zu Hispella in Spanien als eine Reliquie des heil. Christophs prozessionaliter herumgetragen wird, keine Fabel? — Worin bestehet also der Unterschied der Fabeln Roms? Hierin, daß die alten Römer mit ihrer Bildersprache die Mitbürger zur Tugend, zur Sittlichkeit, und zum Patriotismus aufmunterten: daß aber die Fabeln der neuern Römern den Monachismus mit dem Aberglauben gründeten, und eine allgemeine Despotie der Vernunft verbreiteten. Das Staatsglück der alten Römer beruhete in der Thätigkeit des Geistes und des Körpers; und das Staatsglück der neuern Römer beruhete — auf den Mirakeln. Es ist Jammerschade für die stumpfgemachten Pinsel und Meißel, und Griffel, womit die neuen Fabeln, die Vernunft zu ersticken, sind entworfen worden. Ich sah am Seligsprechungsfeste des Laurentius von Brundus ganze Wände mit den Thaten dieses Heiligen bemahlet; ein bigottisch eifriger Schriftsteller lieferte sogar folgendes Gemählde: „Die Kugeln „(als er Oesterreichs Truppen gegen die Türken an„führte) werden Schaarenweis in die Höhe gejagt; „der Tod fliegt auf selben, wie ein Blitz daher, und „tödtet keinen von Oesterreichs Seite: denn Lauren-

„tius segnet, und sein Segen ändert den Lauf der „Natur, oder benimmt ihm ihre Kraft. Denn die „gegen ihn losprellenden Kugeln fallen entweder be„sänftiget, wie Schneeflocken zu seinen Füssen nie„der, oder kehren in den Lüften wieder zurücke. *)“ — Hierauf schlug ich in der Geschichte nach, und fand, — daß man den tapferen Generals und deutschen Schnauzbärten jenen Sieg über die Türken zu danken hatte. Nun würde das Bild eines muthigen deutschen Schnauzbartes, dessen Verdienst sein Kayser mit Lorber krönet, freilich einen ungleich höheren Eindruck auf unsere Krieger machen, als — die Kugeln, welche zu Schneeflocken werden. — Man hat also in den neueren Zeiten die sonst ungemein nützliche Fabellehre mißbraucht. Leider, pflegen die meisten Sottisen gegen die Vernunft auch meistens mit Genehmigung der Obern zu geschehen; und je auffallender der Kontrast zu seyn scheinet, um so eher erfolgt das Imprimatur. Ich las unlängst eine Biographie eines Frömmlings und Phantasten, der der Sohn eines Schusters, zu Longnau, einem Dorfe unweit Augsburg, 1613 gebohren war. Mit eilf Jahren seines Alters erzählte er seinen Mitschülern, er habe Jesus, Maria auf der Straße, und ein Kreuz am Himmel gesehen. Diese wollten es damals nicht glauben, aber ihre zwey haben es als Männer mit

*) Leonard Bayrers, Priesters im Kollegium zu St. Salvator, Predigten über verschiedene Gegenstände. Augsburg bey Rieger 1785. im dritten Theile.

einem Eide bekräftiget, was? — daß ers erzählt habe! — Und mit dieser Sottise getraut sich der Biograph — man denke einmal — noch im Jahre 1784 — dem Publikum unter die Augen zu treten. Allein dieses ist noch an die neuere Fabellehre zu sehr gewöhnt, als daß ein bigotter Schriftsteller vor demselben erröthen soll. Daher häufet eben dieser eine Sottise auf die andere, und bekräftiget sogar, des Schusters Sohn habe als Dekan zu Bingen den Satan als einen **schwarzen Hund** leibhaftig gesehen *). Ei doch! daß unsere Haushunde, die dem Menschen in so vielen Stücken nützlich sind, in Satane verwandelt werden müssen!

Ich habe eine größere Achtung für die Thiere, und zwar aus dem Grundsatze, weil alles, was in der Natur ist, eines mit dem andern in einem gehörigen Verhältnisse stehet, so daß wir kein Geschöpf ohne Noth vernichten sollen, und am allerwenigsten diejenigen, welche dem Menschen gute Dienste thun. Ich will also in Beziehung auf das Vorhergehende von einem Thiere eine Anekdote erzählen; und die Leser werden mit mir übereinkommen, daß ein solches Thier, als ein Bild der Hülfe und Rettung eben so gut an die Wände gemahlt zu werden verdiene, als manches derjenigen Geschöpfe, mit welchen Lin-

*) Biographiae venerabilis servi Dei, Bartholomaei Holzhauser, vitae communis clericorum saecularium restauratoris. Bambergae, sumptibus Goebhardi, 1784 cum aprobatione Superiorum!!!

ne's Insektensystem erst vor kurzem einen merklichen Nachtrag erhielt †).

Die Mönche auf dem St. Bernhardsberge, welcher unter die hohen Schweizer-Alpen gezählt wird, hatten vormals einen großen, starken Hund, der im Winter, wenn tiefer Schnee fiel, mit Lebensmitteln im Korbe auf Kundschaft ausgieng, und die verirrten Wanderer aufsuchte. Er durchstreifte die ganze Gegend rings und weit umher, und kehrte nicht eher wieder in das Kloster zurücke, als bis er selbst vor Müdigkeit beinahe nicht mehr durch den tiefen Schnee fortkommen konnte.

Der Hund suchte Menschen auf! — Traurig stellte er den Korb mit Lebensmitteln hinter der Pfortenthür nieder, athmete hoch, und gab mit gesenktem Kopfe zu verstehen, daß seine Tagesarbeit fruchtlos abgelaufen sey. Hast keinen Menschen gefunden? fragten ihn oft die Mönche. Und alsdenn streckte sich der Hund auf der Erde aus, und schämte sich seiner mißlungenen Bemühung. Allein je öfter seine Mühe fehlschlug, um so mehr wuchs sein Eifer — Menschen zu retten. Kaum hatte er ausgeruhet, und oft vor Tages Anbruch mußte der Pförtner die Thüre eröffnen: und da trollte sich der rastlose Hund mit Lebensmitteln im Korbe wieder fort, voll der süssen Hoffnung, — Menschen zu finden

†) Specimen Monachologiae methodo Linnaean. welches zu Wien herausgekommene Werk in London in englischer Sprache erschienen ist.

und zu retten. — Dank euch, ihr braven Mönche! daß ihr einen braven Hund zum Menschenretter gebildet habt. Dank euch, ihr lieben Mönche!

Oft war es schon Mittag, der Hund hatte Hunger, und — er aß nicht aus dem Korbe, in der Hoffnung einen Menschen zu finden, der des Brodes und Fleisches bedürftig wäre. — Welche Freude für den Hund, wenn er Menschenspuren bemerkte! wenn es ihn ahndete, daß unter dem vom Berge herabgerollten und aufgethürmten Schnee ein Mensch könnte begraben liegen! wenn er in den ihm bewußten Gruben und Thälern menschliche Fußtritte roch! — Da hob er seinen Korb mit dem Munde in die Höhe, arbeitete durch die Tiefen, und wagte sein eigenes Leben. Er selbst sank, oft blieb er stecken, und arbeitete sich alsdenn wieder empor. Nun war er oft so glücklich, daß er einen verschütteten Menschen bemerkte. Dann blieb er stehen, dann setzte er den Korb weg, und arbeitete, und räumte mit seinen Pfoten den Schnee von der Stelle. Er ruhete nicht eher, als bis er den Menschen entdecket hatte.

Du athmest noch? unglücklicher Wanderer! Du heulest vor Furcht und Schrecken, und bebest in neuer Todesangst vor diesem großen schwarzen Hund? — Ach! fürchte dich nicht, Freund! Es ist ein guter, braver Hund, den du vor dir stehen siehst. Scheue seine schwarze Farbe nicht! Laß ihn schwarz seyn, er ist besser, als weisse Menschen. — Er ist dein Erretter — dein Engel.

Der schlaue, brave Hund bemerkte selbst, daß ihn die Unglücklichen fürchteten. Aber er benahm ihnen bald die Furcht; er leckte den Todesschweis von ihrer Stirne, schlängelte seinen Schwanz vor Freude, und bewieß ihnen alle möglichen Schmeicheleien. Sobald er die verschwundene Furcht an den Mienen des Unglücklichen wahrnahm, alsdann gieng er einige Schritte zurücke, und holte seinen Korb. Diesen stellte er dem gefundenen Menschen vor, und gab ihm verschiedene Zeichen, ungescheut einige Labung zu nehmen.

Ach! wie erstaunte mancher Unglückliche bey dieser Szene! Wie! dachte hier und da einer bey sich, ists ein Hund? oder ein verstellter Mensch? — — Ein Hund ists! Wanderer, solche Wohlthaten dürftest du von Menschen kaum erwarten. — Da gukte der beynahe schon erstarrte und mit dem Tode ringende Mensch in den Korb, nahm sich Brod, Fleisch, und Wein heraus, und labte sich wieder. Er empfand Stärke und Wärme in seinen Gliedmassen, und der Hund — schaute ihm lächelnd zu. Ei! du lieber Hund, so iß mit mir, sagte der Wanderer, und reichte ihm Fleisch und Brod; denn es geziemet sich, daß ich diese Himmelsgabe mit meinem Erretter theile. Aber der Hund aß nicht eher, als bis der Bedürftige gesättiget war; und — erst alsdenn hielten sie eine frohe Mahlzeit zusammen. — Welch ein wonnevolles, vergnügendes Schauspiel würde eine solche Mahlzeit und Tischgesellschaft für einen empfind-

empfindsamen Zuschauer seyn! — Sobald abgespeiset war, dann gieng die Arbeit von neuem an. Bis jezt war der Verschüttete nur erst bis an die Brust gerettet; aber der Hund wollte ihn ganz retten. Diesmal hatte auch der Wanderer einige Kräfte durch die Labung empfangen; und so konnten sie sich mit vereinigten Kräften, Hund und Mensch — der Todesgefahr entreißen. Zuweilen sank der müde Wanderer wieder bis an den halben Leib; aber der Hund war seine Stütze, über den er sich wieder heraufschwingen konnte. Und so ging es abwechselnd fort bis an die Straße, auf der keine Gefahr mehr war.

Nun wanderten die zween Freunde in brüderlicher Vertraulichkeit; innigstes Frohseyn und Dank glänzten auf der Stirne des einen, den er seinem Erretter zuwinkte: und Freude glänzte aus den Augen des andern, der die Lust empfand — einen Menschen gerettet zu haben. Mit dem leeren Korbe im Munde klimmte der Hund zuerst den Bernhardsberg hinan, und der Gerettete trat in die Fußsteige des Hundes, und folgte ihm nach!

Stellet euch in Reihen, ihr Mönche, läutet die Glocken, und gehet mit Fahnen mit Sing und Sang entgegen dem, der da kömmt. Er ist kein Kommissär, welcher die Dezimazion von euch fodert, kein Episcopus à latere, kein Pacca, und kein Zoglio, welche euer Kloster besteuern, euer Hund ists, — der euch einen verlohrnen

Menschen wiederbringet. — Groß war der Lärm, und das Freudengebell des Hundes, als er vor der Klosterpforte stand; er schreckte alle Mönche aus ihren Zellen hervor, und verkündigte laut, daß er der Menschenretter sey. Alsdann sprang er hinauf über die Treppe nach der Zelle des Priors, oder des Abtes, und verkündigte es auch diesen, daß seine Tagesarbeit geglücket habe. Da machte er Freudensprünge über die Queere, und schlängelte mit dem Schwanz: und der Abt belobte und belohnte ihn mit sanften Streicheln. Andere Mönche hielten ihm Brod und Fleischbrocken vor, und der Hund konnte vor Freude kaum essen.

Dank euch, ihr braven Mönche, daß ihr einen braven Hund zum Menschenretter gebildet habt —. Aber noch mehr Dank, ihr braven Mönche, ist man euch schuldig, daß ihr dieses sonderbare Schauspiel der Natur — für kein Mirakel hingegeben habet. Ihr hättet aus diesem Hunde eben so gut, wie jene aus dem Raben des heil. Maurus — einen Engel machen können.

Die Mönche auf diesem Bernhardsberge hätten wahrlich bey den langen Winterabenden keine angenehmere Schauspiele haben können, als welche ihnen ihr schwarzer Hund vorstellte. Dieses wonnevolle Vergnügen übertraf himmelweit alle Sottisenvollen Klosterkomödien, Prälatentafeln, und Disputationsschmäuse, mit welchen sich manche Klöster — bis zum Ekel des Pöbels — auszeichnen. Der Hund wechselte sogar mit seinen

Schauspielen ab; bald führte er einen Jüngling, bald ein blühendes Mädchen, und bald ein altes Mütterchen nach der Pforte: und so gab es immer neue Auftritte.

Aber wenn er manchmal auf einen ganz entkräfteten grauen Vater stieß, den er vor Schwachheit des Alters nicht mehr fortbringen konnte? — Ach! dann gab es thränenvolle Szenen! — Er schaffte freylich den Schnee, so gut er konnte, mit seinen Pfoten auf die Seite; er reichte dem Schwachen seinen Korb, und erquickte ihn. Nur vermochte er es nicht, den Unglücklichen von der Stelle zu bringen. Dir hab ichs zu verdanken, seufzte oft mancher Vater, daß ich noch athme! daß ich mit dieser Labung mein Leben noch auf einige Minuten verlängere! — Wie? du willst mich verlassen, ach, bleibe, lieber Hund! sey wenigstens du mein letzter Freund! da du mir jene Wohlthat gethan hast, so versage mir doch diese nicht! —

Traurig blickte der Hund den Vater an; er leckte ihn, schmeichelte, und schlängelte mit dem Schwanz. Darauf entfernte er sich, sah sich nochmals mitleidig um, und — gieng.

Weine nicht so sehr, unglücklicher Vater! die Sonne steht erst am hellen Mittage; noch sollst du nicht an deinem Leben verzweifeln. Vielleicht kömmt dein Erretter nochmal mit frischen Lebens-

mitteln zurücke. Du sahst ihn doch mit großem Mitleid von dir gehen — vielleicht ist seine Hülfe eben so groß. Ach! hätten die Götter dem Hunde die Zunge gelöset, oder verständest du seine Sprache, du würdest nicht weinen, unglücklicher Vater!

Jetzt rannte der Hund im vollen Gallop nach dem Spitale des Klosters, und die Schneeflocken stoben von seinen Pfoten. Hoch sprang er an dem Krankenwärter auf, griff ihn bei der Falte, und zog ihn mit sich zur Pfortenthüre. Wir verstehen deinen Laut, sprachen die Mönche zum Hunde, du verkündigest uns einen Unglücklichen, welchen du alleine zu retten nicht im Stande bist. Da trollte der Hund wieder zur Thüre hinaus, und ein Paar Krankenwärter hinten drein, und eilten den Berg hinab. Vor Begierde zu helfen, stand wieder der Hund der erste vor dem alten Greise, und bewies ihm alle mögliche Schmeicheleien.

Ach! du kömmst noch zu mir, seufzte der entkräftete Vater. Nun wirst du bald ein Augenzeuge meines Hinscheidens seyn können. Verscharre mich alsdenn wieder, gleichwie du mich mit deinen Pfoten an das Tageslicht gebracht hast. O! könntest du auch meinen Kindern sagen — daß ich hier begraben liege!

Indeß traten die zween Krankenwärter hinzu, zogen den Halbtodten aus dem Schutte heraus, und führten ihn in das Klosterspital zurücke. Dank dir, o Hund! oder wer du immer bist,

seufzte jetzt der Elende; nun sehe ichs, warum du mich am Mittage verlassen hast. Himmel! wie gütig, und wie groß ist deine Vorsicht! indem du sogar Thiere für die Unglücklichen sorgen lässest, wenn die Menschen zu träge sind, für diese zu sorgen. Ach, welch ein Hund! welch ein Erretter! —

Nun trabte der schwarze Hund voraus; stolz, wie eines Kaisers Pferd, vor dem der Herold bläst, hob er den Kopf in die Höhe, schaute links und rechts, um allen, die ihm begegneten zu sagen: du bist nicht so, menschenfreundlich — wie ich. Herrlich war sein Einzug in das Spital; die Kranken bewunderten und staunten den Hund an; und schon die mit dem Tode ringenden hoben noch ihr Haupt empor, und — preiseten den Erretter der Menschen! — —

Edler Wollner! hätte deine Mutter mit ihrem Kinde hier — bey dem schwarzen Hunde gewohnt, sie würden nicht Hungers gestorben seyn! — — Ja! mein Freund, wenn die Menschen nur allein gefühllos, unempfindlich und hartherzig wären — aber sie sind zugleich grausam! — Auch bey dem braven schwarzen Hunde hätten deine Mutter und deine Schwester verhungern müssen! — Denke dir einmal, Wollner! diesen braven Hund, der so manche Menschen beym Leben erhielt, hat — ein Mensch getödtet!!!

8. Der Proselytenwerber.

Kein Mensch ist verächtlicher, als derjenige, welcher die Religion, die so vielen Millionen Menschen Trost und Stärke und Salbung gewähret, zur Ausführung seiner boshaften Absichten misbrauchet. Noch verächtlicher aber ist ein solcher Religionsschänder, wenn dieser selbst ein Priester ist, und eingehüllet in den Priesterrock die Welt betrüget. Der abscheuliche, im Jahre 1783 zu Kloster Seefeld in Tyrol, unvermuthet entdeckte Religionsbetrug, woran eine ganze Kette von Mönchen und mönchisch Gesinnten Antheil hatten, muß einen jeden ehrlichen Mann in Erstaunung setzen, da man mit einer heiligen Büberei dem frommen Volke mittelst einer vorgeblich vom Teufel besessenen Weibsperson ein neues Mirakel vorspiegeln wollte, um die dortige Wallfahrt, die ihren Kredit gänzlich verlohren hatte, wieder in Aufnahme zu bringen. Mit welchen teuflischen Lügen gingen nicht diese bösen Mönche zu Werke, da sie der eigends hierzu gedungenen Weibsperson sogar gewisse Getränke beibrachten, um die konvulsivischen Zuckungen zu bewirken, und dadurch das in der Kirche öffentlich versammelte Volk in Verwunderung zu setzen, und — zu betrügen. Wenn man den Glaubensartikel der Katholiken voraussetzet, welcher lehret, daß in der Hostie, welche im Tabernakel aufbewahret ist, Christus Jesus, der Sohn Gottes, mit Fleisch und Blut gegenwärtig sey, so muß man sich erst von der Niederträchtigkeit jener schwarzen Seelen einen Begriff

machen, wie diese es wagen konnten, in Gegenwart ihres Gottes mit einem falschen Mirakel einer Teufelaustreibung einen Religionsbetrug zu begehen, und dadurch das konsekrirte Brod, welches der Katholike für seinen Gott hält, als ein Werkzeug einer Lüge gebrauchen zu wollen. Es wäre nicht zu viel, wenn dieser Ort geschleifet, und ein steinerner Galgen zur Verewigung und Warnung vor der Mönchsbosheit aufgestellet würde. Seit dieser frischen in ganz Deutschland bekannten That kann man keinen sogenannten Wallfahrtsort, kein Kloster vorbeigehen, ohne mit vieler Bedenklichkeit zu seufzen: welcher aus Interesse unternommene Religionsbetrug wird wohl an diesem Orte versteckt liegen! Es ist nicht allezeit Schwärmerei und Leichtgläubigkeit, welche man dem frommen Völklein vorzuwerfen pfleget: gar oft ist es ein abgeredeter, heimlich veranstalteter täuschender Betrug, welches Faktum man mit einer scheinheiligen Miene den Finger Gottes nennet, durch welches Wort der gesunde Menschenverstand zum Schweigen gezwungen wird, wenn anders der ehrliche Denker nicht auf dem Scheiterhaufen der Ketzer sein Grab finden will. Allein von den Mönchsanstalten und Mönchserziehungen läßt sich niemals etwas bessers erwarten. Ihr abgesondertes Leben macht sie feindselig, mürrisch und gefühllos: sie thun ein Gelübd die Welt zu verachten, welches eben so viel heißt, als die Bewohner der Welt verachten, und, was auf die Verachtung kömmt, zu verfolgen. Ihre tägliche Beschäftigung in der Tem-

peln, und ihr täglicher Umgang mit denjenigen Dingen, welche sie vor dem Volke heilig nennen, macht ihnen das größte Heiligthum nur zum Spielwerke.

Es haben schon manche Menschenkenner an den katholischen Priestern die Beobachtung gemacht, daß dieselben, weil sie an die Ehelosigkeit gebunden sind, ihren leidenschaftlichen Hang auf einen ganz unerwarteten Gegenstand richten, nämlich auf die Geldbegierde. Das todte Metall wird ihr Gott, und gleichwie dieser Gott ohne Empfindung ist, so werden auch jene gefühllos gegen alles, was in der Natur des Schöpfers edel ist. Die Geldbegierde artet zuletzt in eine stille Wuth aus und sie verleitet zu den größten Grausamkeiten gegen das menschliche Geschlecht. Wenn der Mönch innerhalb seinen Mauern nicht wüthen kann, so nimmt er zur gleißnerischen Betrügerei seine Zuflucht: ist es aber ein Priester, den keine Mauer umgiebt, der in der bürgerlichen Gesellschaft sich als Bürger beträgt, dem Staate zu dienen wähnet, und im Herzen mit römischen Grundsätzen vollgestopfet ist; o! dieser nähret eine Leidenschaft im Busen, die manchmal fürchterlich um sich wüthet. Es lehret uns die vielfältige Erfahrung, daß unter dem Deckmantel der Religion oft die gröbsten Laster verborgen liegen; und wenn wir manche Absichten der Mißionen tiefer durchforschen, so werden wir gar oft finden, daß man nicht um Seelen zu fischen, sondern um Reichthum zu sammeln, das Glaubensgeschäft unternommen habe.

Nur gar zu oft ist die Geldbegierde die Absicht, und die Neubekehrten sind die in das Garn gelockten Schlachtopfer.

Lord Germanston, beinahe noch ein Kind, genoß in Irrland die vaterländische Erziehung auf eine so vortheilhafte Weise, daß sie sowohl seiner Geburt als seinem Herzen Ehre machte. Er war gefällig, freundschaftlich, zärtlich und gut, und seine Ausbildung ging dahin, daß er einst die Dürftigen unterstützen, und manchen Elenden noch retten sollte. Er wurde schon frühzeitig mit den Uebeln der Nothleidenden bekannt gemacht, um den Keim der Menschenliebe in sein Herz zu pflanzen. Der junge Lord befand sich also wirklich schon in der Schule, um einst seinen Mitmenschen nützlich zu werden. Aber die Gefahren der Jugend sind so mancherlei, daß man denselben Trotz aller Geschicklichkeit und Behutsamkeit oft kaum entgehen kann. Unter den Gesellschaftern, welche sowohl des Lords, als seiner Erzieher gefälliges Betragen benutzten, waren zween arge Wölfe verborgen, nämlich: ein katholischer Priester, und ein österreichischer Officier. Dieser letzte verläugnete zwar seinen Karakter nicht, ob er schon die Tücke seines Herzens sorgfältig verbarg; aber der erste verstellte sich sowohl von Außen als von Innen, und er zeigte, daß ein Priester zu größerer Tücke und zu mehreren Intriguen fähig sey, als die ungeweihten Menschen. Beide setzten dem Lord Germanston unter dem Vorwande der zärtlichen Freundschaft und Vertraulichkeit von allen Seiten nach; er

konnte kaum einen Schritt aus dem Hause thun, so folgten ihm jene schon auf dem Fuße nach, und suchten sich bey ihm einzuschmeicheln. Wer wird alle die tausend Ränke und Intriguen und Heucheleien hererzählen können, womit diese zween Betrüger den jungen Lord und seine Erzieher bestrickten? Sie waren Proselytenwerber, und hiemit ist alles gesagt, was sich von dieser Gattung Leute immer sagen läßt. Es wäre zu viel gefordert, wenn man die Kunstgriffe, die Verstellungen und Täuschungen der Proselytenwerber alle zergliedern müßte. Die Erzieher des zarten Kindes setzten aus Unbedachtsamkeit so viel Zutrauen in diese beiden Verstellten, daß jene es manchmal erlaubten, daß der Knabe alleine mit diesen beiden spazieren gehen durfte. Allein an einem unvermutheten unseligen Tage, waren der Knabe, der katholische Priester, und der österreichische Offizier in ganz Irrland nicht mehr zu erfragen. Man jammerte allenthalben um das gute Kind, man schöpfte tausend Verdacht, man erkundigte sich hie und da vergebens, bis man endlich des Nachforschens müde ward, und den edlen Knaben zu vergessen anfieng.

Im Dezember 1786. wurde Germanston nach Frankreich gebracht; denn er war entführet worden. Seine Entführer, der Priester und Offizier, spiegelten dem jungen Lord auf jedem Schritte das geöfnete Paradies vor; man kann sich leicht die Feenschlösser von Erscheinungen, von Himmelfahrten, von Heiligsprechungen, von Mirakeln, und

von dem tausenderlei Wunderglauben denken, von welchen der katholische Priester zum Vortheile der römischen Religion künstlich zu träumen und zu plappern wußte. Dem jungen Lord wurden während der Entführung, oder auf der Reise nach Frankreich hie und da prächtig vergoldete Tempel, kostbare Kirchenschätze, kostspielige Beleuchtungen bey dem römischen Gottesdienste, die mit Diamanten und Perlen behängten Mirakilbilder, und die silbernen Altäre gezeiget: er wurde manchmal zu einer römischen Messe, oder Hochamte geführt, wo er die Vokal- und Instrumentalmusik so künstlich ertönen hörte, als befände er sich in der Westmünsterabtey, oder im prächtigen Opernhause zu Berlin selbst.

Auf diese Art wurden dem unschuldigen Opfer die Wege verkürzet, bis er auf ein prächtiges Gebäude stieß, das einer fürstlichen Residenz ähnlich sah; und von welchem Gebäude der Priester so viel Reizendes und Seliges und Vergnügendes zu schwatzen wußte, als wäre es das Paradies selbst. Der Lord sprang vor Freude aus dem Wagen; und die zween Begleiter führten ihn durch eine Pforte, welche sorgfältig hinter ihnen verriegelt ward. Noch bemerkte der Lord nichts, wo er wäre, oder was mit ihm vorging: bis er sich am folgenden Tage von seinen Begleitern treulos verlassen, und in ein Kloster eingesperret sah.

Nun fühlte Lord Germanston die verborgenen Fesseln, womit man seinen lebhaften jugend-

lichen Geist gefangen hielt. Es war ihm zwar nicht verwehret aus seinem Zimmer in die sogenannten dumpfhallenden Kreuzgänge des Klosters spazieren zu gehen; selbst der Garten ward ihm geöffnet, um in demselben die frische Luft einzuathmen. Aber an allen Enden der Gänge fand er verriegelte Thore, und selbst die hohe Gartenmauer verrieth das heilige Gefängniß. Die schauerlichen Bilder in den Kreuzgängen, wo er nichts als Selbstpeiniger und Phantasten der ersten Größe aus dem heiligen Orden erblickte, und die in Kapuzen bis über die Augen eingehüllten Mönche, welche ihm einzeln mit einem murmelnden Ave Maria begegneten, verscheuten ihn bald in sein Zimmer zurücke, wo er sein jugendliches Schicksal beweinte, und den Verführer, den katholischen Priester verfluchte. Als der Vorsteher des Klosters das tiefe Härmen und die nagende Sehnsucht des Lords bemerkte, so wurde ein noch ziemlich junger Mönch zu seinem Gesellschafter ausgesucht, der ihn zugleich nach und nach in den römischen Religionssätzen unterrichten mußte. Dieser Mönch war für den Lord eine neue Plage, weil ihm jener in dem Wege stand, seine großen Leiden mit den Zähren in dem einsamen Winkel ausgiessen zu können. Lange wechselten sie gleichgültige und unbedeutende Fragen, bis endlich der Mönch mit seiner Herzenssprache herausrückte, und den armen Betrognen beweinte. Nun erblickte der Lord einen Mann vor sich, für den sein Herz schlug; er entdeckte ihm seine ganze Lage; die gro-

ben Tücke des katholischen Priesters, und die Täuschungen des Offiziers. Man hat mich unter dem Vorwande eines Spazierganges weggeführet, sagte der Knabe; weder mein Bitten noch Schreien vermochte etwas entgegen: man setzte mich mit Gewalt in einen Wagen, und so wurde ich unter tausend Schmeicheleien hieher gebracht. Ich verlange wieder in mein Vaterland zurück, schrie der Lord auf, oder ich sterbe.

Seyn Sie behutsam, sagte der Mönch, befolgen Sie meinen Rath, und halten Sie meine Worte verschwiegen. Den Anfang Ihrer Geschichte weis ich ganz; ich habe mich sorgfältig bey dem katholischen Priester, bevor er Sie hier verließ, nach allem erkundiget; und nun wird eine große Behutsamkeit erfodert, wenn Sie, ohne mich unglücklich zu machen, in Ihr Vaterland heimkehren wollen. Hierauf machte er dem Lord eine lebhafte Schilderung von dem Mönchsstande; er zeichnete ihm den Verfolgungsgeist, die Geldbegierde, die Gefühllosigkeit und die Intriguenkunst mit hellen Farben, und endlich gestand er sogar, daß er selbst ein unglücklicher, ein gegen seine natürliche Neigung schon zehn Jahre lang an den Orden gebundener Mönch sey; des Pater Bonifazens Herz war so voll des innerlichen Dranges, daß er kein Bedenken trug, seine Leiden in den Busen eines zarten Knabens zu schütten; und der Lord war der erste, dem Bonifaz sein Herz anvertrauete. So weit reißen die namenlosen Leiden

eine gefühlvolle Seele hin, daß man sich im Unglück oft noch größeren Gefahren aussetzet, und einen Knaben einem standhaften Manne ähnlich hält. Ein entflohener Mönch wird auf dem ganzen Erdboden, fuhr er fort, wohin sich die römische Religion erstrecket, als ein Gottesräuber verfolget; und wird er entdecket, so ist ein ewiger Kerker noch seine leidentlichste Buße. Der Knabe zitterte bei dieser Unterredung, und die Lage, in welcher er sich befand, ließ ihn eine Sprache reden, als wäre er schon ein erwachsener und erfahrner Jüngling. Wissen Sie keine Leiter, keine Stricke? sagte der Lord; laßt uns nächtlicher Weile über diese Mauern kletrern, und entfliehen. bevor uns der Gram kraftlos machet, und unser Mark aufzehret: Sie haben doch Kenntniß von der Gegend, laßt uns in mein Vaterland eilen, wo die edle Freiheit weder unseren Geist noch unsern Körper fesselt; und wenn Sie mich glücklich dorthin führen, so sollen Sie Zeit Lebens in meinem Hause bleiben, und meine jährlichen Einkünfte von 6000 Pfund Sterling mit mir genießen helfen. Jetzt fiel der Lord dem Pater Bonifaz um den Hals, er küßte, und bath ihn, dieses Rettungsmittel zu ergreifen, und er gab ihm die theuersten Versicherungen, daß die jährlichen 6000 Pf. St. ihr gemeinschaftlicher Unterhalt seyn sollen. O junger Freund! erwiederte Bonifaz, die 6000 Pf. St. sind es eben, welche Sie in diese unglückliche Lage versetzt haben: wären Sie in einem dürftigen Stande gebohren worden, so hätte sich der katholische Prie-

ster gewiß keine Mühe gegeben, Sie auf die Bahn eines Proselyten zu führen. Man lauert auf ihre Güter; und um diese zu erhaschen, will man auch Ihren Geist und Herz gefangen nehmen. P. Bonifaz, den das Versprechen des Lords, als hätte ihm ein Mann das Ehrenwort gegeben, und sein eignes Misvergnügen zur Verlassung eines Aufenthaltes, wo die Freiheit für ewig verlohren ist zu sehr reizte, entwarf gar bald einen Plan zur nächtlichen Flucht. Er ließ sich vorher von dem Lord seine Bekanntschaft in Irrland, seine Freunde und die Addressen an dieselben erzählen, und er zog von allen auch den kleinsten Umständen die Nachrichten ein, damit der Entwurf ihrer Flucht von allen Seiten gesichert wäre. Hierbei hatte der Bonifaz am meisten für seinen eigenen Kopf zu sorgen. Er war seinen Mitbrüdern in dem Kloster noch nicht als ein Misvergnügter bekannt; er wußte sich zu verstellen, um den Verfolgungen und Verachtungen zu entgehen, welche allezeit Zentnerschwer auf diejenigen fallen, von welchen man nur die geringsten Spuren eines Misvergnügens hat. Bonifazens Herz und Kopf war von der gewöhnlichen Denkungsart der Mönche weit entfernt; er dachte aufgeklärt, und sein Herz schlug vom Menschengefühle. Eine jugendliche übereilte Unbedachtsamkeit hat ihn in das Kloster gelockt, welchen Schritt er mit tausend verborgenen Zähren beweinet hatte.

Nun war schon alles zur Flucht veranstaltet; eine Strickleiter lag in Bonifazens Zimmer in B-

rereitschaft, und die nächste Nacht auf die Glocke zehn Uhr — soll beide von ihren Leiden befreien. Sie gingen an demselben Tage mit heiterer Miene zur Mittagstafel, und Bonifaz nahm in seinem Herzen von den zelotischen Mitbrüdern, und von den dumpfen Klosterhallen für ewig den Abschied.

Als sich der Lord zu Tische setzte, so zeigte der Abt des Klosters dem edlen Knaben einen Brief, worinn dieser unverzüglich von seinem Oheime nach Lüttich zu reisen eingeladen ward. Der Brief war mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken angefüllt, es ward ihm alle mögliche Freundschaft und Hülfe angeboten, und die Versicherung, ihn wieder in sein Vaterland zu bringen, erfüllte sein Herz mit unaussprechlichen Freuden. Nach der Tafel besprach sich Germanston nur wenige Minuten noch mit dem P. Bonifaz; diesem konnte er vor Freuden nichts anders sagen, als daß er gleich nach seiner Ankunft in Irrland an ihn werde schreiben lassen, um seine glückliche Heimkehr zu benachrichten, sich nochmal für die Freundschaft zu bedanken, und ihn in sein Vaterland einzuladen. Der Lord küßte seinen Freund nochmals auf das zärtlichste, und er nahm einen freudenvollen Abschied.

Bonifaz hatte alles genau in seine Schreibtafel geschrieben; er hielt alle Umstände genau zusammen; denn nur einmal war er in seinem Leben übereilend, als er die Klostergelübde ablegte; die

übrige

übrige Zeit hindurch unternahm er alles mit größter Behutsamkeit. Er freute sich ungemein über die wunderlichen Fügungen Gottes, daß er so unerwartet einen jungen Freund gefunden, der ihn vielleicht, wenn er einmal majorenn wäre, unterstüzzen, und seine Rettung beschleunigen könnte. Denn den Gedanken, über kurz oder lang das Kloster zu verlassen, hatte er nicht aufgegeben. Schon drey und vier Wochen waren vergangen, und Bonifaz hatte noch keinen Brief von Germanston. Es vergingen wieder zwey Wochen, und Bonifaz ward unruhig. Getäuschet bin ich wohl kaum, sagte Bonifaz zu sich; denn die Jünglinge, wenn diese noch so jung, aber wenn sie einmal warme Freundschaft schwören, brechen ihr Wort weniger, als die Erwachsenen; weil ihr Herz weit heftiger für Freunde und für große Thaten glühet. Es fiel ihm ein, daß sich einer seiner alten Schulfreunde in Lüttich befand; an diesen beschloß er zu schreiben, mit der dringendsten Bitte, sich um den Aufenthalt eines Irrländischen Lords, der etwa zehn Jahr alt wäre, zu erkundigen, und ihm die genaueste Nachricht darüber zu ertheilen. Mit der ersten Post erhielt er schon den folgenden Brief:

Theuerster Freund!

In dem Augenblick, als ich Ihren schäzbaren Brief erhielt, ließ ich alle meine Geschäfte liegen, um Ihrer Bitte auf das Möglichste willfahren zu

können. So sehr liebe und schätze ich Sie, mein theurer Freund; und es ist mir ein sehr großes Vergnügen, Ihnen durch gegenwärtiges Schreiben auf einige Weise dienen zu können. Nach vieler Mühe habe ich endlich den Irrländischen Lord ausgekundschaftet: er heißt Germanston, und befindet sich jezt in dem Hause eines katholischen Priesters Prestou mit Namen, der sich geistlicher Rath Sr. Hochfürstl. Gnaden zu Lüttich nennt, und sich für des Lords Oheim ausgiebt. Hier wird der Knabe so genau bewachet und verwahret, daß man ihn weder zu sehen noch weniger zu sprechen bekömmt. Ich konnte mit genauer Noth nur durch einen anderen Priester, den der geistliche Rath für seinen Hausfreund hält, den Aufenthalt desselben erfahren, der mir in seiner Unbedachtsamkeit so viel erzählte, als er wußte. Die Gelegenheit mit dem Lord alleine zu sprechen, ist Jedermann abgeschnitten, und eine alte Großmutter, welche dem Knaben nie von der Seite gehet, hält ewige Schildwache. Ich höre, daß der Lord sehr vermöglich sey, und daß im Fall er stürbe, der geistliche Rath sein Erbe seyn soll. Sechstausend Pfund Sterl. jährliches Einkommen finden überall Freunde, auch Anverwandte, ohne daß man diese durch Zeitungen vorladet. Allein jetzt ist von den Familiengütern die Rede noch nicht: man bemühet sich vielmehr den jungen Lord zur römisch-katholischen Religion zu bereden, und ihn vielleicht in einem Kloster todthärmen zu lassen. Ich halte wenig auf die Bekehrungssucht von dieser Art; und da ein altes

Weib dahinter steckt, so habe ich noch weniger Zutrauen. Ueber mich kömmt gewiß kein Proselytenwerber, ich möchte ein Jude, oder ein Türke, oder ein Hottendotte seyn: wo keine Sterlinge sind, dort stehen die Menschenseelen in einem gar geringen Werthe. Hiemit habe ich also Ihre Bitte auf die möglichste Weise erfüllt; kann ich noch mehrere und nähere Umstände erfahren, so werde ich nicht ermangeln, Ihnen davon einige Nachricht zu ertheilen. Ich empfehle mich Ihrem werthen Andenken, und bin ꝛc.

Armer Lord! seufzte Bonifaz, so schleppet man dich von einer Gefangenschaft in die andere. Nun konnte sich Bonifaz das Geheimniß dieser Entführung ganz auflösen. Vorher war ihm nur ein Theil dieser Geschichte bekannt; er glaubte immer, der katholische Priester, welcher den Lord aus Irrland nach Frankreich gebracht hatte, wäre der einzige verborgene Knoten des Proselytengeschäftes gewesen: und nun entdeckte es sich, daß dieser nur der Unterhändler, und daß Herr Prestou der einzige sey, wo sich die Verwicklung auflösen muß. Bonifaz ließ jetzt den Plan, sich aus dem Kloster zu begeben, liegen, und er both alle seine Kräfte auf, den jungen Lord noch bey Zeiten zu retten. Nun ist er in den Klauen eines geistlichen Rathes, dachte er, und es wird Mühe kosten, der Geldbegierde eines Mannes zu entkommen, der sich unter einer karakterisirten Larve versteckt hält.

Bonifaz kannte die Herren dieser Art bis in ihre Seele; er wußte gar gut, womit sich solche Herren gemeiniglich zu schützen pflegen, und wie schwer es hält, die schwarze Seele dieser Leute aufzudecken, und einleuchtend vorzustellen. Er schrieb also an alle die Bekannten, welche Germanston in Irrland hatte, und die er aus des Lords Munde hatte kennen gelernt; dadurch ward diese abscheuliche Geschichte mit einem male bekannt. Bonifazens Briefe enthielten die schwarzen Absichten der Entführer und des darunter verborgenen Prestou mit einer so lebhaften Schilderung, daß sie überall Aufsehen erregten, und eine allgemeine Erbitterung gegen eine schändliche That verursachten, welche unter dem Deckmantel der Religion begangen wurde. Gar bald kam des Lords Schicksal zur Sprache der Obrigkeit. Man ließ sichs sehr eifrig angelegen seyn, die Rechte des Lords zu schützen, und ihn auf seine Güter wieder zurücke zu bringen. In dieser Absicht bediente man sich aller gesetzmäßigen Mittel: man schrieb nach Lüttich; man wiederholte das vorige Schreiben; aber alles war vergebens, es erfolgte keine Antwort. Der Rath Prestou hielt seine Beute verborgen, und die alte schlaflose Großmutter behorchte den Knaben an jeder Miene, und auf jeden Schritt. Allein in Irrland hatte man sichs ernstlich vorgesetzt, das Eigenthum des Vaterlandes, den Lord Germanston zu fodern. Man erließ an den Prestou einen Befehl unter dem großen Siegel, worinn die Rückgabe des Lords mit allem Ernste verlangt wurde.

Hierdurch wurde endlich der Herr Rath aus seiner geistlichen Trägheit in einige Bewegung gebracht, die Feder zu ergreifen, und sich zu würdigen, auf das wiederholte Schreiben einmal zu antworten. Jetzt muß man sich einen römischen Priester vorstellen, wie er auf seinem Infallibilitäts Lehnstuhle da sitzt, und pausebackigt hundert Anathemen schäumet, wenn ihn eine Mücke an den heiligen Wanst sticht. Er beantwortete den Irrländischen Befehl mit den vermessensten Ausdrücken: er nannte denselben mehr als einmal einen Pergamentfetzen: Das hohe Staatssiegel nannte er einen Wachsklumpen, und dabey protestirte er gegen alle fremde Gerichtsbarkeit. — Dieses Antwortschreiben wird in Irrland als ein ewiges Denkmaal der römischen Priesterwuth, uud der priesterlichen Raserey verwahret bleiben. Wer könnte sich einen so hohen Grad der Unverschämtheit, und der römisch-kirchlichen Priestergrobheit vorstellen, als wie das Betragen des Prestou gegen das Irrländische Staatssiegel war? Wäre dieser Mann zu einem kirchlichen Oberhaupte, oder gar zum Pabste gewählet worden, er würde mit schäumendem Gifte die katholische Luft verpesten, gegen die besser Denkenden, gegen den aufgeklärten Theil mit der flammenden Inquisitionsfackel losstürmen, und dieselben mit Feuer und Schwert ausrotten. Da er einem hohen irrländischen Rathe so schimpflich begegnete, so ließ sichs wohl von so einem Prestou, im Falle dieser ein kirchliches Oberhaupt wäre, (wofür uns aber der Himmel bewahre!) erwarten, daß er wie Pabst Gregor der

Siebente troß einem tollen Fuhrknechte mit der Reitpeitsche in der Hand auf die zu seinen Füßen liegenden Kronen, und Scepter, und Reichsinsignien voll bitteren Grimm darein schlug, gleichwie dieses Gemählde in der St. Severinskirche zu Neapel heute noch zu sehen ist. . . Aber welchen Unfug mag dieser Mann treiben, wenn er das wirklich ist, was er sich nennt, nämlich ein geistlicher Rath: wenn er wirklich seine Stimme zu geben, und den untergeordneten Geistlichen wirklich zu befehlen hat! Welche Tyrannei, welche Kaballen, und Verfolgungssucht gegen die Rechtschaffenen mag bey diesem Manne herrschen? wie ähnlich sieht er nicht dem in ganz Teutschland verschrienen Inquisitor des Pfarrers Hartmann von Roppersbuch aus dem Eichstädtischen? Wie muß es bey so einem Prestou um die Aufklärung, um die Verbreitung des reinen moralischen Christenthums stehen? Vielleicht glaubt er an dem aus den Niederlanden verwiesenen, und sich in der Gegend von Lüttich niedergelassenen Zondadari eine theologisch kanonische Stütze seines schwarzen Unternehmens zu finden; an jenem in so mancherlei Journalen bekannt gemachten Zondadari, über welchen die Vaterlandschronik im 6ten Stücke 1788, die merkwürdige und kühne Antwort der Niederländer eingerücket hat, welche auf sein Bitten ihn in Brüssel wieder aufzunehmen, frey sollen heraus gesagt haben: „wir bekümmern uns nichts um Priester, die in ihren Häusern und Schauspiellogen Huren haben.“ Wenn Prestou, sage ich, wirklich der Mann ist,

wofür er sich ausgiebt, wenn derselbe hie und da wirklich einigen Einfluß hat, so kann man sich den Grund des zu Ende des Jahres 1786. ergangenen Bücherverbotes leicht aufdecken, worinn die Worte stehen: es ist unsere Hirtenpflicht zu ermahnen und zu warnen, damit nicht, indem wir schlafen, der Feind komme, und Unkraut unter den Waizen säe.... Es geschieht gar oft, sagt ein berühmter Journalist, daß Leute in einem gewissen Karakter stehen, und entweder in ihrer Dummheit oder Bosheit Dinge veranstalten, wodurch sie ihrem besten Fürsten eine Sottise aufbürden, von dem jene, in der besten Meinung zum Wohl des Staates, so redlich und so theuer bezahlet werden.

Da nun der geistliche Rath Prestou einem hohen Conseil von Irland so vermessen begegnet ist, so kann man leicht erachten, auf welche Art derselbe dem jungen gefangenen Lord begegnen werde. Vielleicht kömmt es noch an den Tag, welche harte Bedrückungen, welche schimpfliche Begegnungen, und welches grausame Betragen der gute Lord habe ausstehen müssen: und dieses alles unter dem Vorwande, ihn zur alleinseligmachenden Religion zu bekehren, und dadurch seiner Familiengüter, welche jährlich 5 bis 6000 Pfund einbringen, habhaft zu werden. Allein Prestou hat sich durch seine Vermessenheit den Plan selbst verdorben, und sich die Religionslarve selbst abgezogen, ohne daß er es in seiner stolzen Priesterwuth bemerket hatte. Seine

beschimpfende Antwort erregte in den Augen der Irrländer den gerechtesten Unwillen, und diese berichteten den merkwürdigen Vorfall an ihren Generalprokurator nach London.

Wie sehr erstaunte der Minister, als er diesen auffallenden Bericht durchlas! Sein Herz glühete vor Eifer, einen edlen unschuldigen Jüngling den Klauen des unverschämten Priesters zu entreißen: er eilte voll brennender Begierde nach dem Unterhause, wo sich eben das Parlament versammelte, und da eröffnete er einen Vortrag, über dessen unerwarteten Vorfall die ganze Versammlung in Verwunderung gerieth. Der Herr Generalprokurator trug die Geschichte des Lord Germanston, dessen Entführung, die Gefangennehmung, und die boshaften Absichten auf die Familiengüter desselben mit einer so rührenden Herzenswärme und inniglicher Theilnehmung an dem Schicksale des Unschuldigen vor, daß die Rede ein allgemeines Aufsehen erregte. Hierauf brachte er in den Vorschlag, den Herrn Prestou durch eine Akte als unfähig auf die Erbschaft der Germanstonschen Güter zu erklären, und darüber zu votiren.

So weit diese Geschichte der Proselytenmacherei. Was weiter geschehen ist, habe ich bis jetzt, da ich dieses schreibe, aus den Zeitungen noch nicht erfahren können. Indeß ist gar kein Zweifel, daß das Unterhaus den Vorschlag des Hrn. Prokurators bewilligen werde. Denn welcher edle,

welcher rechtschaffene Britte wird seine Stimme über einen Antrag zurücke halten, worauf das Schicksal eines Unschuldigen ruhet!

9. Geschichte einer akademischen Rede.

Wenn ein rechtschaffener Mann durch Glück und rastlosen Fleiß sein Familiengut so sehr gebessert hat, daß ihm nichts mehr übrig ist, als der Wunsch, seinen noch minderjährigen Sohn bald in einem männlichen Alter zu sehen, und demselben den Besitz seiner Güter einzuräumen, so mag es schwer, äußerst hart fallen, wenn er wegen den zu frühe überraschenden Tod seinen Wunsch unerfüllt sehen soll. In solchen Fällen ist noch das einzige Mittel den sterbenden Vater zu trösten, wenn man ihm einen redlichen und einen tugendhaften Vormund vor die Augen stellet. Mit welcher Herzenswärme, mit welchen dringenden Bitten der Vater einem solchen Vormunde seinen Sohn empfiehlt, wie er mit Thränen auf seinen todten Wangen die väterliche Gewalt in seine Hände übergiebt, solche Szenen lassen sich ohne innigster Rührung und Theilnehmung nicht mit kaltem Blute ansehen. Wenn nun so ein Mann dem Sterbenden seine Hand darreichet, und ihn mit der Versicherung seiner Redlichkeit tröstet, ihm Tugend und Treue schwöret, während sein Herz nach den Gütern des Mündels lü-

stern wird; welches Drachenblut muß nicht so ein Mann in seinem Busen nähren!

Unter der Aufsicht eines solchen Vormundes befand sich nun der hofnungsvolle Baron von B—; seine vortreflichen Geistesgaben, sein edles Herz, und seine Leutseligkeit waren schon frühzeitig sichtbare Spuren, daß er im wahren Verstande des Wortes Adel, sich, seinem Fürsten, und seinem Vaterlande Ehre machen werde. Die gymnastischen Wissenschaften legte er mit solchem Ruhme zurück, daß er von seinen Lehrern ein allgemeines Zeugniß eines fähigen, thätigen und wißbegierigen Kopfes erhielt, und die Rechtschaffenheit seines Herzens machte ihn überall beliebt. Ob er es schon in der Ausbildung seiner Seele sehr weit gebracht hatte, da er Trotz den Hindernissen, welche der Tugend in dem Wege stehen, nur immer noch stärker und standhafter ward; so hatte er dennoch in Rücksicht der Wissenschaften mit einigen Hindernissen zu kämpfen, gegen welche sein Muth von Außen zu schwach war. Sein Vormund ließ es ihm an der Herbeischaffung der guten und nöthigen Bücher gebrechen; und dieses war genug, eine edle Wißbegierde zu ersticken, und einem fähigen Geiste alle Kräfte zur ferneren Ausbildung zu benehmen. Allein so unedel und unbescheiden der Vormund in diesem Stücke handelte, so mußte bey dem jungen Baron ein unermüdeter Fleiß, und eine pünktliche Aufmerksamkeit auf den Vortrag der Lehrer alles dasjenige wieder einbringen, was ihm

durch die Filzigkeit des Vormundes an brauchbaren Büchern entzogen wurde. In dieser Lage war er die gymnastischen Klassen durchgegangen, bis er sich zu den höheren Wissenschaften die nöthigen Fähigkeiten gesammelt hatte.

Der Herr Baron war also auf einer Universität seines Vaterlandes angelanget, um sich dem Studium der Rechtsgelahrtheit zu widmen. Hier fand er neue Freunde, Bücher, und eine Bibliothek: und der ausdauernde Fleiß des jungen Akademikers ward hierdurch zur Thätigkeit täglich mehr aufgemuntert. Er sammelte sich die zu seinem Fache nöthigen Kenntnisse, und seine Lehrer bemerkten es sichtbar, daß dieser einst der Mann fürs Vaterland werden würde. Daß sich der brave Akademiker mittlerweile auch mit einem edlen und rechtschaffenen Frauenzimmer bekannt gemacht habe, ist wohl zu vermuthen: sein schöner Wuchs, und seine vortreflichen Geistesgaben konnten bald auf ein Herz wirken, das edel und tugendhaft ist; denn die edelgesinnten Seelen kennen und erklären sich bald. Als indeß der Baron allgemach zur Majorennität heranwuchs, so bemerkte auch der Vormund, daß die Zeit bald heranrücken werde, wo er von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen sollte. Allein dieser suchte eben die Abtretung seiner Vormundschaft durch allerlei Kunstgriffe so weit als nur möglich hinaus zu zögern. Das erste, was er that, war, daß er den guten Ruf und den untadelhaften Lebenswandel seines Mündels, der

alle öffentlichen Zeugnisse seiner Lehrer für sich hatte, ohne Bedenken verschwärzte und verläumdete. Jener schilderte diesen bei seinen Freunden und Verwandten als einen Akademiker von der niedrigsten Klasse, um dadurch die Majorennitäts-Rechte so viel als möglich unkräftig zu machen. Mit diesem Betragen trug also der Vormund zum ersten Male seine schwarze Seele öffentlich zur Schau herum. Womit er aber seine Verläumdung, und seine Gefühllosigkeit gegen ein edles Herz am besten bemänteln konnte, war eine um eben diese Zeit ausgebrochene Verfolgung der Freimäurer. Ueberall verschrie er seinen Mündel als einen Menschen, der weder Religion noch gute Sitten hätte: der ein Freimäurer und folglich ein gottloser Freigeist wäre, der seine Güter, wenn derselbe freie Hand hätte, nur verschwenden, und sich an Seele und Leib zu Grunde richten würde. Diese Verläumdung fand an einem Orte, wo man die Freimäurer als die gröbsten Verbrecher öffentlich verschrie, gar bald Gehör, und der Vormund hatte Hoffnung, daß er von der Verwaltung seines Amtes noch nicht sobald würde Rechenschaft geben dürfen, das er so sehr von sich abzulehnen suchte.

Der Herr Baron, welchem die Denkungsart und die Absichten seines Vormunds schon durch mehrere Jahre aus der Erfahrung bekannt waren, wußte nichts bessers zu thun, als im Stillen mit einem unaufhaltbaren Fleiße seine akademischen Studien zu vollenden. Er genoß wegen seinen Ta-

lenten und wegen seinem vortreflichen Herzen noch immer die Achtung seiner Lehrer, und eine enthusiastische Hochschätzung seiner rechtschaffenen Mitschüler. Bisher war der Baron von B— nicht weiter, als auf seinen Schulen berühmt; es rückte aber eine Gelegenheit heran, sich bei einer akademischen Feierlichkeit öffentlich zu zeigen, und dadurch ward er auch auf eine ganz sonderbare Weise unter seinen Landsleuten bekannt.

Am 19. Mai 1785 als am Feste des heiligen Ivo, hielt er in Gegenwart der versammelten Juristen-Fakultät und der meisten Professoren von den übrigen Fakultäten, wie auch zweier Deputirten aus dem Franziskanerkloster, folgende Rede:

Lasset Jedem denselben Antheil an Glückseligkeit, zu welchen alle Menschen ein gleiches Recht haben. Dieser Spruch ist für die Rechtsgelehrten das, was der Spruch Christi für alle seine Nachfolger, „liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ In beiden ist das ganze Gesetz erfüllt.

Ich habe von gleichem Recht aller Menschen auf Glückseligkeit gesprochen; ich bin aber deswegen nicht unzufrieden über die Ungleichheit gewisser Vortheile im bürgerlichen Leben, (denn bei einer guten Regierung ist dieser ohnehin nur scheinbar) ich erinnere mich vielmehr nur an gewisse Rechte, welche den Wesen des Menschen anhangen, welchen nichts am Werthe gleichgeschätzt wer-

den kann, welche also gegen alle Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft nie umgetauschet werden können.

Das erste dieser von der Menschheit unzertrennlichen Rechte ist das Recht der Selbsterhaltung; und dieses enthält vorzüglich das Recht so lange zu leben, als es die angebohrnen Kräfte des Körpers erlauben.

Man kan errathen, worauf ich ziele: die Collision der Todesstrafe mit diesem Rechte der Selbsterhaltung ist zu auffallend, als daß sie nicht sogleich bemerket werden sollte, und ich bedarf also keiner weitern Einleitung, um meine Meinung hierüber zu sagen.

Der Begriff von dem Rechte der Todesstrafe scheinet dem größten Theile der Rechtsgelehrten unmittelbar und ohne alle Einschränkung aus dem Begriffe des bürgerlichen Vertrages zu folgen. Sie glauben, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht anders, als durch die Aufopferung gewisser einzelner Vortheile zum allgemeinen Besten entstehen und fortdauern könne. Sie gestehen, daß der einzelne Mensch außer aller bürgerlichen Verbindung in weit besserer Lage sich befinde, als der Staatsbürger; weil sie für nothwendig halten, daß er an seinem Eigenthum beschränkt, und an gewissen Orten sein Vermögen zu gebrauchen verhindert sey. Sie fordern, daß der Bürger den Gebrauch seiner ersten Rechte dem Staat abtrete; und aus der allgemei-

nen Niederlegung dieser Rechte in die Hände des Staats folget die Macht desselben über das Leben und Tod seiner Bürger. „Ein jeder Bürger hat „das Recht auf sein eigenes Leben der allgemeinen „Sicherheit aufgeopfert; also liegt die Macht, den „Tod über ihn zu verhängen, in den Händen des „Staats."

Dieser Schluß ist wahr, wenn der Vordersatz die Probe hält; aber ich durchsuche die ursprünglichen Rechte des Menschen, und finde darunter kein Recht auf sein eigenes Leben — (und das glaubt man mir gerne, so lang der Selbstmord verabscheuet wird) — Wer aber übergiebt Rechte, welche er nicht hat? Und wie war es möglich, das Schrecklichste aller bürgerlichen Gesetze seit Jahrhunderten durch eine Fiktion zu rechtfertigen! „Der Naturmensch ist wohl berechtiget alle ihm bekannten Mittel zur Ausbreitung und Versicherung „seiner Wohlfahrt anzuwenden, und sie vor frem„den Angriffen durch gleichmäßig entgegen gesetzte „Gewalt zu vertheidigen." Dieß ist alles, was der einzelne Mensch dem Staate übertragen konnte, und es ist ein Sprachfehler, welcher irrige Begriffe erzeugt, wenn wir sagen, daß von diesen Rechten dem Staate etwas aufgeopfert worden sey; denn Aufopferung wird nicht mehr ohne Verminderung und Verlust gedacht; der Mensch aber hat niemals im Willen, ein wichtigeres Gut gegen das kleinere zu veräußern, und also ist jedes Uebergewicht des Schadens über die Vortheile des bürgerlichen Le-

bens dem gesetzlichen Willen unserer Voraltern zuwider, welche bey der Gründung bürgerlicher Verträge den ersten Grundtrieb des menschlichen Willens, die Selbstliebe stark fühlten, um ihn nicht mit Vorsatz zu beleidigen. „Der Zweck des bürger„lichen Vertrages ist also lauterer reiner Gewinn.“ Ich überlasse mein unbeschränktes Recht auf allen Wegen Wohlfahrt zu suchen, dem Staate in keiner andern Absicht, als damit es unter seinem Schutze und seiner Leitung sicherer sey: und die Vereinigung meiner Kräfte mit dem Ganzen ist nichts anderes, als ein Darlehn, wozu mich die Hofnung bewogen hat, daß der gemeinsame Gewinnst destomehr dadurch erhöhet werde, je grösseres Vermögen auf einmal in Thätigkeit gesetzt würde, und daß mein Antheil an dem Gewinnste desto mehr wachse, je größer die Summe wird, zu welcher ich mein Darlehn gegeben habe. So überlasse ich das Recht, mich gegen fremde Gewalt zu vertheidigen, dem Staate aus keiner anderen Absicht, als damit meine Vertheidigung mit mehrerer Kraft und Sicherheit ausgeführet werde. Aus welchem von mir selbst abgetretenen Rechte kann nun der Staat ein Uebel als eine Strafe über mich verhängen, da sogar kein Trieb und kein Recht sich selber zu schaden in der Natur des Menschen liegt? Da ich nie mir selber, sondern nur meinem Feinde, so viel als die Abwendung seiner Beleidigungen erheischet, zu schaden geneigt und berechtiget bin? Nicht ich, sondern meine Mitbürger,

welche

welche alle mich als Beleidiger durch Gewalt abtreiben konnten, haben das Strafrecht über mich in die Hände des Staats gegeben, und dieser hat stillschweigend die Pflicht auf sich genommen, alle, in so ferne es nothwendig ist, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen. — Hier liegt nach meinem Urtheile der Grund des Strafrechts, und selbst in diesem Grunde die Regel, nach welcher es angewendet werden darf. Der Staat kann in dem Falle, wo ich nach dem Vertheidungsrechte den Nebenmenschen nicht tödten durfte, auch keinen Tod über ihn verhängen, weil er nicht mehrere Rechte ausüben kann, als ich ihm übertragen habe. „Die strafende Gewalt des Staats „darf also nie mehr thun, als den einzelnen Menschen, deren Repräsentant er ist, zu ihrer Sicherheit erlaubt gewesen wäre.“ Wenn mir nun durch einen Diebstahl große Summen entzogen worden sind, wer behauptet, daß ich das Recht habe, den nachher entdeckten Dieb zu erwürgen? — Wenn mir meine Habseligkeiten von Räubern entrissen worden, und ich während dem Raube selber zu schwach war, mich zur Gegenwehre zu setzen, darf ich nachher, wenn mir bei einer andern Gelegenheit der Räuber bequem in die Hände fällt, ihn mit dem Tode züchtigen? Oder ist mir in beiden Fällen mehr erlaubt, als den Dieb und den Räuber zum Ersatz des mir zugefügten Schadens mit Gewalt anzuhalten? „Dem Feinde meiner „Wohlfahrt nach dem Leben zu trachten, gebührt

„mir in keinem andern Falle, als — wenn wirk„lich der Angrif meinem Leben drohet, und mir „kein anderes Mittel zu meiner eigenen Rettung „übrig ist, als der Tod meines Gegners." Wäre ich überzeugt, daß ich ihn durch bloßes Uebermannen unschädlich machen könnte, und wüßte ich auch gewiß, daß er meinen Tod gewolt habe, ich dürfte ihn nicht tödten. —

Wie verwaltet nun der Staat das Vertheidigungsrecht, welches ich ihm übertragen habe? Ich habe mein Recht, von dem Diebe oder Räuber Entschädigung zu suchen, in seine Hände gelegt. — Kein Recht zu tödten! — Und er tödtet, und verhindert eben dadurch meine Entschädigung. Ich durfte eine bereits vorübergegangene Nachstellung nicht mehr mit dem Tode züchtigen, — durfte es nicht während dem Angriffe, wenn ich andere Mittel genug hatte, mich zu schützen — und der Staat, dessen Stärke sich gegen die Stärke des Mörders wie alle gegen Eins verhält, — mordet — und mordet nach geschehener That. — Er, welcher der Innbegriff aller Kräfte, die Summe aller Mittel ist, gebraucht das überflüßigste, das unzweckmäßigste, das letzte Mittel, welches nur dem Schwächsten übrig gelassen ist!!! — Wo liegt nun bei einem Staate das Recht zur Todesstrafe? — Nirgends, als in seiner Schwäche, in seiner Unbehülflichkeit, in seinen diszentrirten Kräften, kurz, in seiner Schande. — Der Staatsmann, welcher

die Todesstrafe damit entschuldigen kann, daß sie ein nothwendiges Mittel sey, der weitern Schädlichkeit eines verhärteten Bösewichtes vorzubeugen, und andere durch Beispiele abzuschrecken, ist ein schlechter Mann! Welche Polizei ist es, welche für gefährliche Menschen nicht einmal Verwahrungsörter genug hat? welche durch fremdes Elend andere Menschen vom Verbrechen abschrecken zu müssen glaubt? Wird der Mensch ein Missethäter, wenn er wohl erzogen, und stets bei guter Gelegenheit sich zu nähren erhalten wird? — Und hat der Staat, oder der Fürst und seine Gehülfen, welche sich zu Führern der Menschheit aufgeworfen, haben sie nicht selbst diese Verbindlichkeit auf sich genommen? Nur der Faulheit und einer schändlichen Schwäche mag es frommen, den Menschen zu verderben, weil man ihn nicht mehr zu benützen weiß. „So wahr ist es, daß Unwissenheit „die erste Quelle der Grausamkeit sey! — Was „hat die Fürsten verhindert, ihre Pflichten besser „zu erfüllen? Nichts anders, als die Meinung, „daß sie keine haben. — Der Spruch: omnis potestas a Deo — " womit der Clerus von jeher die Ohren der Fürsten kitzelte, und auf der Eitelkeit der Vernunft schaukelte, dieser übel angewandte Satz hat mehrere Fürsten, als man glauben wird, verhindert, an die Rechte des gesellschaftlichen Vertrages zu denken! Denn der schädlichste unter allen Hofschranzen ist derjenige, welcher im Deckmantel der Religion erscheint. Dieser

wiegt das aufgebrachte Gewissen des Regenten durch seine Absoluzionen in den Todesschlummer, erlediget den Fürsten im Namen des Herrn von solchen Pflichten, welche die Wesenheit des Fürstenthums ausmachen; und wer dieses thut, ist ein Lügner! — Irrige Religionsbegriffe und Grausamkeit, wie nahe sind diese jederzeit mit einander verwandt gewesen! Man hält es für kein größeres Uebel, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil man durch geistliche Mittel, durch Sakramente Anstalt gemacht hat, ihn leicht und sicher in ein besseres Leben zu überbringen. Die Menschheit entsetzt sich vor dieser tyrannischen Kälte! und die ewige Gerechtigkeit des Himmels rächet die beleidigte Menschheit dadurch, daß gerade diese Richter, wenn sie dem Tode nahe sind, an der Leichtigkeit, ihr künftiges Heil zu erlangen, verzweifeln.

Der Herr Baron machte nach dieser Rede mit einer Miene voll Wärme für die Rechte der Menschheit der versammelten Fakultät seine Verbeugung, und ging. Die Akademiker und besonders seine Mitschüler, denen durch diese Rede warm um das Herz ward, deren Busen für die bessere Wohlfahrt des Staates zu glühen anfieng, eilten ihm Beifalljauchzend nach, begleiteten ihn bis zur Wohnung, und giengen nicht von der Stelle, bis ihnen der Herr Baron einige Abschriften von sei-

ner gehaltenen Rede zu nehmen erlaubte. Die versammelten Professoren verließen wie verstummt die Pfarrkirche, worinn diese Rede war deklamiret worden; und die beiden deputirten Franziskaner eilten krebsroth in ihr Kloster zurück, um den übrigen Mönchen das Skandal zu erzählen, womit die Pfarrkirche an einem so hohen Festtage, als der heil. Ivo ist, war entheiliget worden. Einige, besonders theologische Professoren, deren Sache es überhaupt nie war, ihre Sätze aus der Vernunft zu holen, sondern diese aus der Luft zu ergreifen, und dieselben mit unverschämter Dreistigkeit dem Volke aufzubürden, fiengen ebenfalls in jener Rede heterodoxe Dinge zu wittern an: und der klügere Theil der Professoren wollte die Sätze des Herrn Barons weder verneinen, noch bejahen, sondern alles dem Staatsschicksale überlassen. Indeß waren kaum zwo Stunden vergangen, so ward die ganze Stadt von einem Gerede erfüllt, „daß ein Akademiker anstößige, Religionswidrige, freimäuerische lutherische, man wisse aber nicht, welche, Sätze öffentlich geprediget hätte.“ Die Mönche und andere Pfaffen rannten, als wäre die Feuerlärmglocke gezogen worden, von einem Hause zum andern, und verbreiteten die Sage vom Skandal, ohne eigentlich zu wissen, worinn dasselbe bestanden hatte. Noch vor Sonnenuntergang wähnte der Pöbel schon die nähern Nachrichten zu wissen, und die Sage lautete: man habe gegen die ewige Jungfrauschaft der Mutter Gottes, Maria, gegen die Reliquienverehrung der Heiligen, und ge-

gen ihre Mirakel geprediget. — Es giebt wieder Freimäurer in unserer Stadt, war das allgemeine Losungswort, man soll diese Hunde todtschlagen. Sogar die angesehensten Personen ließen sich durch den Lärm des dummen Pöbels bethören, und wurden gegen das Wagestück des Hrn. Baron von B — im ganzen Ernste erbittert; bis ihnen allgemach die Abschriften, welche durch einige Akademiker zur Steuer der Wahrheit verbreitet wurden, zu Gesichte kamen, worinn die Hochansehnlichen mit all ihrer Perückenweisheit nichts gegen die Mutter Gottes, Maria, nichts gegen die Reliquien und deren Mirakel, nichts gegen Skapuliere, und nichts gegen Rosenkränze — entdecken konnten. Indeß legte sich auf der einen Seite der Pöbellärm, und auf der anderen Seite hielt man es für rathsamer zu schweigen, um sich keine Sottisen-Piramide zu errichten. Das mit Schimpf und Schmähungen erfüllte Nachhallen der Mönche über Freigeister, Freimäurer, verdorbene Zeiten, dauerte zwar noch einige Tage lang; aber zum guten Glücke öffneten die Bräuer ihre Merzenkeller, und der Pöbel hatte in seinem Biertaumel auf Skapuliere, Rosenkränze und Mirakel gänzlich vergessen.

Der gute Hr. Baron hatte nun seinen ersten muthigen Schritt für das Wohl der Menschheit und zum Ruhme seines Vaterlandes gethan: er ließ sich durch den erregten und bereits wieder gedämpften Lärm des Pöbels und der Mönche nicht irre machen, sondern studirte mit rastlosem Eifer fort,

um seine akademische Laufbahn rühmlich zu vollenden. Da er es während dem Pöbelslärm nicht für rathsam hielt aus dem Hause zu gehen, so verkürzte er sich die Zeit mit einem Briefe, den er an das Fräulein von — schrieb, die in der Hauptstadt seines Vaterlandes lebte: und welche er wegen ihren besten Eigenschaften, und wegen ihren sehr verständigen und aufgeräumten Kopf zärtlich liebte. Diesem Fräulein erzählte er den ganzen Vorfall mit satyrischen Zügen auf Dummheit und Aberglauben; und dieser Brief war die einzige kleine Schadloshaltung, die er sich zwischen vier Augen von den Pfaffen und Pöbel zu nehmen erlaubte, von welchen er als der gottloseste Mann verläumdet ward.

Allein der Hr. Baron irrte sich sehr, daß er der Bosheit schon völlig entgangen zu seyn glaubte. Der Vormund ward durch seine Emissare von dem, was vorgefallen war, bei Zeiten benachrichtet; dieses war Wasser auf seine Mühle: er schrieb an den Baron einen derben Brief, und drohete, ihn wegen Freigeister- und Freimäuerey bei der Regierung zu verklagen. Das ärgste war, daß sich in dieser akademischen Stadt Leute befanden, welche sich heut zu Tage in allen katholischen Städten befinden, Jesuiten nämlich, von denen man weder ein öffentliches Ja noch Nein hörte, und welche sorgfältig auf alles lauerten, was ihren Absichten und ihrer ruhmredigen Eitelkeit entgegen seyn konnte. Keine Seele hatte an diese verborgenen Leute gedacht,

oder ihre Schritte wahrgenommen. Nach vieler Bemühung erhielten sie endlich auch eine Abschrift von der Rede, und schrieben ihre Glossen darunter. Die Stelle: „der schädlichste unter allen „Hofschranzen ist derjenige, welcher im Deckmantel der Religion erscheinet. Dieser wiegt das „aufgebrachte Gewissen des Regenten durch seine „Absoluzionen in den Todesschlummer, erledigt „den Fürsten im Namen des Herrn von sol„chen Pflichten, welche die Wesenheit des Fürstenthums ausmachen; und wer dieses thut, ist ein „Lügner —“ war den Jesuiten besonders auffallend. Da sie wohl wußten, daß schon Jahrhunderte lang die mächtigsten Höfe mit Beichtvätern aus dem Jesuitenorden versehen wurden, und sehr viele Höfe heute noch mit diesen versehen werden, so vermutheten sie nicht ohne Grund, jene Stelle wäre auf die Jesuiten gemünzet. Sie erblickten jetzt in jener Rede die strafwürdigsten und gröbsten Verbrechen: Gottes- Religions- und Majestätsschänder mußte derjenige seyn, welcher die Rede verfasset hatte. Sie schickten unverzüglich die Abschrift nach der Residenzstadt, wo eben der Hofbeichtvater ein Eingeweihter ihres Ordens war: und da sich dieser durch die Rede beleidigt fand, so war das vermuthliche Vergreifen an einem Hofbeichtvater ein weit schwereres Verbrechen, als die von den Jesuiten wirklich angezettelte Pulververschwörung in London. Der geistliche Hofschranze schäumte vor Galle und Rache, und die zu Zugrunderichtung der Religion von einer neuen Freimäurersekte war sein Losungswort.

Endlich entdeckte auch der geistliche Hofschranze eine zuvor noch unbemerkte Stelle, welche zu seinen Absichten dienen sollte. Diese heißt: Der „Staatsmann, welcher die Todesstrafe damit entschuldigen kann, daß sie ein nothwendiges Mittel sey, „der weiteren Schädlichkeit eines verhärteten Bösewichtes vorzubeugen, und andere durch Beispiele abzuschrecken, ist ein schlechter Mann!“ Mit dieser Stelle lief er zum Minister, zum Fürsten, und wieder zum Minister, und perorirte, deklamirte, demonstrirte, daß dadurch der Codex, und der Verfasser des Codex — gemeinet sey.

So drehen sich bei übeln und geflissentlich bösen Auslegungen die Sachen. Die deputirten Franziskaner und andere Pfaffen nahmen jene Stelle übel auf: daß der Klerus mit dem Spruche: Omnis poteſtas a Deo — die Ohren der Fürsten von jeher kützelte, und auf der Eitelkeit der Vernunft schaukelte — Der Pöbel stieß auf die Reliquien und Mirakel, die Hochansehnlichen Perückenweisheiten auf die Rosenkränze, die Jesuiten fanden ihren erlauchten Orden beleidiget, und zuletzt sah man in der Rede gar ein Vergehen gegen den — Codex. Hierauf trat erst der Vormund auf, welcher, um nicht viel denken zu dürfen, den Baron aus vollem Halse verketzerte, verfreimäuerte, und verfreigeisterte. Das Gerede von diesem Vorfalle, das auf der Akademie beinahe schon vergessen war, ward jetzt in der Hauptstadt wieder allgemein; und aus dem, was ich bisher erzählet hatte, läßt sich leicht vermuthen, daß

sehr wenig zu Gunsten des edlen Akademikers gesprochen worden. Alles stimmte in den Hauptton des geistlichen Hofschranzen, und so hatte ein Ton wie der andere — gestunken: alles wollte jetzt heilig, fromm und andächtig scheinen, und selbst diejenigen, bei denen man mit gutem Grunde die Aufklärung vermuthete, hüllten sich in den Mantel der Religion, und die Rede des Hrn. Baron schien dieser letzten Klasse von Heuchlern — wenigst anstößig — bitter. —

Wie hierbei dem Fräulein von — um das Herz gewesen, das läßt sich wohl denken. Ihr größter Schmerz war, daß sie ihren Kummer keiner Seele klagen durfte; denn keine Seele wußte von ihrer Bekanntschaft, und sollte auch Niemand etwas erfahren. Vernünftige Seelen lieben sich ohne Geräusch. Indeß verbreitete sich das Gerücht, welches sich auch bald bestätigte, daß ihr einziger, edelster, liebster Baron als Arrestant nach der Bergfestung auf eine unbestimmte Zeit gebracht worden sey. Wie das schmetternde Donnerrollen war dem Fräulein diese Nachricht: lange erholte sie sich nicht, und ihre Leiden waren jene marternden Leiden der getrennten und gekränkten Liebe.

Erst nach der Gefangennehmung des Akademikers that sich eine Menschenklasse hervor, gegen welche die Rede eigentlich gerichtet war, und welche sich eher hätten hervorthun sollen, wenn sie nicht durch die Natur ihres Amtes frostig und

kaltblütig wären. Die Criminalrichter waren es, welche auch ein Paar Worte darein zu reden glaubten. Anstatt daß diese den Sinn der Rede und die Folgesätze derselben studirten, und anstatt daß sie den Verfasser mit Gründen widerlegten, so begnügten sie sich mit einem Spruche, daß der Verf. der Rede die alte peinliche Gesetzordnung habe umstoßen wollen, woraus Sittenverderbniß, Raub und Mord entstanden wären. Doch wer wird all das dumme Gerede der frostigen Blutrichter zu wissen verlangen? da sich diese manchmal sogar herzlich auf die Gelegenheit freuen, bei den Blutgerüsten ihre splendiden Amtsperücken sehen zu lassen, um sich dadurch bei dem Pöbel im dummen Ansehen zu erhalten. Ihre Sprache taugte nur für die zünftigen Reichsprälaten, welche stolz darauf thun, in ihren Wappen neben dem Hirtenstabe auch das Scharfrichter-Schwert zu führen. Es scheint unbegreiflich zu seyn, wie sehr man bei den Gerichtsstellen nach Menschenblut dürstet. Irrige Religionsbegriffe und Grausamkeit, seufzet der Verfasser, wie nahe sind diese jederzeit mit einander verwandt gewesen!

Nach einigen Tagen erholte sich das Fräulein von — von ihrem Schmerz, und mittlerweile hatte sie sich eine ganz besondere Rolle zu spielen vorgenommen. Sie war schon vorher als sehr witzig und vernünftig bekannt, und in den Gesellschaften beliebt: Sie war belesen, und dieses brachte sie auf den Einfall, eine Philosophin zu

spielen. Ein braver und rechtschaffener Mitschüler des Herrn Baron, der auf der Universität ein Augenzeuge aller bisher wegen der obigen Rede vorgefallenen Auftritte, und selbst der Gefangennehmung gewesen war, sein innigster Freund kam eben nach der Hauptstadt, und überbrachte dem Fräulein von — den letzten Brief des Barons, samt dem Corpus delicti über seinen Arrest, nämlich die mit seiner eigenen Hand geschriebene Rede. Dieser vertraute Freund klärte das Fräulein über alles auf, woran sie noch einigen Zweifel hatte; er rieth ihr dieses und jene Buch zu lesen, er übersetzte ihr diese und jene Stelle aus den griechischen und lateinischen Klassikern: und das Fräulein, das ohnehin zum ernstlichem Studium sehr viele Anlage hatte, begriff in kurzer Zeit alles so gründlich, daß es ihr gar nicht schwer fiel, sich in ernsthaftere und einige philosophische Unterredungen einzulassen. Vor allem ließ sie sichs angelegen seyn, einen jeden Satz der akademischen Rede gründlich und mit Nachdruck zu vertheidigen, und jede Einwendung dagegen mit vieler Belesenheit aufzulösen. Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen verfügte sie sich in die Gesellschaften: sie verbarg ihren Schmerz über die Leiden ihres Barons; und so munter sie sich anstellte, so geschickt wußte sie die Gespräche immer auf tieferen Ernst einzuleiten. Ihre Absicht war, es besonders mit den Mannspersonen vom Stande aufzunehmen, und an dieselben verschiedene philosophische und statistische Fragen, welche unvermerkt auf die akademische Rede

einen Bezug hatten, zu stellen. Wußte sie manches nicht gleich auf der Stelle zu widerlegen oder zu beantworten, so nahm sie den Fragepunkt nach Hause, und der akademische Freund mußte ihr die nöthigen Erklärungen darüber machen. Dieser hielt eigentliche Vorlesungen für das Fräulein, und mancher Kavalier, der sich ein gelehrtes Ansehen gab, wurde durch ihre Fragen und Einwendungen zum Schweigen gebracht. Sie hielt sich ein eigenes Verzeichniß von den Fragen, welche sie gethan, und von den Antworten, welche man ihr gegeben hatte; und sie schrieb sorgfältig die Namen derer hinzu, mit denen sie sich in Unterredungen eingelassen hatte.

Im Anfange hielt man dieses Betragen des Fräuleins nur für gelehrte Scherze, und man hatte sie nach der gewöhnlichen Toilet = Gelehrsamkeit der adelichen Damen messen wollen: als sie aber fortfuhr immer täglich neue Gründe ihrer Behauptungen auf das Tapet zu bringen, und als ihre philosophische Miene von Tag zu Tag ernstlicher ward, so zog sie auch eine größere Aufmerksamkeit auf sich. Gar oft erschien sie bei Gesellschaften und Tafeln, und brachte manchen Kavalier, manchen Doktor, Rath, u. s. f. zum Schweigen, und sie beschämte theils die Unwissenheit, theils die niederträchtige Feigheit derselben. Denn alle diese Männer, mit welchen es das Fräulein aufgenommen, waren von der Klasse des Hofbeichtvaters, der Jesuiten und Mönche; alle diese Män=

ner stimmten also in die nämliche stinkende Posaune, wodurch der unschuldige Baron als ein Kezzer, Freigeist, und Majestätsbeleidiger verschrien und ausposaunet wurde. Er herrschte um diese Zeit eine politische Krisis am Hofe; der geistliche Hofschranz hatte die stärkere Parthei auf seiner Seite, und wem dieser nicht geneigt war, so brauchte es nichts anders, als denjenigen für einen Freimäurer zu verschreien, den man stürzen wollte. — Es befanden sich also die Herren vom Stande und Range in einer gewissen Verlegenheit: sie wollten weder auf der Parthei der Bigotten erscheinen, weder in Ungnade fallen, am wenigsten aber in Rücksicht ihrer Geburt niedrige Sklaven eines geistlichen Hofschranzen seyn, der weder wegen seiner Gelehrsamkeit noch Herzensgüte, sondern alleine wegen seinen niedrigen Kniffen bekannt war. Die Damen, welche in Gesellschaften zugegen waren, und dabei die Herren auf die Fragen des Fräuleins so oft in der Verlegenheit sahen, wurden durch diese Siege ungemein in ihr eigen Geschlecht verliebt; sie lernten die aus dem Munde des Fräuleins gehörten Gründe, warfen den Männern Zweifel auf, und vertheidigten alle Säze der akademischen Rede aus weiblichem Stolze, welche das Fräulein aus Liebe für ihren unglücklichen Baron zu vertheidigen gelernet hatte. Das war nun ein Jubel in den Augen der Damen, einmal ein Mittel gefunden zu haben, nicht nur allein das schwache Herz der Männer und Stutzer, sondern auch die schwachen und leeren Männerköpfe besie-

gen zu können. — Ministers- und Rathsfrauen demüthigten auf diese Art ihre Gatten, und die jungen Damen ihre parfumirten Anbether: es war keine Tafel, keine Assemblé, kein Soupe, wo die Herren von den Damen verschonet geblieben waren: denn wenn die Frauenzimmer einmal anfangen über die seichte Männervernunft zu siegen, so geben sie keinen Pardon mehr, sollte auch der artigste Ritter zu ihren Füßen sterben. Bisher schien zwar diese angenommene Rolle eines philosophirenden Frauenzimmers zur Geschichte des unglückichen Barons sehr entbehrlich zu seyn: sie ward aber von Tag zu Tag wichtiger, jemehr sich die Damen bestrebten mit Männern zu disputiren; welches die eigentliche Absicht des Fräuleins von — war. Die Männer schämten sich von dem Frauenzimmer beschämt zu werden, und dieses änderte die Denkungsart, daß man allgemach anfing, den unglücklichen Hrn. Baron zu bedauern, und ihm ein besseres Schicksal zu wünschen. Man fieng an es einzusehen, daß man den Verf. der Rede wegen seiner aufgeklärten und menschenfreundlichen Denkungsart vielmehr hätte beloben, als bestrafen sollen; und man wünschte jene Szene mit einem dicken Vorhange zu verbergen. Um sich noch durchzuhelfen, so schrieb man die Sottise auf Rechnung der Pfaffenrache, und anderer Kabalen, und der Unglückliche ward allgemein bedauert.

Wie gieng es aber dem Hrn. Baron auf der Bergveßtung? Anstatt daß ihn sein Schicksal

muthlos, und unthätig gemacht hätte, da er für den ersten Schritt, den er zum Wohl der Menschheit und seines Vaterlandes gewaget hatte, so übel und schimpflich belohnet wurde: so konnte keine Schmach den Engelsgedanken aus seinem Herzen vertilgen, dem Mitmenschen und dem Vaterlande nützlich zu seyn. Ketten und Kerker können zwar dem Leibe des Tugendhaften Gewalt anthun, aber seine Seele bleibt unerschütterlich standhaft. Der Busen des Arrestanten schlug noch wie zuvor für das Wohl der Mitmenschen, und da ihn die Kabale aus dem größeren Wirkungskreise geworfen hat, so wirkte er noch im Kleinen, so viel es ihm der enge Raum des Arrestes erlaubte. Er warf einen mitleidigen Blick auf die armen, unvermögenden Soldatenkinder dieser Vestung: er sah sie ohne Lehrer des nöthigen Unterrichts beraubt, und in ihrer Rohheit heranwachsen. Was wird aus diesen Kindern werden, dachte er, da sie ganz ohne Erziehung, ohne alle Kenntniß des Guten in die große Welt treten sollen. Wie hofnungsvoll, wie unschuldig sind jezt diese Kinder! und wie nahe stehen sie schon am Wege — Verbrecher zu werden. Habe ich nicht in meiner Rede die Wahrheit, wegen welcher ich jetzt die Fessel trage, gesprochen? war es unrecht, fuhr er fort, daß ich fragte: „wird der Mensch ein Missethäter, wenn er wohl „erzogen, und stets bei guter Gelegenheit sich zu „nähren erhalten wird?“ Ich will diesen Gedanken ausführen, sagte er zu sich, und meinem

Vater-

Vaterlande keinen geringen Dienst thun, ob ich schon ein Arrestant bin. Der Herr Baron entschloß sich also ein Schullehrer der Soldatenkinder zu werden, und Heil dem guten Manne! die Jugend, so sehr ihn die klirrenden Fessel hinderten, im Lesen und Schreiben zu unterrichten!!!

Sein gefälliges Wesen, seine außerordentliche Geschicklichkeit, und sein glühender Eifer Gutes zu thun, ließen ihn in kurzer Zeit die himmlische Wonne fühlen, gegen welche er seine Fesseln nicht mehr zu vertauschen wünschte. Die rohesten Soldatenkinder wetteiferten schon im Lesen und Schreiben, und sangen dem Schöpfer aller Wesen die entzückendsten Danklieder. Welch ein Konzert dieser unschuldigen Engelsstimmen mit dem Geklirre der Ketten! Die Kinder fiengen auch an milder und sanfter zu werden; sie kamen nicht mehr mit zerkratzten Wangen und blutiger Stirne in die Schule, da sie sich zuvor in ihrer Unbändigkeit wie die Hunde und Katzen gerauft und geschlagen hatten: und die Soldaten und Invaliden lernten noch in ihren grauen Tagen von dem Beispiele der Kinder — sanfte Menschen zu werden. So verbreiteten sich Tugend, Gottesfurcht, Wissenschaft, Gefühl und Menschenliebe aus dem tiefen Dunkel des Kerkers eines edlen Patrioten — nach dem Vaterlande.

Indeß entstand ein Komplot auf dem Wachthause. Die Soldaten fühlten den wohlthätigen

Einfluß des Arrestanten auf ihre Kinder; mit einer Thräne im Auge bewunderten sie die Fertigkeit derselben im Lesen und Schreiben; sie sahen die Nutzbarkeit dieser Kenntnisse ein, und freueten sich im Herzen, daß der Himmel ihren Kindern einen Mann geschickt habe, ohne welchen dieselben in ihrer Rohheit und Ungezogenheit geblieben wären. Nun können sich einst unsere armen Söhne und Töchter, sagten sie, in der Welt forthelfen: nun ist Tugend und Gottesfurcht in ihr Herz gepflanzet, und wir können uns ruhig von dem Tambour zu Grabe trommeln lassen. Es ward zur Ablösung gerufen; in der Wachstube herrschte eine feierliche Stille, als sollte man zu einer blutigen Exekution ausrücken. Es ward nochmal zur Ablösung gerufen, und ein Invalide, welchen die Reihe traf, auf dem Posten vor dem Gefängniß des Herrn Baron zu stehen, hatte den Muth zu sprechen: ich sollte den Wohlthäter, den Erzieher meiner Kinder mit aufgepflanzten Bajonette wie einen Verbrecher behandeln? das thue ich nicht! — darauf wand er sich um: Brüder! vergebt mirs, was ich euch Leides gethan habe; und wenn ihr mich morgen todtgeschossen habt, so denket doch auf meine Kinder! —

Ohne Seitengewehr und ohne Musquete begab er sich nach dem Gefängniß, küßte die Hand des Arrestanten, und dankte für die Erziehung seiner Kinder. Von da gieng er zum Vestungskommandanten, erzählte sein Verbrechen, und bath —

arretirt zu werden. Dieses geschah. Und da gewisse Vorfälle bei dem Militär in einem Augenblicke von höchster Wichtigkeit werden, so flüsterte man sich schon nach wenigen Minuten die Frage ins Ohr: ob man bei der Exekution auf den armen Kameraden Feuer geben wolle, oder nicht? —

Allein bei dieser Gelegenheit lernte man erst den Kommandanten näher kennen. Der Mann nährte ein verborgenes, innigstes Mitleid über den Hrn. Baron in seinem Busen: er dachte schon lange auf Mittel, ihn, ohne seine Pflicht zu verletzen, zu retten; und der Vorfall mit dem Invaliden war ihm eine gewünschte Gelegenheit. Er machte also nach der Hauptstadt einen kurzen Bericht, beiläufig folgenden Inhalts: Da der Hr. Baron von B — auf eine unbestimmte Zeit hieher nach der Bergvestung als Arrestant gebracht worden, so finde er sich verpflichtet, anzuzeigen, daß der Arrestant mit seinem unbescholtenen und erbaulichen Wandel die ganze Garnison liebgewonnen habe: denn er halte schon seit geraumer Zeit, um nicht müßig zu seyn, Schule für die Soldatenkinder. Die Garnison liebe ihn, und kein Soldat wolle ihn mehr bewachen. Man bitte um weitere Ordre, wie gegen den braven Arrestanten, und überhaupt in dieser ganzen Lage zu verfahren sey.

Nach einigen Tagen kam die Entschlüßung, der Kommandant möchte den Arrestanten, aber ohne Geräusch, entlassen.

So endigte sich diese Geschichte; und der Invalide, der nur der Ordnung wegen im Arreste war, wurde zugleich auf freien Fuß gestellt. Wohin der Baron seine ersten Schritte gerichtet, das läßt sich wohl einbilden; und ich hätte jetzt weiter nichts zu erzählen mehr übrig, als das Herzeleid der Soldaten, welche bei dem traurigen Abschiede des Herrn Barons zugleich das Schicksal ihrer Kinder beweinten, die nun ohne Lehrer in ihre vorige Rohheit und Unwissenheit wieder zurückkehren sollten. Selbst die Kinder weinten um ihren Wohlthäter, und laut heulten sie ihm nach, als zöge ihr Vater hinweg. Ewig wird das Andenken dieses Edlen in den Herzen der Kinder bleiben, der in ihre Seelen die Anfangsgründe zur Tugend, Fleiß, und Rechtschaffenheit gepflanzet hatte. Lauten Dank riefen ihm noch die Soldaten nach, und fleheten zum Himmel um den Segen für den Edlen.

---

10. Strafe des Lesens und Schreibens, und des Wohlverhaltens.

Martin nährte sich schon zehn volle Jahre zu Nürnberg mit seiner Handarbeit. Er war bereits sechs und zwanzig Jahre alt, als er dahin kam, und sein erster Gedanken war, in dieser Stadt, von der er so viel Großes und Wichtiges erzählen ge-

hört hatte, den Druck und die Schrift lesen zu lernen, um sich in der Geschichte, welche er ungemein liebte, selbst forthelfen zu können. Er war vorher ein Paar Jahre in der Gegend von Nürnberg verschiedentlich als Bauerbursche in Diensten, bis ihn das Glück als Hausknecht nach der Stadt rief, wornach er schon lange geseufzet hatte. Durch Mäßigkeit und Nüchternheit wuchs sein Liedlohn, und er war so vermögend, einen armen Magister zu bezahlen, der ihm die Woche hindurch einige Abendstunden widmete, und im Lesen den Unterricht ertheilte. Mit dieser Kenntniß ward ihm schon leichter sein Brod zu gewinnen; er wußte Frachtzettel, Ueberschriften und anderes zu lesen, im Nothfalle selbst manches Wort zu schreiben, und dadurch gewann er schon bessere Aussichten: er hatte jetzt eine freiere Wahl, wenn ihn sein Herr aus dem Dienste thun wollte; und er war nicht mehr so sehr an eine und die nämliche Hausknechtsarbeit gebunden. Martin suchte sein Brod bald als Kutscher, als Kellner, als Marktdiener, u. s. f. und manchmal wieder als Hausknecht; denn jetzt wars ihm leichter einen frischen Herrn zu erfragen; er konnte lesen, und etwas schreiben. Wie froh der gute Mensch war, um nicht bei einem jeden unvorhergesehenen Fehltritte über die Dienstentlassung zittern zu dürfen! Jetzt durfte er sich nicht mehr vor den Werbern fürchten, welche auf die dienstlosen Mannsleute lauern: wenn er ein Haus verließ, so betrat er wieder ein anderes.

Sein mehrester Aufenthalt und Verdienst war bei der Kaufmannschaft. Seine Treue, Emsigkeit und Geschicklichkeit hatten ihn schon so sehr empfohlen, daß man ihn zuletzt ungerne verließ, wenn er aus einem Dienste treten wollte. Ueberall gewann er das Zutrauen von Redlichkeit, welches er auch durch seine geprüfte Treue niemals verloren hatte. Dabei dankte er aber Gott herzlich, daß es ihm so gut und so wohl gieng. Da er nun nach einiger Zeit wegen seiner guten und redlichen Aufführung bekannt ward, so wurde er gar oft von einem Kaufmanne als Bothe und in Geschäften bald da bald dorthin geschickt; und er kam nie zurücke, ohne den Auftrag zur Zufriedenheit seines Herrn erfüllt zu haben. Geldsummen, und Waaren wurden ihm über Land anvertrauet; und der Herr war seiner Treue versichert. Martin liebte auch ein treues, emsiges und munteres Mädchen, welches er zu heurathen wünschte. Sein Herr gab ihm wirklich die Zusicherung, daß, wenn er noch ein Paar Jahre ihm redlich und fleißig dienen würde, sein Wunsch würde erfüllet werden. Sein Herr stand in Ansehen, dem es leicht war, irgend ein gemeines Aemtchen bei der Stadt für den Martin zur Belohnung seiner Treue ausfindig zu machen.

Wie sich der Bursche über dieses Versprechen freute! Und als er diese Neuigkeit seinem Röschen erzählte, die bei einem anderen Bürger diente, so sang Röschen frühe und spät, wie die

Lerchen im Frühling. — Nur noch ein Jährchen, und der Kaufmann mußte Wort halten. Die beiden Verliebten veranstalteten schon alles zur Hochzeit: Röschen probierte das Brautkleid, und Martin lächelte aus frohem Herzen, als er sein Röschen um sich herum drehen sah. Du Loser! sagte sie einmal scherzend, würdest du mich sitzen lassen, ich stürbe vor Gram!

Martins Herr dachte so edel, daß er wirklich darauf umgieng seinen getreuen Diener gemächlich zu versorgen. Doch bevor er ihn verließ, mußte Martin noch einige Geschäfte abthun: in dieser Absicht schickte er ihn, beladen mit einigen Aufträgen nach A — —. Bei Tages Anbruch machte sich Martin auf die Reise, und Röschen wartete unter dem Thore, um ihrem Bräutigam Glück zur Reise zu wünschen. Lebe wohl, du Herzens Röschen, du siehst mich bald wieder!

Wohinaus? rief Martin, als er eine halbe Stunde von Nürnberg weg war, und einen unbekannten Menschen auf der Straße einholte. Nach A — —, war die Antwort. Gut! wir wollen miteinander fortwandeln. Nachdem sie sich Tabak gegeben hatten, so plauderten sie vom Wetter, und tausend unbedeutenden Dingen: nur war Martin geschwätziger, denn seine Liebe zu Röschen, und die herannahenden Augenblicke, das Mädchen bald zu besitzen, machten seine Zunge so zaumlos, daß er seinem unbekannten Gefährte sei-

zen zehnjährigen Lebenslauf zu Nürnberg so haarklein erzählte, als erzählte er ihn seinem Bruder. Der gute Martin durfte ihn auch ohne Scheu erzählen, denn seine ganze vieljährige Aufführung zu Nürnberg war ohne Tadel. Der Gefährte war weit zurückhaltender; er ließ sichs nicht einmal merken, daß er den Martin schon seit sechs Jahren gekannt, und öfter auf der nämlichen Straße gesehen hatte: obschon dieser alle seine Geschäfte, seine Erträgnisse aus gutem Herzen gestand, so sagte jener kein Wort, daß er auch in der Eigenschaft eines Bothens, eines Geschäftträgers auf der Straße wäre, und seinen Verdienst in beiden obengenannten Städten suche. Allein Martin war auch weniger neugierig; er sorgte für nichts mehr, als für sein Röschen, und ließ es der ganzen übrigen Welt wohl gehen.

Auf dem letzten nürnbergischen Städtchen labten sich beide mit Branntewein. Ein Fuhrmann, der nach Nürnberg fuhr, und Martins Herzensfreund war, hielt eben da mit seinem Wagen, und sie setzten sich am nämlichen Tische zusammen. Voll Freude erzählte diesem der Martin, daß er sein Röschen bald heurathen werde; und er lud ihn feierlich zur Hochzeit. Indeß trat ein Landkrämer vor den Tisch hin, und bot dem Martin seine schönen rosenfarbenen Bänder feil. Dieser war um so leichter dazu zu bereden, drei Ellen Schurzbänder für sein Röschen zu kaufen, als sich der Fuhrmann anerboth, dieselben noch am

nämlichen Tage seiner Braut einzuhändigen. Martin kaufte, vertraute das Band seinem Herzensfreunde, und bath ihn, dasselbe dem Röschen bald zu übergeben. Lust und Freude wuchsen, das Geplauder verstärkte sich, denn der Brannteweín war sehr gut. Nach einer Stunde giengen alle ihre Wege, und der Fuhrmann traf noch Abends in Nürnberg ein. Alsogleich entledigte sich dieser bei Röschen seines Auftrages, und das Mädchen hüpfte vor Freuden, daß ihr Martin sogar auf der Straße für sie besorget wäre. O! sagte Röschen zu sich, nun läßt er mich gewiß nicht mehr sitzen; denn ein so schönes Band kauft man wohl nicht um leere Scherze! Gewiß bringt er mir, dachte sie, auch aus A — — etwas recht Schönes, recht Niedliches! Etwa gar ein seidenes Halstuch! aber dafür will ich ihn auch recht zärtlich lieben.

Martin plauderte jetzt noch mehr mit seinem Gefährten. Der Brannteweín wirkte in der freien Luft stärker, und der Scherz mit dem verfluchten Bande — hatte ihn aus aller Fassung gebracht. Immer dachte er an das Band, und an die Freude, welche sein Röschen darüber empfinden würde, und dabei wurde er so vertraulich, daß er es selbst nicht bemerkte. Nun kommen wir immer näher nach A — —, sagte er einmal, und — seufzte er, ich wünsche das letzte Mal dort gewesen zu seyn! Je näher ich zu dieser Stadt komme, um so banger wird mir ums Herz! Sein Gefährte bemerkte diese Engbrüstigkeit; und

da dieser immer auf das Gerede und Betragen des Martins lauerte, so drang er jetzt in ihn, die Ursache desselben zu gestehen. Martin wollte zwar mit der Sprache nicht heraus; aber der Gefährte wußte ihn mit der heiligsten Versicherung der Verschwiegenheit und der Freundschaft, und mit verstellten Schmeicheleien bald dahin zu bereden, daß jener im Taumel seines Vergnügens ein Geständniß ablegte, welches er mit einem ewigen Stillschweigen hätte versiegeln sollen.

Mir gieng es einmal böse, sehr böse in dieser Stadt, seufzte Martin, denn ich hätte bald mein Leben eingebüßt! Wie so? fragte der Kamerade. Guter Freund! fuhr Martin fort, da ich ihn für einen guten, braven und rechtschaffen Mann halte, und da er mir sein Ehrenwort mit dem festen Handschlag der Bruderliebe gegeben hat, so will ich ihm meine Lebensgeschichte ganz erzählen, welche ich noch keinem Menschen auf Gottes Welt entdecket habe. Ich bin von schlechten armen Aeltern, die kaum mehr am Leben seyn werden: Erziehung genoß ich gar keine, hab auch mein Lebtag keine Schule gesehen. In den ersten Jahren lebte ich vom Betteln, bis ich älter ward, und mich dessen zu schämen anfieng. Allein da war ich keiner Arbeit kundig; die Bauern konnten mich zu nichts brauchen, als zur Noth ihre Viehheerden zu hüten. Dieses trug mir freilich wenig ein, schlechte Kost, und elende Kleidung waren mein Lohn: ich hatte aber immer die

Absicht, mit der Zeit ein Bauersknecht zu werden, so bald ich der Arbeit besser kundig seyn würde. In dieser Hoffnung, daß mich der Bauer im nächsten Jahre als seinen Knecht anstellen werde, weidete ich den ganzen langen Sommer hindurch die Heerden. Mein Aufenthalt war also täglich in den Wäldern und unter dem Vieh: ich wußte nichts und lernte nichts; und die Religion und die Gesetze, und überhaupt alles, was doch der gemeinste Mann wissen sollte, waren mir kaum den Namen nach bekannt. Von meinem Vater ist mir eine einzige Lehre bekannt; hüte dich vor Diebstahl, sagte er, als er mich von sich ließ, und die Mutter wiederholte das nämliche. Dieser väterlichen Lehre war ich auch bis diesen Augenblick getreu geblieben, und dennoch gerieth ich in ein großes Unglück. Als ich mit dem Vieh in den Wäldern herumzog, so kamen etliche Tage nach einander ein Paar Bursche zu mir, welche ich vor Wilddiebe hielt; und ich ward bald mit denselben näher bekannt. In meiner Lage war ich froh, Menschen zu sehen, und mit Menschen zu sprechen, ohne daß ich viel auf ihre Sitten, Thun und Lassen Acht gegeben hatte: sie unterhielten mich mit hundert Spaßmachereien, und wenn sie an einem Tage nicht zu mir kamen, so hatte ich sie selbst aufgesuchet; so sehr war ich schon mit denselben bekannt. Nun sprachen sie einmal im Vertrauen zu mir, sie wären Willens ein gewisses Bauernhaus auszurauben, und mich als ihren Gehülfen mitzunehmen. — Gott! wie mir damals war,

das weis ich selbst nicht: nur so viel weis ich, daß ich theils mit Worten, theils mit Stillschweigen ihr Vorhaben nicht gebilliget hatte. Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen so bösen Gedanken gehabt, und ich zitterte in der Seele, als mir die Bursche ihre Absicht entdeckten. Ich hätte fliehen sollen. Aber, ach! ich floh nicht! die Bursche gingen nicht mehr von meiner Seite, und ich weis es selbst nicht, was sie alles sagten, bis ich einwilligte, ihr Verbrechen begehen zu helfen. Ich glaubte mich genug gesträubt zu haben, daß ich es rund abschlug, eine Hand anzulegen: und da sie sich mit meinem Späherstehen, welches ich zur Noth versprach, begnügten, so glaubte ich selbst, keinen gar zu großen Antheil an dem Verbrechen zu haben. Die böse That begann am hellen Tage, als eben der Bauer mit all den Seinigen auf dem Felde arbeitete, und sein Haus gänzlich verließ.

Die zween losen Bursche verlangten von mir nichts, als daß ich auf dem Felde stehen bleiben, und wenn sich Jemand dem Hause nahen wollte, mit dem Schnalzen meiner Hirtengeißel ein Zeichen geben sollte. Voll Furcht stellte ich mich auf den bestimmten Platz hin, und in dem Augenblicke, Gott weis es, hatte ich nichts heftiger gewünscht, als daß sich noch vor der That Jemand dem Hause nahen, und den Angrif verhindern möchte. Es ließ sich aber keine Seele blicken, und ich stand auf dem Felde mit einer Gleichgültigkeit, als hätte ich wirklich nicht den geringsten Antheil. Nach

einiger Zeit kamen beide mit der Beute zurück; und ohne daß ich einen Antheil verlanget oder bestimmet hatte, so nöthigten sie mich, eine kleine Belohnung für den Dienst anzunehmen, den ich ihnen erwiesen hatte. Ich war in meiner Dummheit leicht dazu zu bereden; aber dennoch ward mir bange ums Herz, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Bald darauf verließen mich die zween Verbrecher; ich war bei meiner Heerde wieder alleine, und auf einmal, als wurde ein dicker Nebel von meinen Augen weggezogen, ward es in meiner Seele licht. Wie die hinter den Wolken verhüllte Sonne wieder hervorbricht, so verbreiteten sich die Strahlen der Vernunft in mir auf einmal, und ich sah mein Vergehen in seiner ganzen Schwärze vor mir. Gott weis es, wie sehr ich die That verfluchte und bereuete, wie böse mein Herz auf die zween Bösewichter, meine Verführer, ward, und wie heilig ich es schwur, mich künftig um alles in der Welt zu keinem solchen Schritte mehr bereden zu lassen.

Nach einiger Zeit wurden die zween Verbrecher in A — — eingezogen. In ihren Aussagen gaben sie mich als Theilnehmer an, und ich ward in einer schreckbaren Nacht von der Obrigkeit ergriffen. Beim Verhöre bekannte ich mein Verbrechen willig, ich gab mich als schuldig an, bereuete meine That, und erwartete das Urtheil. Die Thränen, welche ich in meiner Gefangenschaft vergossen habe, und die

Leiden, welche ich in meiner Seele gelitten, diese kann ich nicht mehr beschreiben. Endlich erschien das Urtheil, daß ich auf die Schandbühne gestellt, und des Landes sollte verwiesen werden. — Bevor dieß geschah, mußte ich mich mit einem Eide verbinden, das Land lebenslänglich nicht mehr zu betreten, und im Falle — setzte man hinzu, ich gegen diesen Eid handeln, und das Land wieder einmal betreten sollte, so würde man mich, ich möchte ein neues Verbrechen begangen haben, oder nicht, ohne alle Gnade dem Scharfrichter übergeben. Ich gelobte es, und so ward ich über die Gränze gebracht.

Wie froh ich war, daß ich so gnädig durchgekommen bin, das läßt sich nicht aussprechen. Nun, dachte ich, will ich mich gewiß nicht mehr verführen lassen: ich will wieder arbeiten, und mit Ehren fortzukommen suchen. Es gieng mir gleich im Anfang ziemlich bitter; ich mußte ohne Lohn dienen, und nur um die Kost arbeiten, bis sich bessere Tage hervorthaten. Endlich rief mich gar das Glück nach Nürnberg, wo ich nun schon zehn Jahre mit Ehren gestanden habe. Daß es mir da gut gieng, daß ich mich redlich, getreu und fleißig aufführte, daß ich mir sogar ansehnliche Gönner, und alles Vertrauen erworben habe, dieses alles habe ich schon vorher erzählet. Er sieht also, lieber Freund, wie wunderbarlich die Vorsehung den Menschen manchmal herumleitet: ich bethe täglich in meinem Gebethe, daß mich Gott in

kein solches Uebel mehr möchte fallen lassen. Auch ich wünsche ihm Glück, versetzte der Gefährte, und ich bedaure von ganzem Herzen sein erlittenes Schicksal.

O, Freund! fuhr Martin fort, jetzt stelle er sich den Schrecken vor, den ich ausgestanden, als ein Kaufmann zum erstenmale in Nürnberg zu mir sagte: Martin! morgen muß er in meinen Geschäften nach A — reisen, und einige Aufträge besorgen. — Ich zitterte, und durfte nichts dagegen einwenden. Denn hätte ich mich geweigert, diesen Befehl zu vollziehen, so hätte ich auch die Ursache entdecken, oder den guten Dienst meiden müssen. Ach! ich konnte die ganze Nacht vor Bangigkeit nicht ruhen: der Todesschweis lag auf meiner Stirne, und ich wußte mir nicht zu rathen. Gott! wenn ichs entdeckt hätte, daß ich ohne Gefahr der Todesstrafe die Stadt A — nicht betreten könne, daß ich dort einmal auf der Schandbühne gestanden, ich wäre in ganz Nürnberg verachtet worden, und dadurch hätte ich all mein Glück verlohren. Ich wagte es also den Befehl meines Herrn zu vollziehen, und ich rechnete auf die Länge der Zeit, daß man mich nach Verlauf einiger Jahre schwerlich mehr kennen werde. Der Kaufmann übergab mir seine Aufträge geschrieben; hier steht alles, sagte er zu mir; du kannst doch lesen, und ich hoffe also nicht, daß du etwas vergessen werdest. Ich neigte mich höflich und ging seinen Befehl zu vollziehen. Aber wie viele

tausendmale ich meinen Eifer, das Lesen zu lernen — verflucht habe, und wie oft ich mir gewünschet, keinen Buchstaben zu kennen, das läßt sich leicht einbilden. Wäre ich nicht der Thor gewesen, sagte ich zu mir, daß ich mit vieler nächtlicher Mühe und großer Ersparniß meines Lohnes das Lesen gelernt hätte, so wäre ich jetzt von all diesem Kummer befreit: der Kaufmann hätte mir dieses Geschäft nicht auftragen können, wenn ich des Lesens unkundig geblieben wäre. Dieses war also ein Fall, wo mich die Erlernung einer Kenntniß gereuen mußte, die so viele Tausende glücklich macht.

Nachdem ich also zum erstenmale glücklich und ungekannt nach A — und von dort wieder nach Nürnberg zurückgekommen war, so nahm ich alle meine Flüche und Verwünschungen wieder zurück, und freute mich über eine Kenntniß, welche mich zum Dienste meines Herrn brauchbar gemacht hatte. Ich erinnerte mich freilich des gethanenen Eides: aber ich hoffe, daß es mir Gott vergeben werde, da ich nichts aus meiner eigenen Schuld, nichts aus Bosheit, und nichts zum Schaden meines Nebenmenschen unternommen habe: denn was hätte ich in dieser Klemme anders thun sollen? — Wie ein Engel, so froh war ich, als ich das erstemal wieder über die Gränze von A — zurücke war, und ich wünschte dieses Wagestück nicht mehr zu wiederholen. Als ich meinem Herrn die Rechenschaft

schaft über meine Aufträge ablegte, so war er so sehr mit mir zufrieden, daß er mich beschenkte, und mir nach wenig Wochen das nämliche Geschäft nach A — zu gehen, wiederum auferlegte. Hätte ich das erstemal Fehler und Unrichtigkeiten, oder Nachläßigkeiten begangen, er würde mich nicht mehr geschickt haben; aber meine Emsigkeit und mein Fleiß, des Herrn Willen möglichst zu erfüllen, waren mir anstatt des Trostes nur neuer Kummer. Ich mußte also fort, und aus Diensteifer für meinen Herrn — mein Leben in Gefahr setzen. Bisher habe ich dieses zwar ziemlich oft gewagt; aber, Gott Lob! ich war noch allezeit glücklich durchgekommen, und ich darf sicher darauf rechnen, daß mich keine Seele mehr kennt. Und — dennoch, Freund! so oft ich näher an diese Stadt komme, so ahndet mir ein Todesschauer. Dafür sey er ohne Sorge, sagte sein Begleiter; nur möchte er sich hüten, künftig keinem andern Menschen das nämliche Geständniß anzuvertrauen: was ihn betrift, setzte der Begleiter hinzu, so versichere er heilig, ein ewiges Stillschweigen zu halten.

Indeß gelangten sie in der Stadt A — an: sie übernachteten in dem nämlichen Gasthofe, und betrugen sich friedliebend. Der Martin fühlte heimliche Reue über seine Geschwätzigkeit; er verfluchte das Branntweintrinken, und mitunter auch den Scherz mit dem Bande. In der

Nacht quälte der Teufel des Neides Martins Gefährten. Dieser beneidete das Glück eines Menschen, der schon einmal auf der Schandbühne gestanden hatte: und der Neid bemächtigte sich seiner um so mehr, als er sich mit dem nämlichen Geschäfte, wie Martin, nährte, und von dem sauern Bothenschweise leben mußte. Martin schmälert mir mein Brod, dachte er, und wäre Martin entweder nur Hausknecht, oder gar nie nach Nürnberg gekommen, so wäre auch mein Verdienst ergiebiger: Martin will jetzt gar heurathen, und vielleicht noch mehrere Jahre lang in mein Brod Eingriffe thun. Wie schaffe ich diesen Menschen aus dem Wege? Ein einziger Schritt, und mein Brod wäre gebessert. Noch steht es in meiner Gewalt; die gute Gelegenheit biethet sich nicht täglich dar; die Zeit ist kurz, mich zu entschließen. Und der falsche Freund entschloß sich, — den Martin zu verrathen!

Niederträchtiger Brodneid! wie viele Menschen hat dieses Ungeheuer schon um das Leben gebracht! Martin wurde ergriffen, er gestand, und nach wenig Tagen — starb er unter der Hand des Scharfrichters! Sein Urtheil stand im Gesetzbuche geschrieben, und er mußte ohne Gnade bluten.

11. Die unähnlichen Brüder.

„Der Mann bedarf des Weibes, das den wilden Trutz
„Von seiner rauhen Seele schleife;
„Das Weib bedarf des Mannes, damit sein starker Schutz
„Sie deck', und ihr Verstand durch seine Weisheit reife.

von Alxinger. Doolin, 2ter Gesang.

Jakob und Peter waren zween auf dem Lande von gemeinen Aeltern gezeugte Brüder: ihre Erziehung war nach dem gewöhnlichen Schlage, gleich nach ihrer Geburt entweder zum Bauern- oder zum Handwerksstande bestimmt, und überhaupt, wie es bei dem Landvolke zu geschehen pflegt, eigentlich der Vorsehung oder dem Schicksale überlassen. Gesund und robust wuchsen beide Brüder heran, und Jakob, der ältere Bruder, hielt sich meistens in der benachbarten Mühle auf, weil er da manchen schmackhafteren Bissen Brods erhielt, als ihm sein dürftiger Vater darreichen konnte. Der Entschluß ward bald gefaßt, ein Müller zu werden, und Jakob arbeitete schon in seinem zwölften Jahre als Müllerjunge, von dem Tische seiner Aeltern vollends entfernt.

Weil keine Schule im Dorfe war, so hatte er auch keine besuchet, und der so unentbehrliche sittliche Unterricht bestand einzig in dem Beispiele des Müllers, der ein ehrlicher Mann war, und auf welchen Jakob sein ganzes Zutrauen heftete.

Auch Peter ward nicht besser erzogen: er war schon zehn Jahre alt, ohne daß sein Vater weiter für ihn besorgt war, als wie er ihm alle Mittage und Abende eine schlechte Schüssel reichen konnte. Der Vater dieser beiden Kinder hatte nun noch einen Bruder, der in einem katholischen Lande eine einträgliche Pfarre genoß, wo überhaupt die Geistlichen und Mönche wie die Blutigel in erstaunlicher Menge an den Eingeweiden der Unterthanen saugen. Schlechtes Kirchenlatein, und Jesuitische Scholastik hatten diesen Mann zur Pfarre erhoben, weil er nach dem mönchischen Zuschnitte des Konsistoriums für schulgerecht gefunden ward: sonst besaß der Mann keine weiteren Vorzüge. Seine Erziehung reichte nicht über die Erziehung der Handwerker hinaus, und wäre es kein päbstliches Gesetz, daß man ohne dem schlechten Kirchenlatein keine geistliche Pfründe erlangen könne, so würde ein jeder Schneidermeister eben so gut zu einem Pfarrer taugen, als Geistliche von solchem Schrote, die nichts wissen und nichts thun, als täglich ihre Einkünfte berechnen, und die Stolgebühren mit der härtesten Gefühllosigkeit eintreiben.

So war der Mann, von dem hier die Rede ist, beschaffen. Monatlich predigte er ein- oder

zweimal aus einem P. Steiner, oder Gessel, fabelte aus P. Cochem, oder Abraham, verkündigte Mirakel, las Messen, aber mit dem Zusatze, daß, wenn diese nicht auf der Stelle bezahlt würden, die Seelen im Fegefeuer keine Erlösung zu hoffen hätten: er segnete ein, und taufte Kinder, und äußerte zugleich ein Bedenken, daß die mitgetheilten Sakramente schwerlich ihre volle Kraft haben würden, wenn man, und wäre es auch die äußerste Dürftigkeit, den Pfarrer zu bezahlen verzögern, oder gar unterlassen würde.

Hieraus kann man leicht schließen, daß der Mann zwar arm am Geiste, aber reich in seiner Casse war. Er hatte nicht so viel Vernunft, daß er zur Verwendung seines Reichthums einen schicklichen Plan entwerfen konnte: das, was andre seines Gelichters thaten, that er auch; er äffte nach, ohne zu bedenken, ob seine Handlungen schicklich, oder ob das, was gut ist, nicht noch besser könnte gemacht werden. Den Himmel sich mit Geld zu erwerben, ist ein bis auf diese Stunde noch allgemein verbreiteter Aberglaube unter den Katholiken. Und da manche Täuschung auch gut seyn könnte, wenn sich zum Beispiele dieselbe auf das Wohl des Nebenmenschen erstreckte: so verbreitet die katholische Mönchslehre ganz entgegengesetzte Begriffe, daß man nämlich den Himmel auf keine andere Weise kaufen könne, als daß das Geld zu den Messen und anderen geistlichen Stiftungen bestimmt werde, daß die Armenseelenbörse die einzige ächte Speditions-

bank wäre, alle übrigen aber, z. B. die Landschulen befördern, arme Mädchen aussteuern, die Findlinge unterstützen u. s. w. wären zwar gut, aber bei weitem nicht von jenem Gehalte, als eine heilige Messe, und eine vom Küster und Pfarrer in dem unverständlichsten Geheule gemurmelte Todtenvigil. Was einmal in die geistlichen Hände gerathen ist, das soll auch ewig in denselben bleiben, war sein Grundsatz; und daher berief er unverzüglich eines seiner Bruderskinder nach seinem Pfarrhofe.

Ohne einzige Wahl und Prüfung traf nun die Reihe den Peter, und hätte sich der Pfarrer nur um ein Jahr früher entschlossen, so wäre dieselbe auf den Jakob, vermuthlich weil dieser älter war, gefallen. Peter muß ein Geistlicher werden, sagte der Pfarrer, es koste was es wolle; ich mache den Buben zu meinem Nachfolger, und lege ihm die Pflicht auf, täglich in der heil Messe für mich ein kräftiges Memento zu machen, und so oft er über den Kirchhof geht, eine Portion geweihtes Wasser auf meine Grabstäte zu spritzen, um dadurch meine arme Seele von den Flammen des Fegefeuers zu löschen. Je größer das Vermögen ist, sagte er, welches ich dem Peter hinterlasse, desto mehr und eifriger ist er für mich zu beten verpflichtet; und je mehr Peter für mich betet, desto eher entkomme ich dem Fegefeuer, und was vom Gebethe noch übrig bleibt, das kann man den übrigen armen Seelen gut schreiben. Einmal erkrankte der Pfarrer, und er unterschrieb wirklich die

obige Fegefeuers-Kapitulations-Akte; er setzte den Peter zum Universalerben ein, mit der Bedingung, daß Peter die arme Seele des Pfarrers ja nicht lange möchte braten lassen. Dieser Schritt geschah aber keineswegs zufälliger Weise; der Pfarrer durchblätterte nochmal seine theologischen Autores, er durchlas überall die Abschnitte de Purgatorio, und er fand die Lehre allgemein, daß kein Mensch, wenn derselbe auch alle Mittel angewandt hat, recht fromm und tugendhaft zu leben, dem Fegefeuer so wenig als dem Tode entgehen könne. Die läßlichen Sünden (peccata venialia) sagen die Theologen, sind unzählig viele, und aus dem Texte: Septies cadit justus in die, wissen sie für einen Menschen, der vierzig Jahre in der Welt gelebt hat, eine ungeheure Sündenzahl zu multipliziren. Es ist sogar nichts seltenes, daß diese Herren mit jenem Texte manchen guten Menschen zum Narren gemacht haben. Nun giebt es freilich auch päbstliche Ablässe, welche die läßlichen Sünden auf viele Millionen Tage und Jahre tilgen können: aber die Kraft der Ablässe ist zu sehr verklausuliret, die Gewißheit der Gültigkeit derselben zu sehr verschraubet, wie man überhaupt zu Rom alles zu verschrauben pflegt, daß man selbst nach der Lehre der Theologen, nie eine reelle Gewißheit und Untrüglichkeit erreichen könne. Alle Theologen ließen den Pfarrer in einer marternden Ungewißheit stecken, und erst, als er dem Tode nahe war, fühlte er es, wie wenig diese Schulpedanten de purgatorio, de indulgentiis, de gratia

u. s. w. zur wahren Beruhigung taugen. Glücklicher Weise genas er wieder; aber die Furcht vor dem Fegefeuer lag ihm so nahe am Herzen, daß er es nie aus seinen Gedanken verlohr. Endlich gerieth er über ein Buch, welches einen Karmeliten zum Verfasser hatte. Sogleich blätterte der Pfarrer nach dem Paragraph vom Fegefeuer, und entdeckte einen Artikel, der ihm mit wenig Worten weit mehr sagte, als alle die Foliodicken Scholastiker und Sündengeometer. Dieses Buch enthielt die Nachricht von dem großen Nutzen und Vortheilen, welche ein frommer römisch katholischer Christ durch die heilige Skapulier-Brüderschaft erhalten kann. Obschon dergleichen den Aberglauben befördernde Bücher häufig verbreitet sind, so hatte doch der Hr. Pfarrer bis diese Stunde nichts davon gehört; denn er hatte nach der löblichen Gewohnheit so vieler seiner Amtsbrüder seit dem Tage, als er die Pfarre betreten, keine andere Zeile mehr gelesen, als sein Breviar, und den Artikel der wöchentlichen Getraidepreise aus dem Intelligenzblatte, um sein vorräthiges Korn und Weizen taxiren zu können. Jenes mit dem Imprimatur, et cum approbatione celsissim. ordinariatus, nec non Generalis ord. Carmelit. gestempelte Brüderschaftsbüchlein enthielt die tröstliche selbst von dem römischen Stuhle genehmigte Nachricht, daß, wer als ein Mitglied der Skapulier-Brüderschaft an einem Samstage stirbt, desselben abgeleibte Seele Schnurgerade nach dem Himmel fahre, ohne das Fegefeuer nur mit einer Nagelspitze berühren zu dürfen.

Die Jungfrau Maria, heißt es in demselben Büchlein, sey in der Nacht einem Karmeliten erschienen, und habe ihm jene Gnade geoffenbaret, und jenes ausschließenden Privilegiums versichert. Ein einziger Punkt fehlte jetzt dem geängstigten Pfarrer noch; nämlich Siegel und Brief, daß er an einem Samstag, und an keinem andern Werkeltage sterben würde. In dieser Ungewißheit mußte also der Vetter Peter einen Vermittler abgeben, der, wenn auch alle Stricke brechen sollten, zu einem Hinterhalt diente, und als ein eingeweihter Nachfolger für alle Fälle mit Messelesen den Pfarrer retten mußte.

Sobald Peter den Grund zu seiner Bestimmung gelegt hatte, das ist, nachdem er ein bischen unkorrekt zu lesen und undeutsch zu schreiben gelernt hatte, und nachdem er den Katechismus wie das Vaterunser zu plappern wußte, so wurde er nach Regensburg in die Jesuitenschulen befördert. Seine ganze Sittenlehre bestand darin, daß er den heute noch so sehr beliebten Katechismus ohne Erklärung und Verstand auswendig wußte, eine Sittenlehre, welche den berühmten Peter Canisius zum Verfasser hat, ein Mann, der, wie bekannt, auf den Universitäten zu Ingolstadt und Würzburg so viel Unheil geflissentlich anrichtete, daß er durch das Zutrauen, welches ihm von den Höfen geschenkt ward, eine allgemeine Unwissenheit einführte. Peter war immer einer von den besten Studenten; er hatte ein gutes Gedächtniß die

Schulbücher auswendig zu lernen, ohne auf den Sinn der klassischen Authoren einzudringen, und so ward er die Freude und Erwartung seines Herrn Vetters. Die Jesuitenschulen waren nichts, als zusammengestoppelte Gedächtnißwerke, und wer sich hierin auszeichnete, der ward das Wunder seiner Zeit. Peter war überhaupt so glücklich, daß ihn vielmehr die Natur, als sein anhaltender Fleiß oder tiefes Nachdenken empfohlen hatte. Er war vom robusten Körperbau, und hatte eine starke Stimme. Alle Jahre hatte er bei den beliebten Faschingskomödien, Endskomödien, Fastenkomödien und sogenannten Heinzeln, welche die Jesuiten mit ihren Studenten zur Verkürzung der wenigen Schultäge öffentlich aufführten, eine Hauptrolle zu spielen. Daß die Jesuiten nach dem Plan des Petrus Canisius wirklich sehr wenig Schultage eingeführet hatten, ist bekannt: wöchentlich waren zween Vakanztage üblich: rechnet man hierzu die große Menge der katholischen Feyertage und die besondern Jesuitenfeste, die Studentenproceßionen, und die sechs Wochen lange große Vakanz, alsdann die Komödien, und den übrigen geistlichen und mönchischen Schnickschnak, so wird das Resultat der Schultage sehr gering ausfallen. Uebrigens bin ich ungeweiht, gegen diese literarische Faullenzerey etwas einzuwenden, und ich überlasse es dem unbefangenen Urtheile des Lesers, welcher die Gelegenheit hat, die Einrichtung so vieler katholischen Schulhäuser näher zu kennen. Wer aber diese Gelegenheit nicht hat, der beliebe nur die zwei und einen

halben Bogen starke Schrift: „die über die Fürsten wachende Vorsicht, ein Trauerspiel, nebst dem musikalischen Zwischenspiele einer altdeutschen Fürstenwahl, Stadtamhof, gedruckt mit Riepelischen Schriften 1787." zu lesen, und man wird sich überzeugen, daß die Jesuiten von ihrem Standpunkte, den der Petrus Canisius festgesetzet hatte, noch bis jetzt um keinen Zoll abgewichen sind.

Auch im sittlichen Charakter zeichnete sich Peter so sehr aus, daß er von seinen Mitschülern den viel vorbedeutenden Beynamen eines Jesuitenlieblings erhielt, und wodurch er sich zu den geistlichen Ehrenstellen empfahl. Er versäumte während seinen Schuljahren nicht eine einzige Gelegenheit, wodurch er sich seinen Lehrern bestens empfehlen konnte: überall gieng er mit mehr als gewöhnlichem Eifer seinen Mitschülern voran. Die tägliche Studentenmesse war für seine Andacht zu wenig; er hörte allezeit noch eine zwote Messe, aber in keiner andern, als in der Jesuitenkirche. Die sogenannten Jesuitenandachten frequentirte er mit vollem Eifer; und, um hievon seine Lehrer zu überzeugen, so übersetzte er sehr oft die gehörten Predigten in ein zierliches Jesuitenlatein, und überreichte dieselben, als Muster sowohl seines Fleißes als seiner Andacht seinem Lehrer. Zugleich verfertigte er auch alle Jahre ein Paar Dutzend Lobgedichte auf die Jesuiten-Heiligen, und er hatte manchmal das Vergnügen, eines seiner Gedichte in den Sacris Suspiriis gedruckt zu lesen. Hundert

solche Sächelchen machten in den Augen der Jesuiten einen solchen Eindruck, daß diese den Peter bei der Studentenkongregation zum Präfekt aufstellten, ein Aemtchen, wobei der gute Junge vor seinen Mitschülern als ein Muster der Frömmigkeit öffentlich brilliren konnte. Eine solche Ehrenstelle brachte den ehrgeitzigen Jungen vollends zu einer andächtigen Raserey. Da die Studentenkongregationen auf allen Schulhäusern in der Absicht errichtet wurden, um die Jungfrauschaft Mariä mit überspannten Lobeserhebungen zu verbreiten, dieselbe den Jünglingen zur Nachfolge einzuflößen, und die e dadurch zum Cölibat vorzubereiten, so zeichnete sich Peter in diesem Stücke bis zur Verwunderung aus. Es war üblich, daß die Studenten alle Monate einen anonymisch geschriebenen Zeddel, bona opera betitelt, auf den Altar der Jungfrau Maria legen mußten, um hiemit die Patronin der Jungfrauschaft mit eigener Hand zu versichern, was man entweder für gute, zur Erhaltung der jungfräulichen Reinigkeit abzielende Werke schon gethan, oder noch thun werde, welche Mittel man anwenden, oder welchen Gefahren man entgehen wolle. Und hierin that es Peter allen Studenten zuvor: er war nicht zufrieden sich nur mit der schwarzen Dinte zu unterschreiben; er unterschrieb sich mit Blute, nach dem Beispiele derjenigen heiligen Eiferer, welche die Jesuiten als mit dem Blute unterschriebene Zeugen in ihren Predigten aufstellten. Der Innhalt des Zeddels lautete von Abtödtungen, von Abbruch an

Speisen, von Geiselstreichen auf seinen eigenen Rücken, von einer aus Eisendrat mit Spitzen verfertigten und um die Lende gebundenen Binde, und was dergleichen klösterliche Bossen sind: alle Monate versicherte er, daß er kein Frauenzimmer, es möchte dieses jung oder alt seyn, ansehen wolle; und daß er ein jedes Buch, so bald er nur das einzige Wort amor erblicket, von sich werfe, und wären es auch die besten, selbst von den Jesuiten kastrirten griechischen und römischen Klassiker, wodurch er also auf die Ausbildung des Geistes, auf die Verfeinerung, auf Gefühl und Geschmack ewig Verzicht that. Den Jesuiten ward es dabey gar nicht schwer zu errathen, von wessen Hand der anonymische Zeddel geschrieben ward, so wie diese Herren überhaupt alle Handschriften der Studenten genau kannten, und dabey in manche Familienangelegenheit einige Einsicht erhielten, wozu die getäuschten Jünglinge mit ihren vermeinten anonymischen Zeddeln aus blinder Uebereilung einiges Licht aufsteckten: denn manchmal war ein enthusiastischer Jüngling aus blindem Andachtseifer so tief verblendet, daß er auf seinem Zeddel die heimlichen Liebschaften der Frau Mama, oder der Jungfer Schwester dem Marienbilde klagte, und dabey dieselben aus jugendlichem Eifer zu verhindern versprach; und so weiter.

Es läßt sich nun leicht errathen, wie sehr man auf diese Art der Jugend den größten Abscheu gegen den natürlichen Zeugungstrieb einflößte,

und auf welche abentheuerliche Wege man dieselbe führte, um sich gegen Etwas Gewalt anzuthun, das in der Natur der Schöpfung gut, löblich und heilig ist, so lange kein schädlicher Mißbrauch davon gemacht wird. Es ist allerdings heilig und wünschenswerth, der Jugend die edle Keuschheit tief einzuprägen; allein man muß ganz andre Absichten haben, und ganz andre Mittel ergreifen, als die obigen sind, welche den Jüngling nur zum Schwärmer bilden, und denselben in seiner Blindheit zum Cölibat hinführen, ohne zu bedenken, quid humeri valeant, quid ferre recusent. Es war aber um dieselbige Zeit auf allen katholischen Schulhäusern ein allgemein herrschendes Costume gewesen, die Studenten, sie möchten eine natürliche Neigung haben, oder nicht, ihr innerlicher Trieb und Gefühl möchten sich frühe oder erst spät zum Genusse der reizenden Natur erwärmen, oder nicht, ohne Ausnahme frühzeitig zum geistlichen Stande, das ist, zum Cölibat heranzubilden. Ein Paar Sprüche, z. B. aus der Bibel: das Himmelreich leidet Gewalt; oder aus dem Augustin, z. B. wenn du nicht dazu berufen bist, so mach dich berufen, u. s. w. waren die Bande, womit man ein feuriges Gemüth im Zaume hielt. Mit dergleichen Worten wurden die nach Ehre und Tugend ringenden Jünglinge, wornach ein jeder auch nur mit einer mittelmäßigen Erziehung begabter Junge eine gewisse Portion Neigung mit sich auf die Schule brachte, so sehr den geistlichen Stand zu wählen aufgemuntert, daß diejenigen

sogar mit einem verachtenden Blicke angesehen wurden, welche ihr künftiges Leben als Weltbürger und als brave Väter zuzubringen einige Lust äusserten. Auf diese Weise waren nun eben diese Jungen, welche in der Absicht, um sich zu einem nützlichen Weltbürger zu bilden, die Gymnasien besuchten, oder zu diesem Ziele dahin geschickt wurden, sehr übel daran: denn eben da fanden und lernten sie sauber nichts, um einst in der Welt ihr Glück machen zu können. Die dem niedrigsten Handwerker unentbehrlichsten Schulgegenstände, als die Zahlenrechnung, die deutsche Sprachkunst, die Schreibkunst, wurden vor dreißig Jahren auf den Gymnasien weder gekannt noch genannt; und die Studenten waren kaum im Stande nur in einem mittelmäßigen Briefstyl ihre Aeltern um Geld zu bitten. Die Erziehungsmethode und die Lehrgegenstände waren einander ziemlich ähnlich: diese bestanden in einer todtquälenden lateinischen Phraseologie, und unnatürlichen Hyperbole, und jene wurde auf abentheuerliche Mirakel, Pedanterey und Schwärmerey gegründet. Auf diese Art konnte sich nur gar selten ein guter Kopf frühzeitig entwickeln, am allerwenigsten aber sich bilden; und daher kömmt es, daß man die rohesten, die ungezogensten und dümmsten Bursche aus allen Ständen, z. B. eine Menge Bauers- und sogar Hirtensöhne, und selbst die auf den Straßen bettelnden Buben für die Gymnasien brauchbar fand, und ohne Unterschied wirklich alle aufnahm, um den jährlichen Abgang in den Mönchsklöstern mit Re-

kruten wieder reichlich zu ersetzen. Alle Schulhäuser wimmelten von Studenten, und gewöhnlich kamen auf einen Lehrer sechzig bis siebzig Bursche zur Aufsicht; ohne erst die Klosterstudien zu rechnen, indem auf einer jeden Prälatur zehn bis zwanzig und machmal, wo man Kostgänger annahm, bis sechzig Bursche unter den Namen der Ministranten- und Chorsänger-Buben in den gymnasistischen Lehrgegenständen unterrichtet, und größtentheils als künftige Geistliche herangebildet wurden. Man sah den geistlichen Stand, und dieses auf sehr vielen Schulhäusern heute noch immer als den einzigen zweckmäßigsten Gegenstand des gymnastischen Unterrichtes an; und am Ende eines jeden Schuljahres sah man eine Menge Studenten mit aus Golddrat geflochtenen Kokarden auf den Hüten durch die Städte ziehen, zum Zeichen, daß dieselben nun als Klosterrekruten enrolliret wären: für welches Ehrenzeichen man ihnen alle Achtung und Liebe mit prächtigen Gastfreyheiten und Geschenken erwies. Hatte nun mancher Bürgers- oder Bauerssohn aus innerem Gefühle den Muth, seinen Aeltern ein freyes Geständniß abzulegen, daß er mehr Lust in der bürgerlichen Gesellschaft nach dem Beispiele seines lieben Vaters, als im geistlichen Stande, zu leben und zu arbeiten fühle, so geschah es nicht selten, daß die bigottische Mutter bei diesen Frevelworten ihres Sohnes in Ohnmacht fiel. Er ward diesen Augenblick als ein ungerathenes Kind ausgerufen, und

der Vater bürdete am folgenden Tage seinem Sohne so schwere Arbeiten auf, damit dieser den Unterschied fühlte, zwischen einem Leben, wo man als ein nützlicher Bürger sein Brod im Schweiße verdienen muß, und zwischen dem Klosterleben, wo man faullenzen darf. Indeß konnte man die übrigen Studenten, welche sich zum Klosterleben entschlossen hatten, während den Schulferien in den Bierschenken ungehindert zechen, spielen, und Unfug treiben sehen: diese durften alljährlich die kleinen Städtchen und Marktflecken mit nächtlichem Janhagelgeschrey allarmiren, die Handwerkspursche prügeln, und andere muthwillige Possen treiben, wobei sie aber immer als die gerathenen Kinder geehret wurden, und als Klosterkandidaten mit höhnischen Geberden laut ihres gewesenen Mitschülers spotteten, welcher sich den arbeitsamen und nützlichen Bürgerstand vor dem trägen Mönchsleben gewählt, und dadurch seine an Bigotismus gewöhnte Mutter bis zur Ohnmacht gequälet hatte. Selbst die Klöster gaben zu diesen Ausschweifungen und erniedrigenden Bachanalien der Studenten während den vielen Schulferien allen Vorschub: jene eröffneten diesen ihre Küchen und Keller, und die althergebrachte Gastfreiheit war so groß, daß man auf einer jeden Prälatur zehn bis zwanzig besoffene Studenten finden konnte, welche sich unentgeldlich drei Tage im Märzenbiere badeten, indeß ein hülfloser und kränklicher Handwerksgeselle mit einem mageren Pfennige weiter geschickt wurde. Wie sehr

mußten damals Bier und Wein zur Annahme des heiligen Ordenskleides reizen! Alles durften die Jungen treiben, und aller Muthwille wurde ihnen leicht wieder verziehen, bis auf die Aeußerung eines innerlichen Triebes und Gefühls gegen das Frauenzimmer; und wer in diesem Stücke entdeckt wurde, oder sein Herz verrieth, wäre auch die Rede oder die Gebärde an sich selbst so unschuldig, als immer, der hatte sich gewiß für dieses ganze, oder wohl gar ewige Leben auf eine unauslöschliche Weise gebrandmarket. Das Cölibat war eine Hauptrolle, worüber der adeliche und niedrige Pöbel den Mund und die Augen aufsperrete; und dem gemeinen Mann kam es wie ein Wunderwerk vor, daß der Sohn einem Gefühle entsagen konnte, wozu der Vater oder die Mutter eine unwiderstehliche Neigung empfanden. Ich würde mir diese etwas lange Transgreßion nicht erlaubet haben, wenn ich nicht den Leser versichern könnte, daß es noch heut zu Tage, wo man auf katholischen Schulen für das Cölibat rekrutiret, nicht viel besser ist: nur die Anwerbungsmethode ist etwas feiner und versteckter, weil man jetzt überhaupt dem feineren Umgange und Lebensart näher zu kommen trachtet.

Mit einer ähnlichen Ausbildung kam auch Peter alle Jahre zu seinem Herrn Vetter nach der Pfarre zurück. Die Zeugnisse der Lehrer lauteten für ihn allezeit sehr vortheilhaft: er war Juvenis maximae spei, qui cum diligentia indefessa locum obtinuit inter optimos, moresque exhibuit

angelicos ac mere Aloysianos. Nun, dachte der Pfarrer, hab' ich das Kostgeld nicht umsonst für den Jungen bezahlt, er gab ihm zur Belohnung seines Fleißes einen guten Tisch, neue Kleidung, Geld in die Tasche, und eine schöne Flinte, um sich mit Jagen unterhalten zu können. Dabei hatte aber der Pfarrer ein wachsames Auge, ob nicht der aloysianische Peter sich etwa nach der gewöhnlichen Studentensitte verstellen, und zuweilen dennoch dem weiblichen Geschlechte heimlich nachschleichen möchte. Es befanden sich neben der Köchin noch drei junge, hübsche und muntere Bauermägde im Pfarrhofe, welche, wenn diese in ihrem feiertäglichen Anzuge erschienen, die Landessprache und bäuerischen Gebährden weggerechnet, manchen Städter bezaubern könnten: mit diesen stellte der Pfarrer seinen jungen Vetter gar oft auf die Probe, und der Pfarrer war so schlau, sich nach der Dämmerung bald in diesem, bald in jenem Winkel zu verstecken. Allein den Peter reizte kein Mädchen, und ließ er sich ja mit diesen in ein Kurzweil ein, so waren es sogenannte Schabernacks; das ist: Peter war so muthwillig, daß er kaltes Wasser in die Schlafbetten der Mädchen schüttete, beim Spinnen das Licht ausbließ, und an Sonnabenden ihre feiertäglichen Kleider versteckte, wodurch er mancher dieser Schönen die Zähren auspreßte. Der Bursche tauget wahrlich für einen Geistlichen, sagte der Pfarrer bei sich: in meiner Jugend war ich gerade so, wie Peter.

Wer zum geistlichen Stande einige Neigung hat, fuhr jener weiter fort, der muß das weibliche Geschlecht meiden, hassen, verabscheuen, und verfluchen. Mittlerweile aber konnte sich der alte Pfarrer doch nicht enthalten, manchen verstohlnen Blick auf die Busen der Mädchen zu werfen; und wann Peter in seine Schlafkammer hinaufgestiegen war, so kam dem Alten oft eine kleine Schalkheit an, selbst die Mädchen zu necken, und diese sanft an dem Kinne zu kützeln, welches doch ein bischen artiger, als Peters Betragen schien. So aufgeklärt war der Alte auch immer, daß er dergleichen Kleinigkeiten für keine Sünde hielt, und wäre je etwas daran, so betete er das Kompletorium. Dem guten Manne kam um dieselbige Zeit das ketzerische Wort Aufklärung auch schon zu Ohren, und er war der festen Meinung, die Aufklärung bestünde einzig darin, daß gewisse Dinge, welche man vorher für Todsünden hielt, nun für gar keine mehr gehalten würden; welche Meinung ihm in Rücksicht seiner hübschen Hausmägde gar wohl zu statten kam; unbekümmert, ob das Wort Aufklärung einen bessern Sinn habe oder nicht. Daher kam es auch, daß er bei jedem Schmause und bei jeder Gelegenheit zum Aerger und Gram seiner betagten Herren Kollegen der Aufklärung das Wort sprach, ohne daß sie sich einander verstanden hatten.

Peter brachte also seine Ferien, wie es leicht zu erachten ist, als ein muthwilliger Junge zu.

Sobald er des Morgens aufgestanden war, so diente er täglich seinem hochwürdigen Hrn. Vetter bei der Messe, und zwar in einer Stellung, wie die Studenten in den Jesuitenkirchen dienten, mit niedergeschlagenen Augen, gefalteten Händen, den Rosenkranz hoch empor, ohne sich umzusehen, oder nach der Seite zu blicken. Nach der Messe nahm er das Frühstück, und alsdann hängte er die Flinte über seine Schulter. Da ihn nun selbst sein Herr Vetter mit einem Mordgewehr beschenkt hatte, so ging er auch auf das Morden aus, doch, wie man sagt, auf unschuldige Morde, nämlich auf Vögel, Hasen u. s. w.; obwohl dieses unschuldige Morden zuweilen das Herz zu einer solchen Gefühllosigkeit herabgestimmet hat, daß man manchmal zu einem unempfindsamen und harten Menschen geworden ist. Peter nahm sichs einmal vor, alle Katzen im ganzen Dorfe todtzuschießen, oder auf eine andere Art aus dem Wege zu räumen; und in weniger als vierzehn Tagen war keine Katze mehr im Dorfe. Ob die gänzliche Vertilgung dieses den Landleuten so nützlichen Viehes nachher einigen Schaden verursacht habe, oder nicht, dieses weis ich dem Leser nicht zu sagen. Vermuthen läßt sich so etwas; doch dieses weis ich gewiß, daß Peter nach und nach immer grausamer in dieses Vieh wüthete, und zuletzt manche Katze verstümmelt in die Wohnung laufen ließ, und eine herzliche Freude hatte, wenn die Leute darüber erschraken, oder die Kinder vor Schrecken bitterlich weinten. Wäre

er kein Vetter des Hrn. Pfarrers gewesen, so würde ihm vielleicht ein gutmüthiger Bauer diese Mordlust vereitelt haben; aber nun — wer wollte sich an einen Pfarrer wagen, in dessen Hause der Landbeamte so oft speiset, an einen Pfarrer, der, wie die Bauern sich manchmal ausdrücken, seinen Gott am Schnürchen vom Himmel herabziehen kann, so oft es ihm beliebet. Es wäre auch in der That schwer gewesen, den Peter anzuklagen; denn dieser war bei seinem Herrn Vetter in hohem Kredite eines untadelhaften Jünglings: das tägliche Messehören, das fleißige Rosenkranzbeten, das andächtige Küssen des Skapuliers, des Monikagürtels, und des Franziscigürtels, welche er um seine Lenden trug, das vielfältige Waschen mit dem Weihwasser, und hundert dergleichen Schnickschnak empfahlen den Peter als den frömmsten und tugendhaftesten Jüngling.

Die Flinte war nun einmal seine Freude, und die Jagdlust seine Leidenschaft geworden. Er durchstreifte heißgierig nach einer Beute die Fluren und Wälder, und von den tausend Gegenständen, welche ihm die Natur zum reiferen Nachdenken über die Schöpfung und Geschöpfe, über das Gefühl, über Schönheit und Mannichfaltigkeit zur Veredlung seiner Seele, und seinen Geist höher zu schwingen auf jedem Schritte darbot, wußte er nicht einen einzigen Gegenstand zu benutzen, um sein Herz mit einer edleren Empfindung zu laben, und seinen leeren Kopf mit höher bildenden Ideen zu be-

reichern. Sein Herz war schon in der Schule anstatt für die Reize der Natur empfänglich gemacht zu werden, gegen jeden zarten Eindruck zu sehr gehärtet worden: und wie sollte sich ein Mensch über die lebende Schöpfung zu freuen wissen, der die vornehmsten Maler derselben, die griechischen und lateinischen Dichter mit Herzenskälte, oder gar mit Verachtung ansah, aus Furcht, den edelsten Trieb der Natur, die Liebe aus denselben zu lernen? Peter lauerte auf die Vögel und Hasen, und dieß war alles, womit er seinen Geist beschäftigte. Als er einmal so hinter den Gesträuchen daherschlich, so erblickte er zwei kleine, arme Mädchen, welche sich mit Haselnußpflücken sehr emsig beschäftigten. Peter schlich sich immer näher heran, ohne daß ihn eines der Mädchen, welche ein ländliches Lied bei ihrer Arbeit sangen, gewahr ward. Die guten unschuldigen Kinder waren schon seit dem Morgen in dieser Gegend, und sie waren so fleißig, daß sie ihr schwarzes Stückchen Mittagsbrod, ohne unter dem Schatten eines Baumes zu ruhen, während ihrem Geschäfte verzehrten; und welche sich jetzt hoch freueten, daß ihr Körbchen schon mit Nüssen gefüllet war. Obschon keine dieser beiden Schwestern über zehn Jahre alt war, so wandelten sie dennoch ganz unerschrocken im Wäldchen herum, pflückten die Häselnüsse, ohne zu befürchten, daß ihnen etwa ein Waldthier etwas zu Leide thun möchte. Es wäre aber auch gar oft weit besser, unter den Thieren, als unter den Menschen zu wandeln, denn diese übertreffen nicht selten diejenigen

an Grausamkeit, und es giebt kaum ein Thier, welches gegen sein eigenes Geschlecht so grimmig und unversöhnlich wüthet, als es der Mensch gegen den Menschen thut. Die Mädchen waren schon entschlossen nach Hause zu kehren, als sie unvermuthet eine schöne Haselnußstaude erblickten, welche ihnen frische Früchte darbot. Komm Susannchen, rief die eine, diese Nüsse wollen wir noch pflükken, und alsdenn zu unsrer kranken Mutter eilen. Susannchen lief alsogleich zu ihrer Schwester hin, welche nur vierzig Schritte entfernt war, und vergaß aus Uebereilung das volle Körbchen mitzunehmen. Kaum hatte Peter dieses wahrgenommen, so schlich er sich leise, leise unter dem Gesträuche hin, und — stahl das mit Nüssen gefüllte Körbchen! Doch nein, nur die Nüsse steckte er zu sich, und das rein ausgeplünderte Körbchen ließ er wieder am alten Orte stehen. Nun lächelte der lose Bube höhnisch in seine Faust, und kaum war diese bübische That vollendet, so erinnerte sich Susannchen an das, was sie vergessen hatte; das Kind kehrte eilends zum Körbchen zurück, und fand selbes — rein ausgeleeret.

Himmel! wo sind unsere Nüsse, schrie jezt Susannchen, und fieng bitterlich zu weinen an. Sogleich sprang die Schwester herbei, um zu erfahren, was geschehen war. Wie halb versteinert sahen sich die beiden Schwestern einander an; sie betrachteten mit innerem Schmerz das ausgeleerte Körbchen, und endlich brachen beide in einen Strom

von Thränen aus. Furcht und Schrecken erfüllte ihre zarten Herzen, und sie verließen das Wäldchen mit so bitterem Wehklagen, daß es von allen Seiten wiederhallte. Schalkhaft blieb Peter im Gesträuche versteckt, und fieng allgemach seinen Raub, da die Zeugen entfernt waren, zu verzehren an. Die Thränen der Mädchen konnten ihn nicht rühren, denen er in der Schule von Herzen gram zu seyn gelernet hatte: und da er schon Proben abgelegt, wie sehr er gegen das Vieh grausam seyn könne, so war der Uebergang in seinem Herzen nicht schwer, auch gegen die Menschen grausam zu werden. Sein Mordgewehr machte ihn gegen die Thiere unempfindlich, und es konnte wohl geschehen, dieses auch nach und nach gegen die Menschen zu seyn.

Habt ihr viele Nüsse gepflückt? fragte der Vater sein beiden Töchterchen, als diese weinend in die Stube traten; was ist euch geschehen? Hier gossen sie nun ihr Herzeleid in den Schooß ihres Vaters, der sich selbst der Thränen nicht enthalten konnte, indem er weit mehr fühlte, als die beiden Kinder. O Gott, rief er aus, so rühren alle meine tausendfachen Leiden, all mein Unglück nur von den Menschen her. Von meiner Jugend an ward ich von den Menschen geplaget, verfolget — und nun kömmt auch die Reihe an meine Kinder. Was thaten diese wohl dem bösen Burschen, oder wer er seyn mag, zu Leide, daß er ihnen die Nüsse wegstahl? Wußte er vielleicht nicht, daß es mit die-

sem Diebstahle um das Leben unserer Mutter zu thun war? Hier liegt sie ganz ohne Hülfe und Nahrung in dem Wochenbette krank, und der Säugling ist vor Hunger schon halb todt. Der Himmel vergebe dirs, böser Mensch! denn du wußtest nicht, was du gethan hattest. Und wahrlich! Peter hatte dießmal eine böse That gethan; der arme Tagwerker und Vater der beiden Mädchen schmachtete schon mehrere Wochen ohne Brod: er selbst litt den ganzen Sommer am Fieber; und nun sein Weib in den Wochen — welche Noth mußte nicht diese arme Familie ausstehen! Peter wußte zwar von dem ganzen Elend nichts; aber sein Muthwille hätte ihn nicht so weit verleiten sollen, gegen die Thränen der unschuldigen Kinder taub zu seyn; und man soll es niemals einem Zöglinge gestatten, gegen den Mitmenschen einigen Muthwillen auszuüben, weil man die Folgen davon nicht einsehen kann, und diese von mancherlei Gattung sind. Allein Peter war schon so geartet, daß Kinderthränen bey ihm gar keinen Eindruck machten, indem er es schon von der Schule her gewohnt war, zu den Thränen seiner Mitschüler zu spotten, wenn diese, nach der damaligen Erziehungsmethode, täglich etliche mal mit einem Stäbchen wacker durchgebläuet wurden.

Es war aber seine Jagdbegierde mit den Nüssen auf keine Weise gesättiget worden. Der Herr Pfarrer pflegte diesen jedesmal, wenn derselbe ohne einiger Jagdbeute nach Hause kam, beim Abend-

essen Scherzweise zum Besten zu halten. Nun wollte Peter aus Ehrbegierde kein blinder Jäger seyn; wäre es auch nur ein Sperling, sagte er bey sich, so schieß ich nach demselben, um meinem Herrn Vetter zu zeigen, daß ich mich auf die Jägerei verstehe. Er spannte den Hahn, und schlich sich, voll Begierde irgend einen Vogel oder etwas zu tödten, von Gebüsche zu Gebüsche. Auf einmal hörte er einen sehr angenehmen, und zugleich vermischten Gesang der Vögel. Sein Herz schlug nicht vor Empfindung der reizenden Melodie, sondern vor Mordlust und Ruhmbegierde, um von seinem Herrn Vetter gelobt zu werden. Er war schon bereit nach diesem oder jenem Baume mit seiner Flinte zu zielen: je näher er aber dem Gesange kam, desto mehr ward er gewahr, daß sich die Vögel tief in der Erde unter Gesträuchen versteckt befinden. Er erkannte bald, daß es eine Vogellaube wäre, wo man mit zwölf Klafter langen Garnen durch Schnellgewichte die Vögel zu fangen pflegt; und daß die versteckten Sänger, die eigentlich hierzu zahmgemachten Lockvögel seyen, welche dem Vogelfänger die ersten guten Dienste thun müssen. Peter wühlte durch die Gesträuche die Laube hinein: und nun sah er wirklich vier muntere Lockvögel in ihren Käfigen herumhüpfen, welche bei der sich allgemach neigenden Sonne ihr Abendlied noch gesungen hatten. Da es schon hohe Zeit und Peter noch mit keiner Beute versehen war, um dem beißenden Scherze seines Vetters auszuweichen, so entschloß er sich ohne vieles Bedenken, die Vö-

gel aus dem Käfig zu nehmen, diese zu erwürgen, und dem Herrn Pfarrer mit dem Vorgeben aufzutischen, als hätte er dieselben mit seiner Flinte geschossen. So unbedachtsam und kaltblütig entschließen sich die jungen Leute zu mancher Handlung, wenn man denselben nicht frühzeitig eine möglichst reife Ueberlegung und ein Gefühl gegen alles, was in der Natur schön ist, beybringt.

Noch vor dem Anbruch des Tages keuchte der kränklichte Tagwerker mit schweren Vogelgarnen beladen nach seiner Vogellaube; und aus manchen Umständen der Morgenluft, des Thaues und des Mondenlichtes machte er sich die beste Hoffnung, dießmal einen recht glücklichen und ergiebigen Fang zu thun. Voll dieser süßen Gedanken steckte er die Garne auf, und streute Lockspeise auf den grünen Rasen. Hierauf begann er seine Lockvögel herauszuholen: aber wie er erschrack, wie er todtblaß ward, als er die Käfige rein ausgeplündert fand! Der arme Mann! er hatte bittere Thränen vergossen, da er sich zween Tage nach einander in seinen reizendsten Hoffnungen getäuscht sah. Ach! wo werde ich für meine arme Familie Brod hernehmen, rief er aus: nun stehe ich auf dem Zeitlebens gefürchteten Punkte — betteln zu müssen! O, ihr bösen Menschen! wie viel Unrecht wird mir von meinen Mitbrüdern zugefügt! Voll Betrübniß kehrte er wieder nach Hause, um das Unheil seiner Gattin zu klagen, und seinen Schmerz in ihren Busen zu schütten. Es war wirklich

eine jammervolle Scene, diese guten Leute ohne einiger Hoffnung eines Stückchen Brodes schmachten zu sehen; und an diesem Jammer war der muthwillige Peter Schuld. Der arme Mann hatte wirklich die Bestellung gehabt, eine Portion Vögel nach der Stadt in eines Gesandten Küche für baare Bezahlung zu liefern; und wäre dießmal seine gute Aussicht nicht vereitelt worden, so hätte er für sich und die Seinigen auf eine ganze Woche hinlängliches Brod gehabt. Schon die Haselnüsse hätte er für ein Kopfstück verkaufen können, und dieser gedeihliche Morgen versprach ihm einen Fang von beinahe zween Gulden am Werthe. Aber nun war alles verlohren; die Sonne weckte allgemach seine Kinder, diese schrien um Brod, und das Elend hatte den höchsten Grad erreichet. Das Weib im Wochenbette lag wie verstummt da, eine Todesfarbe hatte sich über ihr ganzes Angesicht ausgegossen, und der Schmerz, welchen sie über den Druck der Armuth fühlte, war ohne Gränzen. Man darf es nicht glauben, daß die edlen Empfindungen der Schamhaftigkeit aus den schlechten Hütten vollends verschwunden seyen: die Seelen dieser armen Familie waren so gefühlvoll geschaffen, daß ihnen eine jede Gattung des Mangels an den Bedürfnissen und Lebensmitteln äußerst quälend schien. Bisher hatten sie sich zwar mit aller Anspannung ihrer Kräfte vor der öffentlichen Armuth noch gerettet: ihre Kleidung verrieth noch keine Entblösung an häuslichen Mitteln: sie lebten so einfach und sparsam, daß sie

bey ihrer Schüssel schon lange Zeit her vielmehr darbten, anstatt daß sie sich sättigten. Aber nun war der schaudervolle Zeitpunkt hereingebrochen, wo sie ihre Blöße, ihr Unvermögen, und ihre äußerste Noth auch vor dem Publikum bekannt machen sollten. Der Hunger quälte sie jetzt in hohem Grade, und es war kein anderes Mittel mehr übrig, als — öffentlich zu betteln. Die kleinen Mädchen traf zuerst dieses unglückliche Loos: diese weinten bitterlich, als sie den ersten Befehl ihrer Aeltern vernahmen. Kinder! sagte der Vater, waget es doch vor der Thüre des Herrn Pfarrers um Brod zu bitten, und saget, daß eure Mutter tödtlich krank sey. Lange zauderten die Mädchen für ihre Aeltern um Nahrung zu bitten, denn ihre natürliche Schamhaftigkeit war sehr groß. Endlich gingen sie ihren betrübten Gang, sie stellten sich vor die Thüre des Pfarrers hin, ohne ein Wort zu sagen, warum sie so dastunden. Nach einer Weile kam Peter ganz unerwartet dahergelaufen; vermuthlich war ihm innerlich bange, daß die Mädchen etwa sein gestriges, sehr unsittliches Betragen entdecket, und darüber bey dem Pfarrer die Klage stellen möchten. Was wollt ihr? fragte Peter im muthigen Tone: Brod! war die Antwort mit zitternder Stimme. Sogleich reichte er ihnen einen Groschen, und hieß sie weiter gehen. Diese Freigebigkeit hatte die Haushälterin des Herrn Pfarrers durch die obern Fenster wahrgenommen. Ey doch! Herr Peter? sagte sie eifernd, dieses sollte der Herr Vetter gesehen haben, daß Sie so

viel Geld wegschenken: ein Pfenning wäre auch genug gewesen für solche Lumpenkinder; Sie müssen künftig nie mehr, als einen Pfenning Almosen geben, oder Sie stürzen den Herrn Pfarrer und mich ins Verderben. Diesen Vorwurf hörte der Pfarrer, und alsogleich stimmte er mit seiner Haushälterin ein, daß ein Groschen Almosen bare Verschwendung sey, daß jetzt harte Zeiten seyn, und, was die Hauptsache ist, daß ihm der Vater jener Mädchen noch das Taufgeld für das letzte Kind ohnehin schuldig sey. Was? noch schuldig dazu? sprang jetzt die Haushälterin auf; Herr Pfarrer! wir verderben, schrie sie laut, oder machen Sie, daß Sie von dem Schurken bezahlt werden. Jene Tagwerksleute sind nichts werth, fuhr sie fort; sie sind ein Lumpengesinde, heute noch lassen sich der Herr Pfarrer bezahlen. Peter sagte zu allen Vorwürfen kein Wort, er stellte sich ganz unschuldig an, und blieb dabey der brave Peter.

Sobald die Mädchen mit ihrem Groschen nach Hause kamen, so ging der Vater mit demselben Brod zu kaufen. Sie glaubten an diesem Groschenbrod ein delikates Zuckerbrod zu genießen, und der Vater sprach mit innigster Herzenswärme den lauten Dank für die große Wohlthat, welche seinen Kindern vom Pfarrhause zugekommen war. O ja! sagte die Mutter, unser Herr Pfarrer ist immer ein recht braver, guter Mann; betet jetzt, ihr Kinder, daß der liebe Gott unseren Pfarrer noch lange am Leben erhalten wolle. Eben began-

nen sie alle ihr Dankgebet zu verrichten, als der Pfarrer vom Peter begleitet, unvermuthet in die Stube trat, und mit Ungestüm das Taufgeld foderte. Ein neuer, unerwarteter Streich für den armen Mann! er kam ganz aus seiner Fassung; und dieses war noch gut für ihn, damit er keine von jenen groben Beschimpfungen ganz vernehmen durfte, welche die Haushälterin dem Pfarrer vorher in den Mund gelegt hatte. Kaum war der arme Mann wieder bey Sinnen, so klagte er dem Pfarrer wehmüthig seine Noth, bath ihn um Vergebung, und reichte ihm sein Vogelgarn, als seine einzige Hausfahrniß zur Tilgung seiner Schuld dar. Der Pfarrer legte dem Peter das Garn auf die Schulter, und zog frohen Muthes nach Hause, um die Galle seiner Haushälterin zu besänftigen.

Nun waren der armen Familie vollends alle Nahrungszweige abgeschnitten. Man kann sich den marternden Kummer leicht vorstellen, der jetzt auf ihren Herzen lag; hie und da ein gebetteltes Stückchen Brod, und dabey unreifes Obst waren alles, womit sie sich den Hunger stillten. Nur noch ein einziges Rettungsmittel fiel dem Vater bey: er bath die vier Gemeindebauern, oder sogenannten Vierten, ungeachtet seines kränklichten Körpers, als Schweinhirt aufgenommen zu werden. Er erhielt auch bey der nächsten Gemeindeversammlung die Zusage, und er war ungemein froh darüber, daß er dem Bettelstabe noch entgangen,

gen, vor welchem er einen innigen Abscheu hatte. Indeß bis die Zeit seines Dienstes heranrückte, seufzte er täglich nach seinem Vogelgarn: dieses war sein Acker und Pflug, womit er sich genähret hatte; und doch war der Herr Pfarrer so unmenschlich, dasselbe mit sich fort zu nehmen. Der Arme konnte seine Vogellaube, welche er so mühsam gebauet hatte, nicht vergessen; und da man bei einem verlohrnen Gute nie ganz ohne Argwohn ist, so fiel es ihm einmal ein, ob nicht der Student, welcher alle Katzen im Dorfe umgebracht hatte, und der fast täglich mit der Flinte nach dem Walde gegangen, seine Lockvögel gestohlen habe. Dieses gedacht und wieder vergessen, war beinahe das nämliche; denn er hatte noch immer viele Hochachtung gegen seinen Herrn Pfarrer, und so auch gegen dessen Vetter. Einmal fiel es dem guten Tagewerker ein, nach seiner Vogellaube zu gehen, um wenigstens die Ueberbleibsel noch davon zu betrachten, und sich darüber zu erfreuen. Kaum als er dahin kam, so erblickte er den Peter in der Laube, der eben beschäftigt war, das Vogelgarn, welches dieser in Gesellschaft des Pfarrers mit sich weggetragen, zu einem Fang zurechte zu richten, ob sich schon der Peter im Grunde nicht einmal auf das ordentliche Vogelfangen verstanden hatte. Bist du der Schurke, der meine Lockvögel gestohlen? rief der Tagwerker voll Hitze, und schlug ihn mit der Faust auf einen Streich zu Boden. Peter, der ganz erschrocken

war, bekannte alsogleich seine That, und wollte davon laufen. Aber sein Gegner hielte ihn fest, und Peter gestand vor Schrecken nicht nur das, was er mit den Lockvögeln getrieben, sondern auch die Büberey, welche er mit dem Nüssekörbchen ausgeübet hatte. Auf dieses unerwartete Geständniß beruhigte sich der Tagwerker wieder so sehr, daß er den Burschen im Frieden entließ, und ihm noch dazu das Vogelgarn mit nach Hause gab. Nur sanfte Menschen vermögen es, sich bald wieder zu fassen, sonst würde Peter nicht so gut davon gekommen seyn. Der arme Mann wollte schlechterdings den Pfarrer bezahlt wissen, und hiemit gab er auch das Garn willig mit. Aber jetzt klagte der Student den Tagwerker bei seinem Herrn Vetter erst recht an, und er wußte die Sache so sehr zu verdrehen, daß Peter Recht, der Tagwerker aber vollends Unrecht hatte. Ueber diesen Schimpf ward der Pfarrer wie rasend aufgebracht; und der Student, welcher das Zeugniß eines maximae spei Juvenis bei sich in der Tasche herumtrug, mußte in den Augen des Pfarrers nothwendig ein unschuldiger Junge, der Tagwerker aber ein loser Schurke seyn. Man war mit einer wörtlichen Beschimpfung nicht zufrieden; die Haushälterin, welche nichts in dem Pfarrhofe ohne ihre Zustimmung geschehen ließ, drang darauf, daß der arme Mann von der Gemeinde, welche ihn als Schweinhirt aufgenommen hat, sollte abgedankt, und so fort mit Sack und Pack aus dem Dorfe

geschafft werden. Der Pfarrer ließ also in dieser Causa die Gemeinde zusammenberufen, und erklärte, daß er schlechterdings seine Schweine von diesem Manne nicht wolle weiden lassen, weil er, wie er hinzusetzte, seine verborgenen Ursachen darum habe. Diese zurückgehaltenen Ursachen schienen den Bauern bedenklich zu seyn, und manchen ahndete im Herzen, ob nicht der Pfarrer durch seine versteckten Worte den Hirten entweder eines begangenen, oder doch zu befürchtenden Vergehens beschuldigen wollte: worauf dann der arme Mann einstimmig wieder des Dienstes entsetzt wurde, auf welchen er den ganzen künftigen Unterhalt seiner Familie gebauet hatte. Der unglückliche Vater ward also genöthiget, seine Hütte zu verlassen, und mit Weib und Kindern wegzuziehen. Das zu große Elend, der quälende Abscheu vor dem Betteln, und die durch den nagenden Kummer verlohrne Gesundheit beförderten die beiden Aeltern samt ihrem unmündigen Kinde in wenig Wochen ins Grab: die beiden Mädchen aber fanden noch einen gutherzigen Landmann, der sich ihrer annahm, und denselben für ihr geringes Verdienst noch zu essen gab. Auf diese Weise wurde eine zwar arme, aber gutgesittete Familie zerstöhret, welche sich noch lange würde gerettet haben, wenn der Peter wäre besser gebildet, und mehr für das Gefühl erzogen worden. Vielleicht findet mancher Leser diese ganze Erzählung für sehr unbedeutend, und des Niederschrei-

bens kaum werth, welches Urtheil besonders von denjenigen zu erwarten ist, deren Augen und Ohren nur an solche Scenen gewöhnt sind, welche man von Fürstenkindern, von hoch- und wohlgebohrnen Fräuleins, von Baronen und Grafen aufzustellen pflegt. Allein wenn man die Menschheit im ganzen Umfange dieses Wortes betrachten und ausforschen will, so kommt wohl auch die Reihe an die niedrigsten Hütten, wo man eben so gut edle Herzen, große Seelen, Tugend und Laster zu seiner Belehrung finden kann, wie in den Pallästen und grossen Städten.

Um nun der Aufschrift dieses Aufsatzes zu entsprechen, so muß jetzt auch der Geschichte Jakobs ein Plätzchen gegönnet werden. Dieser Müllerbursche war schon ziemlich nervigt und robust herangewachsen; aber so ganz, wie ihn die liebe Mutter-Natur wachsen ließ, ohne Schreib- und Lesekunst, ohne allen Schulunterricht der bürgerlichen sowohl, als der religiösen Gegenstände, und ganz ohne Verfeinerung des Gefühls, der Sitten und des geselligen Umganges. Da die Mühle selbst vom Dorfe weit entfernt lag, und rings umher nicht ein einziger Hüttenbewohner sich aufhielt, so hatte auch Jakob keine andere Bekanntschaft, keinen anderen Mann im Umgange vor sich, als den Müller, seinen sogenannten Herrn, der, wie ich schon oben gesagt hatte, in allem, was sowohl die bürgerliche als religiöse Lebensart betraf, Jakobs einziger Vormann war.

An diesen hielt sich Jakob genau: was der Müller billigte und heiligte, das billigte und heiligte auch Jakob; was jener verwarf, das verwarf auch dieser; und alles, was der Müller sagte, das war dem Jakob heilige Wahrheit, so zwar, daß beide in allen Stücken nur eine Seele, nur ein Herz zusammen waren, weil dem Jakob alle Gelegenheit ist abgeschnitten gewesen, seine Gesinnungen, und sein Herz einem anderen Menschen mitzutheilen, oder sich an andere Menschen anzuschließen. Die ganze Ausbildung dieses Burschen hieng also einzig von dem Charakter des Vormannes ab, und ein Glück war es für den Jakob, daß der Müller in allen seinen Handlungen ein gutes, redliches und rechtschaffenes Herz besaß, wornach sich jener bilden konnte, ohne eine Jesuitenschule gesehen zu haben, ohne das Sünden-Register des Petri Canisii, Societatis Jesu auswendig zu lernen, ohne in eine Brüderschaft oder Congregation eingeschrieben zu seyn, ohne daß der gute Jakob von allen jenen Millionen abentheuerlicher Mirakel-Histörchen nur ein Wort wußte. Das gute Beispiel der kleinen Gesellschaft, worinn der Jakob lebte, war für ihn seine einzige Schule. Er war jetzt erst über zwanzig Jahre alt, und hatte schon manche edle That gethan, deren sich kein Ritter auf seiner Commenthur schämen dürfte.

Einmal wurde unweit der Mühle ein reitender Bauer im Winter von einem Wolfe angefallen; Jakob hörte das heftige Geschrey: eilends

kam er mit der Axt zu Hülfe, und erlegte den Wolf auf einen Hieb. Nichts war natürlicher, als daß Jakob, nachdem er um Hülfe rufen gehört, einen übermannenden Feind vermuthete; und die Natur sagte ihm: nimm deine Axt. Einmal kam ein Bauer nach der Mühle gefahren; dieser erzählte, daß sich im ganzen Dorfe kein Mensch aus dem Hause zu gehen getraue, weil ein großer wüthender Hund Gefahr drohet. Jakob nahm die Axt, stellte sich mitten ins Dorf hin, bis der Hund kam, den er mit dem ersten Hiebe todtschlug. Der Bursche heilte also weit kräftiger das Uebel, als Sankt Huberts Segen. An einem Sommer geschah es, daß in dem nämlichen Dorfe einer verwittweten Bäuerin all ihr Zugvieh krepirte. Die Aerntezeit war vor der Thüre; das Weib weinte bitterlich, daß sie nun sammt ihren Kindern Haus und Hof verlieren müsse, weil sie weder Geld noch Kraft hatte, das reife Getraide in die Scheune zu schaffen. Jakob hörte dieses; er kam ungebeten auf das Feld, schnitt und mähete fünf Tage nach einander, und trug die Garben auf dem Rücken nach der Scheune. Die Bauern im Dorfe nannten ihn einen albernen Menschen, weil er die Stelle des Zugviehes vertrat; denn so etwas war seit Mannsgedenken nicht geschehen, und die Bauern lieben ohnehin die Neuheit wenig. Allein Jakob hatte dadurch die ganze Familie von neuen Schuldenlasten gerettet, für welches Freundstück er nicht einmal einen Dank foderte.

Es giebt einige Pfarrhäuser, wo, besonders auf den von den Heerstraßen entlegenen Dörfern, zum Nutz und Frommen der heiligen Christenheit Saufgelage gehalten werden. Der Profit dieser Saufgelage kömmt gewöhnlich der Jungfer Haushälterin zum Besten; und der Pfarrer hat dabey den Vortheil, daß er sein saures Bier für baares Geld an den Mann bringet, er selbst aber allezeit das bessere trinken kann. Hier finden sich die Bauern gewöhnlich an den Sonntagen ein, der Pfarrer unterhält seine Gäste mit Kartenspielen. Jetzt ward bey der nächsten Zusammenkunft von dem Jakob gesprochen; man machte sich mit dem Ausdrucke darüber lustig: daß der Kerl statt zween Ochsen arbeite; und der gute Mensch ward zur allgemeinen Fabel, indem, so oft eine schwere oder garstige Arbeit vorfiel, das Sprichwort entstand: „holet nur den Müller-Jakob dazu.“ Die witzige, geistliche Haushälterin ward selbst durch die Neugierde gereizt, diesen Jakob zu kennen, nicht seiner edlen That wegen, sondern wegen der Albernheit, wie man sich jetzt ausdrückte, und wegen seiner kraftvollen Stärke. Es ist heute noch gewöhnlich, daß die jungen Landbursche und Mädchen, so oft diese zum heiligen Abendmahl gehen, sich des Nachmittags häufig in den Wirthshäusern einfinden, dort wacker zechen, um, wie sie sagen, den Herrgott zu netzen. Am nächsten Feste der Maria Geburt war wieder so ein Beichttag; viele Bauernjungen kamen in die Schenke des Herrn Pfarrers; aber Jakob war nicht darunter, denn

dieser hatte keine Lust zum Herrgottnetzen, und auch kein Geld dazu. Die Haushälterin brachte bald den Jakob zur Sprache; und da erfuhr sie, daß dieser Mensch des Jahres nur einmal zum Abendmahl gehe, nämlich wenn er unter der Strafe der Kirchenbuße dazu genöthiget wird. O! dieser Bursch ist kein Christ, rief die Haushälterin aus; im Grunde aber war ihr darum zu thun, daß sie für ihr saures Bier um einen Gast weniger hatte. Ungesäumt erzählte sie dieses ihrem Herrn Pfarrer, welcher sich über die christkatholische Lauigkeit mit vieler Hitze ereiferte. Indeß machte sich die Haushälterin Hoffnung, den renomirten Burschen beym nächsten Kirchgange gewiß kennen zu lernen. Sie stellte sich in dieser Absicht zu einer Bauersmagd in den Stuhl, welche ihr den zum Opfern vorbeigehenden Jakob mit dem Finger zeigen sollte. Der Pfarrer hatte schon viele Jahre her von der Kraft des Messehörens und von dem dabei zu entrichtenden Opfer so viel Rühmens und Lärmens gemacht, daß die Pfarrkinder ihre Opferpfennige auf den Altar hintragen mußten, wenn sie nach dem Ausspruche ihres Pfarrers wollten selig werden. Dabei beobachtete die Haushälterin alle Sonn- und Feiertage mit ihren Luchsaugen diejenigen sehr scharf, welche dem Pfarrer zu opfern unterließen. Sie gab es auch sehr oft deutlich zu verstehen, daß sie, und folglich auch ihr Pfarrer, alle diejenigen gar wohl beim Namen wisse, welche die Opferpfennige zurückbehalten. Auf diese Weise gieng also die

ganze Gemeinde in der gewöhnlichen Reihe zwei=mal unter der Messe um den Hochaltar herum, auf welchen der Opferpfennig gelegt wurde, und der ganze Gottesdienst bestand weiter in nichts, als im Herumgehen und im Opfern. Allein Jakob ver=stand sich auf diese Bauernpolitik gar nicht; ihm war es gleich viel, ob ihm der Pfarrer gut war oder nicht; ob er die Gunst der Haushälterin ver=diene oder nicht, hieran dachte er nicht einmal: er stellte sich in einen Winkel der Kirche hin, sah dem Hin= und Hertraben und Opfern der Bauern zu, und ging nach der Messe nach Hause, ohne daß ihn die Haushälterin zu sehen bekam. Er konnte sich auch auf das Opfern um so weniger verstehen, weil er Jahre lang keinen Pfennig Gel=des in der Tasche hatte. Da sich nun die Haus=hälterin in ihrer Meinung getäuscht sah, so war sie so sehr gegen den Müller=Jakob aufgebracht, daß ihr der Pfarrer versprechen mußte, sechs Wo=chen nach einander die schärfsten Predigten gegen diejenigen zu halten, welche das Opfern unterlies=sen. Der Pfarrer, welcher sonst das Predigen nicht sehr liebte, sondern alles auf das Messelesen, und Messehören hielt, willigte dießmal ohne Be=denken ein, weil es um seinen eigenen Beutel zu thun war. Er deklamirte wie rasend über den Text aus dem Buche der Makkabäer: obtulerunt decem millia drachmarum pro peccatis mortuo-rum; den geistlichen Nutzen des Opfergehens rühm=te er hoch über alle Verdienste an, und er erwies es mit den anmuthigsten Histörchen, wie leicht,

und wie viele armen Seelen durch die Opferpfennige aus dem Fegefeuer seyen losgekauft worden. Die ganze Gemeinde verstand die lehrreichen Worte des Herrn Pfarrers deutlich genug, was dieser damit hatte sagen wollen, nur bei dem Jakob machten dieselben keinen Eindruck. Dieser simple Mensch fand überhaupt an allem, was der Pfarrer in seiner Kirche that, keinen Geschmack: alles schien ihm unverständlich zu seyn, und daher rührte seine Abneigung gegen das Kirchenbesuchen, welches er oft würde gänzlich unterlassen haben, wenn er nicht so vielfältig gehört hätte, daß diejenigen verdammt werden, welche an den Feiertagen keiner Messe beiwohnen. Dem lateinischen Gesange und den mancherlei Stellungen, Beugungen, Wendungen und Gebährden des Herrn Pfarrers war der Jakob herzlich gram, so daß er einmal recht frevelhaft zu Hause zu seinem Herrn sagte: ich kann nicht verstehen, lieber Müller, daß die Bauern Jahr aus Jahr ein sich an dem unverständlichen Wesen unsers Pfarrers nicht satt gaffen können. Ich meines Theils, fuhr er fort, kann in der Kirche nie nach meiner Herzens Wärme den Schöpfer anbeten: der Cantor stöhret mich mit seinem lateinischen Geplerre, und bei der Einsammlung des Opfergeldes ist ein Hin- und Hertraben wie auf einem Jahrmarkte. Ich mag auf die Predigten nicht hören, setzte er hinzu: der Pfarrer spricht eine Menge lateinische Worte, und dabey schreit, brüllt und schimpfet er, als wenn er rasend wäre; ich verstehe nicht den zehnten Theil von dem, was

er sagt. Indeß war Jakob, ob ihn schon seine Glaubensbrüder einen kalten, unthätigen Christen nannten, in seinem Herzen ein eifriger Gottesanbether: das gute Beispiel des Müllers, und das einsame Leben auf der vom Dorfe ziemlich weit entlegenen Mühle hatten ihn dieses gelehret. In allen Geschöpfen, die er um sich her aufkeimen sah, betrachtete er Gottes Weisheit und bethete diese an: oft saß er bis am späten Abend unter einem Baume, sah dem Gange der Sterne und des Mondes zu, und sein Herz glühete vor Ehrfurcht gegen seinen Schöpfer.

Während dieser Zeit, als Jakob der Gegenstand des Geredes in der Bierstube des Pfarrhofes, und die Fabel im Dorfe war, zeigte sich für ihn eine ziemlich glückliche Aussicht. Die Wittwe, welcher der Jakob während der Aerndtezeit so menschenfreundlich beigestanden ist, hatte ihren Retter niemals vergessen: sondern sie war vielmehr auf Mittel bedacht, wie sie ihm jene außerordentliche Wohlthat mit der Zeit vergelten könnte. Trotz der Verachtung, mit welcher man im Dorfe von dem Jakob sprach, schätzte sie diesen ungemein hoch, so zwar, daß die gute Bäuerin an einem Abend zu ihrer ältesten Tochter folgende Rede hielt: Liebes Gretchen! ich beweine mit dir den Tod unsers Vaters! Gott hat uns erschrecklich heimgesucht; zuerst nahm er unseren Vater, und bald darauf verlohren wir all unser Zugvieh. Die Aerndte war vor der Thüre, das ganze Dorf freu-

te sich, und die Schnitter jauchzten auf den Feldern; nur wir, Gretchen, denkst du daran? wir alleine saßen zu Hause und weinten die bittersten Thränen, weil wir uns außer Stand gesetzt sahen, unser Getraide in die Scheune zu bringen, weil wir das nahe Verderben vor unseren Augen sahen. Ach! jenes war ein bitterer Anblick! Aber bei all unserem Elend, bei unsrer größten Betrübniß kam ein Retter, ein Menschenfreund! an den wir vorher gar nicht einmal gedacht hatten: der Jakob kam! — ich kann diesen Namen ohne Thränen des Dankes niemals aussprechen. Wir haben nun Getraide, wir haben Brod, und wir sind der Gefahr entrissen, von unbarmharzigen Schuldnern geplaget zu werden. Allein in die Länge, gutes Gretchen! können wir schwache Weibsleute uns nicht retten; unsere Kräfte sind nicht hinreichend, und unsere Einsicht die Wirthschaft glücklich zu führen, ist zu schwach. Mein Wunsch und guter Rath wäre, daß du dich zur Heurath entschließen möchtest. Aber einen guten, arbeitsamen und rechtschaffenen Burschen sollst du dir wählen; und, wen glaubst du, daß ich dir gerne vorschlagen möchte? — Den Jakob! — Gutes Gretchen, ich weis dir keinen bessern Mann zu geben, mit welchem du glücklich seyn kannst, als den Jakob. Ueberdenke es nur, wie edel und rechtschaffen dieser Mann gegen uns handelte. Und, Gretchen! wir sind ihm noch einen Dank schuldig, ob er schon keinen gefordet hatte. Wähle den Jakob, mein liebes Gretchen, und du bist glücklich. Ich kann

dir jetzt alle die schönen Vorzüge nicht erzählen, welche ich an demselben bemerkt habe. Er ist ein edler, guter Mann: die Leute im Dorfe, und selbst unser Pfarrer, ob dieser schon ein studirter Herr ist, mißkennen das Gute und Edle, womit der Jakob allen Burschen im Dorfe vorgezogen zu werden verdient. Wähle diesen, mein Gretchen, ich bitte dich; wenn je dein Herz für eine edle Seele eingenommen ist.

Gretchen trug gar kein Bedenken, dem Jakob ihr Herz zu schenken; wenn dieser mein Mann wird, sagte sie, so kann ich nie verderben; sein rastloses Bemühen, seine zur Arbeit beständig angespannten Glieder sind mir gegen alle Besorgniß Bürge. Und — fiel jetzt die Mutter in die Rede, da er sich unbekannter Weise gegen uns so edelmüthig betragen hatte, was wird er erst alsdann für dich thun, wenn er selbst dein Mann ist. Die Mutter säumte nicht länger, diese Neigung ihrer Tochter dem Jakob bekannt zu machen: sie traf ihn eben alleine in der Mühle an, wo sie ihm ungehindert das offenherzigste Geständniß thun konnte. Ists möglich, sagte Jakob voll Verwunderung, daß mich Gretchen liebet! Bring ihr die Antwort zurück, liebe Mutter! daß ich sie diesen Augenblick von ganzem Herzen liebe, daß ich ihr Gatte werden wolle, und daß es Gretchen nie bereuen werde, meine Gattinn zu seyn. Ein einziger Umstand ist noch dazwischen, sagte er, bevor ich meinen deutschen Handschlag von mir gebe, nämlich die Einwilligung meines Herrn, des Mül-

lers. Es wäre undankbar, wenn ich ohne seinen Rath etwas unternehmen würde, da er mich erzogen, und so lange genähret hat; und bis mich kein anderer Mühlknecht ablöset, so lange kann ich die Mühle nicht verlassen. Beide verfügten sich hierauf zum Müller selbst, um seine Einwilligung zu erwarten. Dieser war voll Freude über das unverhoffte Glück seines Jakobs, den er wie sein Kind liebte: nur ein Ding lag jetzt dem Müller auf dem Herzen, worüber dieser lange mit der Sprache nicht heraus wollte, und das ihn Zentnerschwer niederdrückte. Der redliche Mann hatte nämlich mancherlei Unglücksfälle ausgestanden, wodurch er all seine Baarschaft verlohren hatte, und überdiß dem Jakob noch einen zehnjährigen Liedlohn schuldig war. Endlich faßte er denn diesen bei der Hand, und mit Thränen im Auge bath er ihn um Nachsicht, bis er zu bezahlen fähig wäre. Ich verlange nichts, erwiederte Jakob, denn was könnt ihr dafür, daß ein Unglück über das andere euch und euer Haus traf? Ich hoffe nicht, daß mich Gretchen des Geldes halber gewählet habe, und that sie dieses, so will ich ihr Mann nicht werden. Der Fleiß ist mein Reichthum, und mit diesem hoffe ich mein Gretchen gut und anständig ernähren zu können.

Mit dieser frohen Bothschaft kehrte die Mutter zu ihrer Tochter zurück. Gretchen freute sich ungemein, dem Jakob ihr Herz schenken zu können, und am nächsten Sonntage holte dieser schon

ein mündliches Geständniß von seiner zukünftigen Braut ab. Von diesem Augenblick an hatte Jakob alle Hände voll zu thun; die Nacht hindurch arbeitete er auf der Mühle, und sobald der Tag hereinbrach, eilte er nach jenem eine ganze Stunde weit von der Mühle entlegenen Dorfe, wo sein Gretchen war, um das Getraide zu dreschen, welches er am vergangenen Sommer mit sauerem Schweiße auf seinem Rücken in die Scheune getragen. Auf diese Art hatte die gute Witwe in kurzer Zeit hinlängliches Brod, und für das verkaufte Getraide nun auch baares Geld im Hause. Das liebe Mütterchen war also über ihren zukünftigen Tochtermann so innigst erfreut, daß sie selbst eben so oft, als ihre Tochter, im Kalender die Wochen zählte, wie lange man noch bis Ostern zu warten hätte, wo die römisch-katholische Kirche die gnädige Erlaubniß wieder ertheilet, sich eine Gattin nehmen zu dürfen. Indeß besorgte Jakob über einen ganzen Monat lang die Wirthschaft seines lieben Gretchens so emsig und getreu, als wäre er ihr Gatte, und auf der Mühle arbeitete er so fleißig, als hätte er nie eine Stunde versäumt. Man denke sich die Rastlosigkeit dieses Menschen, der über einen ganzen Monat lang zugleich Bauer und Müller war, und beide Geschäfte in einer Entfernung einer ganzen Stunde besorgen wollte: voll Heiterkeit kam er des Morgens zu Gretchen, fieng zu dreschen an, und sang ein frohes Lied dazu, so munter, als wenn er erst vom Bette aufgestanden wäre; alsdann kam er Schweiß-

triefend des Abends auf der Mühle an, und begann seine Arbeit mit solcher Lebhaftigkeit, als wäre er an einem Morgen von seiner Ruhe erwacht. Diese ganz ungewöhnliche und außerordentliche Thätigkeit mußte in kurzer Zeit allen Dorfeinwohnern auffallend werden; man erfuhr Gretchens Vorhaben gar bald, daß sie sich jenen Menschen zum Bräutigam ausgewählet, der wegen seiner übergroßen Anspannung zur Arbeit ohnehin überall bekannt war. Das Gerede war jetzt verschiedentlich; einige lobten ihn, einige belachten ihn, und wieder andere weissagten dem Gretchen bald etwas Gutes, bald etwas Schlimmes von ihrem Bräutigam. Auch die Haushälterin des Pfarrers konnte dabei nicht schweigen, und diese verbreitete ein übles Gerücht, als wenn das tägliche Von- und Zulaufen Jakobs nach Gretchens Wohnung eine verdächtige und sündliche Absicht hätte, woraus ein offenbares Aergerniß zu befürchten wäre. Selbst der Pfarrer bezweifelte diese Ahndungen seiner getreuen Haushälterin nicht im Geringsten, und da der Jakob ohnehin im ganzen Pfarrhofe wegen der Religion in Verdacht war, wozu das unterlassene Opfergehen Anlaß gab, so fand sich der Pfarrer als ein ordentlicher aufgestellter Seelenhirt berechtiget, und auch von der Haushälterin genöthiget, dem Jakob mit Bedrohung der Kirchenstrafen Gretchens Haus zu verbiethen. Hiezu waren weiter keine Beweise der Vergehungen nothwendig; denn die sogenannte sanfte Mutterkirche pflegt auch ohne

Beweise abzuurtheln, und die Besorgniß eines künftig zu entstehenden Skandals ist so viel, als wäre das Skandal schon vor der Thüre, wodurch man die unschuldigste Handlung übel ausdeuten, und überall eine gefährliche Ketzerei finden kann, so oft es beliebt. Dieses Verboth zog auch einige unangenehme Folgen nach sich; die böse Welt wollte schon ein begangenes Verbrechen daraus schließen, und viele waren so blind, Gretchens Tugend in Zweifel zu ziehen. Das sanfte unschuldige Mädchen hatte schon manche bittere Thräne über diesen harten und höchst ungerechten Vorwurf vergossen; allein die Klugheit der Mutter sprach ihr Muth und Standhaftigkeit ein, denn der alten Witwe war es lange Zeit her aus der Erfahrung bekannt, welch ein böses ehrräuberisches und geldsüchtiges Ding des Pfarrers vielgeliebte Haushälterin sey.

Diese Auftritte veranlaßten, daß bey einem jeden Kirchgange neuerdings alle Augen auf den Jakob gerichtet wurden. Der Pfarrer konnte sich sogar nicht enthalten, bey den Opfergängen über das Meßbuch hinaus zu schielen, um überzeugt zu werden, ob der verschriene Jakob die Opferpfennige auf den Altar gelegt habe, oder nicht. Allein dieser verhielt sich wie zuvor: denn wo hätte er die Pfennige hernehmen sollen, nachdem derselbe zehn Jahre keinen Liedlohn empfangen, und nun diese Schuld so großmüthig nach-

gelassen hat? Kein Mensch durchforschte diese Umstände, und der geldgierige Seelenhirt machte sogar den dummen Schluß, daß derjenige, welcher keine Pfennige opfert, auch das heilige Meßopfer verachtet. Als die jährliche vierzigtägige Fastenzeit herankam, so hielt der Pfarrer wieder drei Predigten nacheinander, worin er die unendliche Kraft und den Werth der Messe, und zugleich das ganze Ceremoniel, welches bei der Messe üblich ist, erklärte; daß nämlich das Ceremoniel die ganze lange Leidensgeschichte des Herrn Jesus vorstelle. Um dieses seinen Zuhörern, und besonders der Jugend recht einzukauen, so kaufte er einige Dutzend kleine Büchelchen in Duodezformat, betitelt: Erklärung des heil. Meßopfers, — und verkaufte diese wieder an die Pfarrgemeinde, welche die Jungfer Haushälterin nebst ihrer Provision durch den Küster, damit die Bauern die Beutelschneiderei nicht so sehr bemerkten, debitiren ließ. Jakob, der weder lesen noch schreiben konnte, bekümmerte sich wenig um diese Büchelchen; seine Gedanken beschäftigte er mit Entwürfen, wie er Gretchens kleines Landgut verbessern, die darauf haftenden Schulden bezahlen, und hiemit ein nützlicher Bürger werden könne. Das Osterfest rückte heran, und Gretchen traf schon alle Anstalten zur nächsten Hochzeit. Nur hatten beide noch vor der Trauung ein Kirchengeboth zu erfüllen, nämlich um die österliche Zeit zu beichten und das Abendmahl zu empfangen. Nun ist es auf dem Lande üblich, die ledigen Bursche und Mädchen, bevor

diese zur Beichte gehen, in der Katechetik zu prüfen. Die vom Petrus Canisius verfertigte Glaubenslehre ist das vorgeschriebene Uebungsbuch, woraus man zu examiniren pflegt. Viele Bursche und Mädchen zittern oft ein Vierteljahr vorher, wenn diese sich daran erinnern, wie nahe die österliche Examenzeit wieder vor der Thüre sey; denn manche Pfarrer zeigen sich da in der vollen Größe ihrer Amtsgewalt. Diese poltern, zürnen, und schimpfen wie die Bootsknechte, wenn man ihre Fragen nicht auf der Stelle zu beantworten weis. Allein Jakob befürchtete dießfalls gar nichts; schon vor mehrern Jahren hatte ihn der Müller alles dasjenige gelehret, was man bei einem österlichen Examen zu wissen nöthig hat, und jener hatte jedesmal dabei so gut bestanden, daß der Pfarrer ohne Bedenken die Erlaubniß, das Abendmahl zu empfangen, ertheilte.

Am Sonntage Lätare foderte also der Pfarrer alle unverehlichte Bursche, und wenn auch einige dreißig Jahre und darüber waren, öffentlich in der Kirche zur österlichen Prüfung auf, denn für die Mädchen war ein andrer Sonntag bestimmt: die übrige Pfarrgemeinde blieb in den Stühlen zurück, und horchte auf die guten oder übelgerathenen Antworten. Jakob trabte nun unter dem Haufen der übrigen Bauerburschen bis zum Hochaltare hinan, wo der Pfarrer in seinen priesterlichen Rüstkleidern blitzstrahlend hoch schnaub-

te, als wollte er einen fürchterlichen Gerichtstag beginnen. Dieser stellte dann zuerst an die jüngern Bursche einige Fragen, bis er an die älteren hinanrückte, und also auch auf den Jakob kam. Allein der schalkhafte Pfarrer verließ auf einmal die gewöhnlichen Fragen aus dem Canisius, und machte auf den Verlagsartikel seiner Haushälterin, nämlich auf das Büchelchen: Erklärung des heil. Meßopfers — einen kleinen Seitensprung. Er wußte gut, daß des Dorfjägers Sohn, welcher die Schnepfen, Rebhühner, Fasanen und wilden Gänse zur pfarrlichen Küche lieferte, jenes Büchelchen auswendig gelernt hatte; hier war also die beste Gelegenheit diesen Sohn öffentlich zu loben, und sich bei dessen Vater auf künftige Schnepfen und Rebhühner in neuen Kredit zu setzen, welches auch geschehen ist. Der nächste dabey stand der Jakob, und als der Pfarrer mit jenem am Ende war, so fragte er diesen: was bedeutet das orate fratres? — Jakob, der in seinem Leben nie Latein gelernt, verstand die ganze Frage nicht, und wußte auch keine Sylbe zu antworten: erschrocken und beschämt blieb er stumm wie versteinert stehen, während ihn der ergrimmte Pfarrer bald einen Ochsen, bald einen Esel, und bald einen großen Limmel geheißen. Was ist Dominus vobiscum? fragte jener; und dieser blieb wieder stumm. Was ist Pax Domini? fragte abermal der Pfarrer; allein Jakob wußte nichts zu antworten, und seine unschuldige Beschämung wuchs nur noch größer. Was ist das Domine non sum dignus? war die letzte

Frage; und als Jakob hierauf, um sich nicht als starrsinnig zu bezeigen, einige unverständliche Worte daherstotterte, weil das Stottern ohnehin sein unvermeidlicher Naturfehler war, so nahm der Pfarrer die Gelegenheit, seinen Schüler mit einer affektirten Nachäffung dem öffentlichen Spotte preis zu geben. Die ganze Pfarrgemeine brach bei dieser gottesdienstlichen Handlung in ein lautes Gelächter aus, und man wagte es mit allem Muthwillen des armen Jakobs zu spotten. Gretchen, welche äußerst beschämt in einem Stuhle saß, wurde halb ohnmächtig bei diesem Auftritte; aber die Haushälterin schmunzelte in einiger Entfernung dem Pfarrer ihren Beifall zu, welcher gar nicht säumte, in seinem priesterlichen Grimme den Jakob zu suspendiren, und demselben den Genuß des Abendmahls zu verbiethen. Daß er ihn auch dabei verketzerte, verfreigeisterte und verdammte, läßt sich leicht errathen; denn zu welchen zelotischen Eifer reizet nicht die Geldgierde, und wären es auch nur ein Paar Opferpfennige?

Diese Mißhandlung schlug in Gretchens Herz eine tiefe Wunde; voll Betrübniß gieng sie nach Hause, und weinte bitterlich. Ihre Gespielinnen kündigten ihr alle Freundschaft auf, wenn sie den Jakob, der nun allgemein verachtet war, heurathen würde, und da man ihr hundert Unglücksfälle prophezeite, so mußte sie nothwendig schwach werden, ihre gegebene Hand wieder zurück zu ziehen. Auch Gretchens Mutter weissagte sich aus diesem

Vorfälle nichts Gutes; nicht als ob nun der gute Mensch durch die Schmähungen des Pfarrers in ihren Augen allen Kredit eines guten Herzens und der Rechtschaffenheit verlohren hätte; sondern weil sie voraussah, daß man den grundehrlichen Jakob überall necken, überall unbeliebige Dinge vor die Füße werfen würde, und daß dadurch nothwendig die Wirthschaft in Verfall kommen müßte. Sie wußte nämlich zü gut, wie böse es besonders für den Bauersmann ist, wenn diesem die Nachbarn einmal abgeneigt sind. Der Pfarrer hat ihn auf der rechten Seite, nämlich in dem Religionswesen gebrandmarket, und wer auf dieser Seite einen Flecken hat, der kann sich von dem Pöbel nichts Gutes mehr versprechen. Alle die schönen Hoffnungen Jakobs, alle seine edlen Absichten waren jetzt auf einmal verschwunden; die vorgehabte Heurath hatte sich zerschlagen, und Jakob arbeitete wieder wie zuvor auf seiner Mühle.

Kränke dich nicht, sagte der Müller zum Jakob, daß dich der Pfarrer geschmähet hat; ich kenne dich besser als jener, daß du ein getreuer ehrlicher Bursche bist; arbeite du mit mir auf meiner Mühle, und wir werden nicht verhungern. Der Müller war herzlich froh, den guten Menschen wieder bei sich zu haben; nicht, weil er diesem einen zehnjährigen Liedlohn noch schuldig geblieben, denn der Müller war zu ehrlich, als daß derselbe so schalkhaft dachte, sondern weil er überhaupt den Jakob als einen Menschen schätzte, der ihm man-

chen guten Dienst gethan hat. Der Müller hatte eine einzige Tochter, Lieschen, welche, als Jakob zum erstenmal dahin kam, erst sieben Jahre alt war. Dieses Mädchen liebte den Jakob so sehr, daß sie sich den ganzen Tag in seiner Gesellschaft aufhielt. Sie aß das Obst ungemein gerne, und weil der Vater keine Obstbäume im Garten hatte, so war Jakob manchmal noch bei spätem Abend anderthalb Stunden weit zu einem Bauer gelaufen, um für das liebe Kind Aepfel zu holen. Hieraus kann man den Grund von Lieschens Schmeicheleien leicht erachten, und der Bursche war schon dazumal brauchbar, ohne die Müllerarbeit gelernt zu haben. Als ihm einstmal das freiwillige Obstholen zu sauer ward, so kam er auf den Gedanken, in des Müllers Garten selbst Obstbäume zu pflanzen. Ein Bauer gab ihm unvermuthet einigen Wink dazu; und als jener hörte, daß man Kirschen, Aepfel, Zwetschgen und sofort auch in andere Gärten verpflanzen könne, so ließ ihn dieser Gedanke Tag und Nacht nicht ruhen. An einem Feiertage gieng er vier Stunden weit nach einem herrschaftlichen Schloß, wo, wie man ihm sagte, ein gar guter alter Gärtner wohnte; diesen bath er mit aufgehobenen Händen, derselbe möchte ihm die Kunst und Wissenschaft, die Bäume zu verpflanzen, mittheilen. Der Gärtner machte kein Geheimniß daraus, und im ersten Frühling ward des Müllers Garten schon mit zwanzig jungen Obststämmen besetzt; als Jakob deren Gedeihen im folgenden Jahren wahrnahm, so reizte ihn dieses so sehr, daß er

einen regelmäßigen Stern von sechzig verschiedenen Bäumchen um sich her pflanzte. Die Freude war ungemein groß, als er die ersten Kirschen pflückte, und er säumte nicht, die Erstlinge seines Fleißes in Lieschens Schürze zu legen. Als nun die meisten Bäume Früchte zu tragen anfiengen, so entstand ein kleiner wörtlicher Prozeß. Der Pfarrer, dessen Geschäft es war, nach der gelesenen Messe auf alle Pfennige zu lauren, kam unvermuthet daher, und foderte einen Obstzehend. Ei doch! daß die Geistlichen so gerne genießen, und so ungerne pflanzen!

Der Müller ward nun über diese unverhoffte Foderung ganz betroffen, und da ihm die Jura parochialia aus den falschen Dekretalen nicht bekannt waren, so weigerte er sich schlechterdings den Obstzehend zu geben. Er bestand auf dem gewöhnlichen Lieblingsspruch: was nie ein Recht gewesen ist, das sollte auch nie eins werden. Ich hab' in meinem Leben keinen Obstzehend gegeben, sagte er zum Pfarrer, also bin ich noch keinen schuldig, und ich lasse mir kein neues Recht, keine neue Abgabe aufbürden. Der Pfarrer demonstrirte seine Foderung in vollem Grimme, bald mit deutschen bald mit halb lateinischen Beweisen; er drohete sogar mit dem Stock, und es war Glück für ihn, daß er sich vom Zuschlagen noch enthalten hatte, denn der Jakob, welcher den ganzen Streit mit anhörte, würde auf den ersten Wink seines Herrn über den Pfarrer hergefallen seyn. Jetzt eilte dieser zum

Beamten, wo er seine Beweise ex jure canonico und seine Klage vorbrachte, und dabei den Müller einiger sträflichen Grobheiten beschuldigte, welche gegen die Immunität seiner geweihten Person wären. Der Beamte, welcher dem Kläger für die gütigen Absolutionen ohnehin vielen Dank schuldig blieb, ließ alsogleich den Müller vor Gericht fodern, über welchen er folgende Sentenz ergehen ließ: Erstlich soll der Beklagte für die seinem Seelsorger zugefügten und respektwidrigen Grobheiten fünf Gulden Strafe bezahlen; zweitens wegen dem verweigerten Obstzehend vier und zwanzig Stunden lang mit Wasser, aber ohne Brod eingesperret werden; und drittens, wenn nach vollendetem Arrest der Beklagte ferner auf seiner Weigerung beharret, sollen alle neugepflanzten Obstbäume durch den Schergen abgehauen, oder von der Wurzel ausgerissen werden. Dieses war nun die weise, und die Landeskultur befördernde Sentenz; und hieraus muß man sich viele der Ursachen erklären, warum in manchen Orten die Kultur ganz und gar vernachläßiget, oder nur obenhin betrieben wird.

Es ward Nacht, und die Müllerin zitterte vor Angst, was etwa ihrem Manne möchte begegnet seyn. Auch dem Jakob war nicht gut ums Herz, und dieser legte sich voll Betrübniß auf sein Lager hin, überdachte dabey, welches verdrüßliche Unheil sein Eifer mit dieser Baumpflanzung angerichtet habe, bis er endlich einschlief. Nachdem die Mutter ihr Töchterchen in die obere Kammer

zu Bette geführet, so setzte sie sich unten in der Stube an den Tisch hin, um ihrem Manne, sobald dieser pochen würde, sogleich die Hausthüre aufzusperren. Es war eilf Uhr — zwölf Uhr — und der Müller pochte noch nicht. Indeß befiel die ermüdete Mutter ein unaufhaltbarer Schlaf; sie stützte sich auf ihre Arme am Tische hin, und in einem Traume, als wollte sie ihren Gatten retten, schlug sie das Licht über den Tisch hinab. Unglücklicher Weise fiel die Lampe in einen mit Flachs gefüllten Korb. Dieser loderte hoch auf, zündete die an der sehr niedrigen hölzernen Stubendecke eingesteckten Feuerspäne, die Flamme ergriff das alte Tafelwerk der Decke selbst, und, bis das Weibchen aus ihrem Traume erwachte, stand die Stube schon im Brand. Müller! Müller! schrie sie, als wollte sie ihn noch im Traume retten, und trat mitten unter die Flammen hinein, bis ihre Haare versengten, und sie ein guter Geist, ohne zu wissen wie, aus der Stube hinaus führte. Als die Thüre geöffnet wurde, so bekam das Feuer noch mehrere Kraft, und in wenig Augenblicken schlug die Flamme schon durch die Fensterstöcke hinaus. Kaum hatte sich die Müllerin vom Schreken und Rauch etwas erholet, so schrie sie erbärmlich um den Jakob. Hastig sprang dieser aus seiner hintersten Kammer daher, und sah das traurige Spektakel. Alsogleich und ohne aus der Fassung zu kommen, griff er nach den Wassergeschirren, um das lichterlohe Haus zu retten. Es war aber zu spät, seine geschäftigen Hände zu wenig, und die

Dach-Schindeln loderten schon hoch auf. Jetzt dachte er an das kleine Lieschen! Wie von der Wuth ergriffen sprang er mit nackten Füßen in das Feuer, versenkte sich Haut und Haare, und holte das liebe Lieschen, welches noch geschlafen hatte. Mehreres konnte er nicht mehr retten, und in einer Stunde lag die ganze Mühle schon eingeäschert da. Die zu weit entlegenen Bauern kamen alle zur Rettung zu spät; diese jammerten ein Weilchen über das Unglück, und zogen langsam wieder heim.

Als am folgenden Tage der gekränkte Mann aus seinem Arreste nach Hause keichte, fand er seine ganze Haab im Rauche aufgegangen. Unter einem Baume erblickte er sein betrübtes Weib, Lieschen an ihrem Arme, und den Jakob, welcher eben die Wunden verband. Verzeihung! schrie dieser weinend, und fiel auf die Knie; ach! an all dem Uebel sind meine Obstbäume Schuld: halb sind sie verbrannt, o! daß sie niemals hier gestanden hätten! Beruhige dich, erwiederte der Müller, ich bin überzeugt, daß du mir allezeit gut gewollt hast. Hier erzählten sie sich nun die ausgestandenen Leiden einander, und als Jakob seine Brandmaale herwies, welche er für Lieschens Leben gewagt hatte, so umarmte ihn der Müller voll des heißesten Dankes.

Am nächsten Sonntage nach dieser unglücklichen Feuersbrunst hielt der Pfarrer eine Predigt über die Pflicht der Geistlichkeit den Zehend zu reichen.

Es war ein alter Aufsatz, welchen er schon etliche Male nur mit einer kleinen Wortveränderung abgekanzelt hatte; denn dergleichen Steckenpferde kann man in den meisten Pfarrhäusern gedruckt vorräthig finden. Diesen Predigtaufsatz hatte er durch die vielfältige Uebung so treflich auswendig gelernt, daß er gar oft, wenn er nicht Lust hatte eine neue Predigt zu lernen, sein Lieblings-Steckenpferd herausnahm, und bis zum Ekel von der Pflicht den Zehend zu reichen — predigte. Er zog die nächste beste Gelegenheit, so zu sagen, bey den Haaren her, um sich in seinem Fache zu zeigen, worin er besonders stark war. Dießmal war nun die eingeäscherte Mühle ein ganz allerliebstes Thema, welches er hinten an seine Zehendpredigt als einen Zusatz anhängte; denn dasselbe ganz mit der Predigt zu verweben, so weit reichte entweder seine Kunst oder sein Fleiß nicht. Der verweigerte Zehend, setzte er hinzu, ziehet gar oft die Strafe Gottes nach sich; es ist eine von allen Theologen und Kanonisten festgesetzte und erwiesene Todsünde, wenn man den Gesalbten des Herrn jenen Zehend entziehet, welchen Gott schon im alten Testament anbefohlen, die Uebertreter aber allezeit mit den schrecklichsten Strafen gezüchtiget hat. Es seufzet und sagt oft mancher Bauer: ich weis nicht, woher es kömmt, daß ein Unglück über das andere über mich kömmt: bald krepirt das Vieh, bald fällt ein verwüstender Hagel auf meine Felder, bald zündet der Blitz meine Scheune an, oder mein Haus wird durch eine Nachläßigkeit in Brand

gesteckt. Aber, liebe Christen! denket nur in eurem Gewissen zurück, ob ihr nicht vielleicht in diesem oder im vorigen Jahre, oder schon vor mehreren Jahren den Zehend zurück behalten, ob ihr nicht die schlechteren und geringeren Garben für den Zehendherrn ausgesuchet, die grösseren Garben aber nach Hause geführt habt. Sehet, dieses ist die Ursache der Strafe Gottes, welche unausbleiblich ist, weil Gott der Herr seinen Gesalbten schon im alten Testamente seinen Beystand versprochen hat, der die Gesalbten des neuen Testaments, das ist, uns Priester noch kräftiger in seinen Schutz nimmt, weil wir ihn täglich bei der heiligen Messe vom Himmel herabziehen, und auf unsern Händen herumtragen. Es giebt leider manche unter meinen Zuhörern, welche schon vorher die größeren Rüben nach Hause tragen, schon vorher die Obstbäume rütteln, und die schöneren Aepfel verkaufen, bevor der Zehendherr seine Gebühr davon genommen hat; kömmt nun der Pfarrer mit seinen Zehendknechten daher, so sieht dieser mit Betrübniß, daß man ihm nur das schlechte elende Schofelwerk, nur die Puzen und leeren Stängel zurück gelassen habe. Allein, Vielgeliebte! Gott rächet seine Priester, und zittert vor den Plagen, welche über euch kommen werden. Es schleichen jetzt ketzerische, verführerische Lehren und Meinungen unter euch herum, als wäre man dem Pfarrer von den neugepflanzten Obstbäumen den Zehend nicht schuldig, weil, sagen die Ketzer und Verführer, vorher auch kein Zehend gegeben ward, als die Bäume noch

nicht in dem Garten gestanden sind. Welche ärgerliche, welche gottlose Reden! Es wäre überflüssig, wenn ich solche Reden widerlegen würde, indem der erzürnte Himmel durch das traurige Beispiel, welches er uns die e Woche gegeben, alle diese Verführer und Ketzer selbst widerlegt hat. Ich will nicht sagen, daß die Mühle von der strafenden Hand Gottes sey verbrannt worden, davor bewahre mich Gott; aber, Vielgeliebte! wir können oft nicht wissen, woher, oder warum dieses oder jenes Unglück über uns kömmt: es soll wenigstens eine Warnung für euch seyn, daß ihr euch hütet, den Unglücksfällen zu entgehen, und wenigstens durch eure Uebertretungen der Gebothe Gottes und der heiligen Kirche keinen Anlaß dazu gebet, wofür euch Gott durch die Fürbitte seiner lieben Heiligen bewahre. Amen.

Die ganze Gemeinde wußte jetzt, daß der Müller wegen der Verweigerung des Obstzehends wacker sey abgekanzelt worden: und dieses gieng dem betrübten Mann noch ab, um ihn vollends zu Grunde zu richten. Jene Predigt hatte die schlimmsten Folgen von der Welt; denn der Müller brauchte jetzt Unterstützung, Wohlthaten, Gläubiger, welche Hülfsquellen nun so sparsam geflossen sind, daß er nur mit Noth noch vor dem nächsten Winter unter sein Dach kommen konnte. Zuerst flochte er sich aus grünem Reisig eine Hütte, um sich vor Regen und Hitze zu schützen. Hier starb die Müllerin nach wenig Tagen, welche sich

von ihrem Schrecken nicht mehr erholen konnte, aber ohne den Trost der Sakramente; denn weder der Müller noch der Jakob hatten den Muth, zum Pfarrer zu gehen, um diesen um die Sterbesakramente zu bitten. Dieses war in den Augen des Pöbels eine neue Religionsmakel; und vielleicht war überhaupt die Anpflanzung der Obstbäume der Grund dazu, warum der Pfarrer erst nach einigen Jahren den Jakob bei der Osterkatechetik so hart mitnahm, und sein niedriges Müthchen noch daran abkühlte. Dieser Brand war die Ursache, warum der Müller dem Jakob einen zehnjährigen Liedlohn schuldig blieb; aber auch dieser Brand war die Triebfeder, welche Jakobs Geist und Kräfte in Thätigkeit setzte, daß ihm die Rastlosigkeit sogar zur Natur geworden war. Da der Müller wenig Unterstützung fand, so mußte er selbst um so thätiger Hand anlegen, und der Jakob that ihm hierbey so gute Dienste, daß ihm dieser nothwendig und gänzlich unentbehrlich ward. Mit vereinten Kräften hatten beide eine brauchbare Wohnung zusammen gezimmert, und selbst das Mühlgewerk stand schon bis zur Hälfte im brauchbaren Stande da. Dieses sollte auch vor allem vollendet werden, um die vorige Quelle der Nahrung wieder zu eröffnen: es mangelte nur noch an einem Kammrade, und das Brodverdienst hätte wieder seinen vorigen Gang gegangen. Allein nicht ein jeder Zimmermann hatte die Kenntniß eines zu verfertigen; die Kämme sollten genau abgezählt, in einen Zirkel eingetheilet, und auf das genaueste in

die Fugen passend verfertiget werden, oder das ganze Mühlgewerk ist unbrauchbar. Ein einziger Zimmermann war in der Gegend, welcher in dieser Kenntniß unter seines Gleichen renomiret war. Allein dieser schlug dem Müller seine Hülfe aus, mit dem Vorgeben, er könne ihm unmöglich auch für baares Geld nicht einmal beistehen, indem der Herr Pfarrer so viele und höchst dringende Arbeit bei ihm bestellet hätte, daß er diese vor Jahr und Tag schwerlich würde zu Ende bringen können. Erstlich müsse er, fuhr er fort, ein großes Altargestelle verfertigen, welches man bei den Proceßionen mit sich herumtragen könne, alsdann habe er zween große Triumphwägen in der Arbeit, welche bis zur Fronleichnamsproceßion, die nun vor der Thüre ist, sollen fertig, gemalet, und vergoldet werden; zweitens habe ein verstorbener reicher Bauer zu neuen Kirchstühlen ein Vermächtniß hinterlassen, welche der Pfarrer diesen Sommer noch gerne aufgestellt sähe; drittens habe die ganze Gemeinde Geld zusammen geschossen, wofür er ein großes Theater in der Arbeit habe, welches bis künftige Fastenzeit in der Kirche soll aufgestellt werden, um die sogenannte Paßion (die Leidensgeschichte Jesu) darauf zu spielen; welches Theater alsdann in einer Nacht in ein heiliges Grab-Theater wieder müsse verändert werden können. Alles höchst nothwendige Arbeit, setzte er hinzu, weil diese zur Ehre Gottes ist, welche allen andern Arbeiten vorgehet; und die Bauern freuen sich jetzt schon auf die Pas-

sions-

sionskomödie, weil sie sonst auch keine geistliche Unterhaltung haben. Mit dieser vollwichtigen Abfertigung kehrte der Müller voll Betrübniß nach seiner Brandstäte heim, und klagte das Elend seiner Tochter und dem Jakob. Dieser suchte die Trümmer des halb verbrannten Kammrades hervor, besann sich hin und her bis er sich einmal entschloß, selbst eins zu verfertigen. Lange wollte dieses der Müller nicht zugeben; du verderbst mir mein Holz, sagte jener, und alsdenn ist gar alle Hoffnung zu einem neuen Kammrade weg. Allein Jakob, der überhaupt eine große Neigung zur Mechanik fühlte, und bei allen Maschinen, die er sah, stehen geblieben, und derselben Triebwerk und Kraft beobachtete, hatte auch die Idee von dem Bau eines Kammrades so lebhaft im Kopfe, daß er sich nicht abhalten ließ, einen Versuch darüber zu machen. Bis Michaelis brachte er wirklich eins zu Stande, und zwar mit so gutem Erfolge, daß man schon das laute gnack, gnack, gnack aus der Mühle hörte, und man ordentlich mahlen konnte.

Wie froh jetzt der Müller über diesen glücklichen Erfolg war, das läßt sich wohl denken: überall posaunte er es aus, daß Jakob der Verfertiger seines wohlgerathenen Kammrades sey. Nach zwei Wochen kam auch der Zimmermann, welcher das geistliche Theater zu bauen hatte, nach der Mühle, um zu sehen, ob denn das wahr sey, was

er vom Jakob gehört hatte. Jener besichtigte also das neue Kammrad von oben bis unten und in die Queere, machte auch einige Ausstellungen, ließ aber dabei der Sache so viel Gerechtigkeit wiederfahren, daß nämlich das Kammrad gut und brauchbar sey. Und — anstatt den Jakob darüber zu loben so machte er diesem verschiedene Vorwürfe und Bedrohungen, daß nämlich von Seiten Jakobs ein sträflicher Eingriff in das löbliche Zimmerhandwerk gemacht worden, daß die Verfertigung eines Kammrades ganz allein den Zimmerleuten zugehöre, welche vermöge ihrer Aufdinggelder und Freisagebriefe dazu berechtiget wären, mit Ausschluß aller anderer Pfuscher, welche weder freigesprochen worden, noch einen Pfennig zur Lade der löblichen Zunft bezahlen. Dießmal, setzte er hinzu, wolle er ihn wegen den Umständen des unglücklichen Brandes noch verschonen, würde derselbe aber nochmals ein Kammrad ausarbeiten, so werde er den Eingreifer in das löbliche Handwerk bei der gehörigen Obrigkeit zu belangen wissen. Der Müller, welchen das Unglück schon zu sehr gedemüthiget hatte, antwortete keine Sylbe, er ließ den stolzen brodneidigen Zimmermann im Frieden von sich, und dankte in seiner Seele dem Jakob für das gute Kammrad. So waget es sogar der Pöbel sich an den Unglücklichen zu reiben, wenn einmal ein Höherer auf ihren Nacken getreten ist.

Als sich eben der Müller wieder im besten Stande sah, sich Brod zu verdienen, so stellte sich

eine neue Betrübniß ein. Die Bauern, welche vorher auf seiner Mühle ihr Getraide hatten mahlen lassen, waren nun an eine andere, obschon noch einmal so weit entlegene Mühle so sehr gewöhnt, daß sie Trotz alles Bittens nicht mehr dahin fahren wollten, wohin sie vormals Jahre lang gefahren hatten. Das Kammrad war fertig, und es gab nichts zu verdienen ab. Vielleicht hat auch der Pfarrer mit seiner Predigt etwas beigetragen, daß die Bauern in ihren alten Müller kein Vertrauen mehr setzten. Nur wenige ausgenommen, alle übrigen Bauern bedienten sich der kahlen Ausrede, daß die Straße nach der Mühle so schlecht bestellt wäre, daß sie allezeit Gefahr liefen, mit Roß und Wagen stecken zu bleiben. Eines Theils hatten die Bauern auch die Wahrheit gesprochen; denn die Straße führte gerade durch ein sumpfigtes Thal, wo schon mancher, besonders beim regnerichten Wetter, im Moraste stecken geblieben ist, und wo oft die Räder und die Deichseln entzweigegangen sind. Allein vormals wählten sich die Bauern allezeit das günstigere Wetter zur Mühlfahrt, ohne daß sie sich gar zu sehr über die schlechte Straße beklagten: nur dießmal, wo der unglückliche Müller im Gedränge war, wollten sie ihn vollends verlassen, und hielten die Straße für ganz und gar unfahrbar. Ey! seufzte der Müller, so schlägt ein Unglück über das andere zusammen: wenn mich die Bauern verlassen, so ist mein Verderben unvermeidlich. Der Winter

rückte heran, und Jakob hatte keine Arbeit. Zwar wenn dieser in den Garten hinaussah, und jene Hälfte der Obstbäume betrachtete, welche die Feuersbrunst nicht gänzlich versenget hatte, so fiel es ihm ein, daß es nun hohe Zeit wäre, die Bäume mit Dünger und Stroh vor der Kälte zu bewahren; allein der Pfarrer hatte ihm mit der ungestümen Forderung des Obstzehnds alle Lust zur Baumpflanzung benommen, er pflegte derselben auf keine einzige Weise mehr, und am nächsten Frühling waren schon die meisten Bäume vor Kälte ausgeblieben. Indeß hatte er aber eine andere nützliche Idee gefaßt; nämlich die Straße nach der Mühle fahrbar zu machen.

Das sumpfigte Thal, worin die Bauern so oft mit Roß und Wagen stecken geblieben sind, lag eine Viertelstunde von der Mühle weg, faßte zusammen zwölf Tagwerke, und hatte, wo man gewöhnlich durchfuhr, vierzig Klafter im Durchschnitt. Ringsumher war dieses Thal mit Gehölz und Gesträuchen umgeben, in der Mitte befand sich eine große Pfütze, und im Frühling und Herbst, oder wenn sonst ein starkes Regenwetter fiel, so war das ganze Thal wie eine See mit Wasser angefüllet. Auf dieser ganzen Strecke gedeihete nichts, als Moosröhre und Schilf, welches ein Aufenthaltsort für das wilde Federvieh war. Man konnte dieses Thal schlechterdings nicht umfahren, weil dasselbe entweder mit Feldern und Wiesen, oder mit solchen Grundstücken um-

geben war, wo die Eigenthümer die Durchfuhr verwehrten. Auf solche Weise war der Müller in der äußersten Klemme, von der Zufuhr seiner Mühlgäste gänzlich abgeschnitten zu werden. Allein Jakob begann einen Gedanken auszuführen, worüber man erstaunen muß. Er wagte es, eine vierzig Klafter lange Straße zu bauen, diese mit Kies, Faschinen und andern großen Steinen dergestalt zu erhöhen, daß die Straße, wenn auch das ganze Thal überschwemmt wurde, dennoch über das Wasser hervorragte, und bei der schlimmsten Witterung fahrbar war. Da hatte er nun ein saures Stück Arbeit vor sich, und man konnte es ihm gut ansehen, wie sehr sein Körper dabei leiden mußte. Aber er war zu arbeiten gewohnt; auf der Mühle fand er diese nicht, und so legte er sich auf den Strassenbau. Einen ganzen Sommer mußte er dabei im Schweise zubringen, und ein jeder großer Stein wurde mit den sauren Tropfen seines Angesichts benetzt. Allein so schwer dieses Unternehmen war, daß er manchen Tag unter der Last erlag, so gab er es dennoch nicht auf, und sein eisernes Werkzeug gieng eher dreimal zu Grunde, als daß er seine eigenen Knochen verschonte. Sein Fleiß wurde manchmal von einem vorbeigehenden trägen Hirten belacht; übrigens bekümmerte sich aber Niemand um ihn, weil er, wie ich schon einmal sagte, gemeiniglich unter diejenige Klasse Menschen gezählet wurde, die wenig ausgezeichneten Verstand besitzen, und daher wenig Achtung verdienen. Zu dieser Ge-

ringschätzung mag Jakobs seltener Charakter Anlaß gegeben haben; er schauete nie gerade vor sich, sondern entweder tief in die Erde, oder himmelsan; wollte ihn Jemand fragen, so ließ er beide Arme, als wären diese gelähmt, gerade hinabsinken, und ließ selten eine Antwort von sich hören, noch weniger konnte man erwarten, daß er Jemanden widersprach, weil er schon zu oft wegen seiner stotternden Zunge ist belacht worden; nur mit dem Müller und mit Lieschen plauderte er Stunden lang; denn an diese zwey Personen allein war er durch den vieljährigen Umgang seine Gedanken auszudrücken gewöhnt; lachen sah man ihn nur gar selten; seine Kleidung war an den Werkeltagen wie an den Feiertagen, das ganze Jahr hindurch die nämliche; sein Haupt bedeckte er meistens gar nicht, er trug aber etwas längere und dickere Haare, als gewöhnlich die Bauersbursche zu tragen pflegen; das kalte Bad liebte er sehr, und man sah ihn oft bei schon kalter Witterung im Wasser schwimmen; seine Nahrung war meist Brod und Wasser, die warmen Speisen achtete er so wenig, daß er manchmal Wochen lang keine genossen hatte, und seine größte Delikatesse war die Milch. Wegen dieser einfachen Lebensart hielt man ihn gemeiniglich für einen verrückten Menschen, und da die Bauern des Tages dreimal Warmes zu genießen pflegten, so hielten ihn diese für einen Menschen von ganz besonderer Natur.

Als der muthvolle Junge die Straße zur erwünschten Vollkommenheit gebracht hatte, so ver-

wunderte man sich über das Unternehmen eines so simpeln, und man hätte gern gesagt, eines so stupiden Menschen. Den Leuten war besonders die Wölbung auffallend, welche Jakob ohne Kalk und ohne Backsteine angebracht hatte, damit das Wasser unter der Straße ablaufen, und das Ueberschwemmen verhindert werden könnte. Die Neugierde reizte bald die Bauern, die neue Straße zu befahren, und auf der Mühle gab es nun Arbeit über Arbeit. Die Freude hierüber war bei dem Jakob groß, welche in ihm den Gedanken erweckte, ein Jahr darnach eine neue Verbesserung vorzunehmen. Er durchbohrte einen kiesigten Hügel so glücklich, daß ein großer Theil des Wassers aus dem sumpfigten Thale ablaufen, und nach und nach die ganze Strecke gar ausgetrocknet werden konnte. Hierdurch erhielt seine Straße mehr Festigkeit, und das verwilderte Moos hatte den Anschein mit der Zeit urbar zu werden. Dießmal widersprach der Müller seinem lieben Jakob gar nicht mehr, weil jener schon wußte, wie gut diesem seine Unternehmungen gelingen. Alles ward glücklich zu Stande gebracht, und der Müller sah jetzt seinen Gewinnst so sehr gedeihen, daß er schon einige Gulden vorräthig hatte, um einen Theil seiner härteren Gläubiger allgemach zu befriedigen. Diese frohen Aussichten dauerten eine kurze Zeit; und bald zog sich wieder eine trübe Wolke herauf, welche des Müllers häusliches Glück trübte. Anhaltender Kummer, Schrecken, und Noth hatten seine Seele so tief gebeugt, daß

nun auch sein Körper allmählig zu leiden anfieng; er wurde zusehends schwächer, aber das Uebel der Entkräftung folterte ihn so langsam, daß er erst nach vier Jahren sein ausgezehrtes Gerippe zu Grabe brachte. Während diesem elenden Zustande war er keiner Geldeseroberung mehr fähig; denn das, was der Jakob mit seiner Arbeit einbrachte, holte der Dorfbader wieder, und was dieser übrig gelassen hatte, das nahmen Quacksalber, und unter dem Schutz eines Privilegiums herumwandernde Heilärzte mit sich fort. Jakob wünschte seinen Herrn gesund zu sehen, kein Weg war ihm zu weit, um den Rath eines Arztes zu holen, und wie hätte er die Kenntniß der auf den Jahrmärkten herumwandernden Aerzte bezweifeln sollen, da diese Kerls die Privilegien und Approbationen mancher ansehnlicher deutschen Fürsten, und sogar der ausländischen Könige vor ihren Buden öffentlich zur Schau ausstellten. Dem Jakob fiel es nicht bei, daß viele Bürgermeister der Städte und Städtchen Leute sind, welche einem solchen Betrüger eine Bude aufzuschlagen erlauben, sobald dieser seine Stadtgebühren an Zoll, Pflaster, Buden- und Wachgeld u. s. f. entrichtet hat. Auf diese Art richtete er seinen Müller zu Grunde, ohne es zu wissen; und dieser starb, ohne dem Jakob eine Schuld beizumessen. An seinem Tode aber hatten auch die Gläubiger einen großen Antheil; als diese an dem Aufkommen des Müllers verzweifelten, so wurden sie noch ungestümer, noch unbarmherziger. Und man könnte

es diesen allenfalls noch verzeihen, wenn sie ihrer Ausstände bedürftig gewesen wären; allein es waren eben jene Bauern die Gläubiger, welche zur Unterstützung der Paßions-Komödie, der läppischen Triumphwagen bei der Fronleichnams Proceßion, und des widersinnigen heiligen Grab-Theaters alles aufwandten, und sich nichts gereuen ließen: nur an der Schuld des Unglücklichen wollten sie keinen Groschen zurücklassen. Eine heilige Schwärmerei hatte den Pöbel so sehr verblendet, daß man die Wunden des leidenden Bruders nicht mehr sah. O, Lieschen! seufzte der Vater auf dem Sterbebette, ich bin dem Jakob einen zehnjährigen Liedlohn schuldig! Du bist mir alles; du bist mein größter Werth, den ich besitze; so komm, Jakob! empfang aus meiner Hand meine Tochter; mehr vermag ich dir nicht zu geben. Durch deinen Fleiß und durch deine Rastlosigkeit kannst du es dahin bringen, daß auch die Schulden bezahlt werden, welche auf meiner Mühle hafften; thust du dieses, so sterbe ich als ein ehrlicher Mann, zwar wenig geachtet, viel verfolgt, doch als ein Mann sterbe ich, welcher der Welt nichts schuldig geblieben ist. Liebste Tochter, ich weis keinen bessern, keinen schicklichern Mann für dich, als den Jakob: in seinen Armen kannst du glücklich seyn, denn er ist es, welcher dich noch beim Leben erhielt, als unsere Mühle in Flammen stand; er wird dich auch in Zukunft gegen alle Gefahren schützen. Bester Jakob! ich bin dir noch so manchen Dank schuldig, o! nimm für alles meine Tochter hin,

und lebe glücklich. Eines muß ich dich noch warnen, bevor ich sterbe: Hüte dich vor dem Pfarrer und vor dem Beamten; fliehe beide, denn du hast die Folgen gesehen, wenn einem gedrückten Manne diese Herren nicht gut sind. Jetzt, Kinder! segne euch der Himmel! lebet wohl!

Jakob nahm dieses vortrefliche Geschenk und Vermächtniß von dem Müller mit größter Dankbarkeit an; ich schätze Lieschen mehr, als mein eigenes Leben, sagte Jakob, verständlicher weis ich mich nicht auszudrücken. Lieschen schmiegte sich an seine Arme, und von diesem Augenblicke an waren sie ein glückliches Brautpaar. Jakob hatte keine andere Sorge mehr, als diese, daß der Pfarrer etwa wieder einige Hindernisse in den Weg legen möchte, wie es ein Jahr vorher geschehen war, als er sich mit der Tochter der verwittweten Bäuerin wollte trauen lassen. Diese alte Bäuerin schätzte noch den Jakob, wie zuvor, und als ihr dieser einmal seinen großen Kummer entdeckte, so gab ihm das alte Mütterchen folgenden guten Rath: Ich hab' ein ganzes Dutzend große und speckfette Kapaunen, sie sind ein gutes Stück Geld werth; diese schenke ich dir, weil ich dir ohnehin noch einen alten Dank schuldig bin: nimm sie alle zwölfe, und mache damit der Haushälterin des Pfarrers ein Geschenk; ich stehe dir gut dafür, daß sie dich bei dem Pfarrer so gut empfehlen werde, daß dich derselbe ohne dem geringsten Bedenken einsegnet. Diesen Rath be-

folgte nun der Jakob, und weil man sich vor Verlobung nochmals in der christlichen Lehre mußte prüfen lassen, so bezeigte sich der Pfarrer bei diesem Examen so gut, und so sanft, daß er ihm das Zeugniß eines in den Glaubenswahrheiten sehr wohl unterrichteten Christen ertheilte. Es kam nicht eine einzige Frage von der Messe mehr vor, und die Kapaunen hatten den Jakob zur Empfangung des Abendmahls eben so würdig vorbereitet, als es je ein Dorf-Schullehrer zu thun im Stande ist.

Nun waren diese guten Kinder kaum eine kurze Zeit getraut, so wurden ihre Herzen durch unerwartete Plagen betrübt. Jakob ward gegen alles Vermuthen vor Gericht gefodert, um sich nicht so fast gegen einige Anklagen zu verantworten, als vielmehr darüber gestraft zu werden. Der Dorfjäger hatte die vollwichtigsten Beschwerden übergeben, daß sich Jakob ohne aller Anfrage und Erlaubniß von einer höheren Stelle das sumpfigte Thal abzuzapfen, und das Wasser aus demselben abzuleiten unterstanden habe, ein Vergehen, welches um so mehr aller Strafe und Ahndung würdig ist, weil dadurch der Aufenthalt der wilden Gänse und Enten zerstöhrt, und deren Brut gehindert worden ist. Der Beamte, dessen Frau das Wildfedervieh für eine besondere Delikatesse hielt, erstaunte über diese Anklage: ich würde bei der hohen Herrschaft, sagte er, allen meinen Kredit verlieren, wenn ich die Wildgänsebrut nicht

bestens befördern würde. Der Kerl hat die Majestätsrechte angegriffen, fuhr er fort, man muß den Bösewicht kriminalisch behandeln: Jagdbarkeiten sind Majestätsrechte, und diese hat der Kerl verletzt. Was geht mich die Mühle an, setzte er hinzu, ob die Bauern einen guten oder schlimmen Weg dahin zu fahren haben; das Thal war allezeit das Lager für die wilden Gänse und Enten gewesen, und dieses muß es noch bleiben; die Hoheitsrechte leiden keine Neuerung. Jakobs Verbrechen war nun in den Augen des Beamten so groß, daß sich dieser noch rühmte, sehr gelinde und barmherzig verfahren zu seyn, daß er ihn mit fünf und zwanzig Stockschlägen nach einem drei Wochen langen Arrest wieder habe laufen lassen. Das Thal mußte auf des Müllers Kosten in dem vorigen Stande hergestellet werden; der durchbohrte Hügel mußte wieder verstopfet, die gebaute Straße eingerissen werden, und die Bauern könnten alsdann nach Belieben nach dieser oder jener Mühle fahren. Daß hierdurch Jakobs Verderben gänzlich beschlossen ward, dieses wurde nicht einmal in Betrachtung gezogen, noch weniger konnte die Hoffnung einige Sensation erregen, daß man zwölf Tagwerke urbare Felder allmählig gewinnen würde. Die Fortpflanzung der Gänse und Enten war das Hauptaugenmerk des Beamten; ob die Lage des Landmanns könnte verbessert, das Erträgniß der Erdreichs vermehrt und kultivirt werden, hieran dachte weder er selbst, noch seine hohe Herrschaft. Durch dieses Verfahren wurde Jakobs

Muth und Thätigkeit so sehr geschwächt, daß er bei seinen besten Ideen sich gar nicht mehr etwas zu wagen getraute. Und wer wird es dem guten Manne wohl verargen, da er sich überall in seinen Hoffnungen getäuscht, seine Unternehmungen mißbilliget, und sich sogar wegen seinen besten Absichten empfindlich gestraft sah? Die Straße war nun eingerissen, und seine Mühlgäste nahmen zusehends ab; kümmerlich konnte er sich noch ernähren, und es schmerzte ihn tief in der Seele, wenn er sein liebes Lieschen in der Noth darben sah.

Indeß war es seinem Bruder, dem Peter, weit glücklicher gegangen. Dieser hatte sein vier und zwanzigstes Jahr vollendet, war zum Priester geweihet, und hatte nun die Pfarre seines Herrn Vetters nach der oben erzählten Vorschrift und Bedingungen angetreten. Peter ist zum Universalerben eingesetzt worden, und war nun ein reicher Pfarrer. Im Testamente wurde des Jakobs nicht einmal gedacht; man schämte sich vielmehr dieses Menschen, weil er für einfältig erklärt ward, und man sah ihn lieber in einem Tollhause eingesperrt, als daß man für sein gutes Wohl besorgt gewesen wäre. Hätte der Jakob für seinen Herrn Vetter auch Messen zu lesen gelernt, so würde dieser eher im Testamente seiner gedacht haben, als weil derselbe sich dem brauchbaren Nährstande gewidmet hatte. Selbst Peter war um seinen Bruder wenig besorgt; er beschäftigte sich nur den Verstorbenen mit Messen beizuspringen,

wofür er bezahlt ward; das Elend seiner auf der Erde lebenden Mitbrüder zu unterstützen war seine Sache nicht; er erkundigte sich Jahre lang nach seinem Bruder mit keiner Sylbe. Die Geldzinsen und Einkünfte zu berechnen, war sein Hauptgeschäft, und seine meiste Unterhaltung hatte er mit der Goldwage. Weil er nun sehr einsam, und ohne allen Umgang lebte, so hielt ihn die Gemeinde für einen sehr frommen Pfarrer, und man erwog nicht, daß ihm die Goldstücke statt alles Umganges und statt aller Gesellschaften dienten, wodurch er eben so gut seine Leidenschaft befriedigte, als säß er auf den Kaffeehäusern oder in Redoutensälen. Dabei war seine Geldgierde so hoch gestiegen, daß er in wenig Jahren, die reiche Erbschaft mitgerechnet, ein Kapitalist von sechzigtausend Gulden ward. Man weis es schon, wie die Geldgierigen und geizigen Filze leben: einsam, simpel in der Kleidung, sparsam beim Tische, pünktlich in Geschäften, wachsam, strenge mit sich selbst, ohne Geräusch, ohne Gesellschaft, ohne Prunk, mit wenig edlem Gefühle, und mit wenig Empfindsamkeit für das schöne Geschlecht. Aus dieser Klasse war jetzt der hochwürdige Peter, und was den Umgang mit dem Frauenzimmer betrift, so war Peter gegen seinen Nachbar, einen anderthalb Stunden weit entlegenen Pfarrer, vor den Augen der Gemeinde ein Engel. Zwar fühlte Peter gleich in den ersten Jahren seines Pfarramtes so einen gewissen thierischen Trieb, welchen er mit

einer jungen Küchenmagd befriedigte; aber zarte, sanfte Liebe war es nicht: denn sobald die Sache mit der Küchenmagd sichtbar ward, so schickte er diese mit einem Stück Geld nach einer gewissen Stadt, zahlte an das Findelhaus hundert Gulden für die lebenslängliche Versorgung des Kindes, und so war alles in kurzer Zeit in der Stille abgethan worden. Die Magd konnte ihre Wege wieder fortgehen, und das Kind? — Dieses war nach Peters Meinung so gut versorgt, daß er gar nicht einmal darnach fragte, ob selbiges noch am Leben wäre, oder nicht. Allein sein Nachbar, ein anderer Pfarrer, war die skandaleuse Chronik in der ganzen Gegend. Dieser junge Herr war in dem nämlichen Falle; aber er war ein so empfindelnder Schöngeist, daß er das Kind, welches er in der Nähe hatte, wöchentlich einmal besuchte, und sich zu desselben guter Auferziehung kein Geld gereuen ließ. Er wurde von seinen Amtsbrüdern der Freigeist genannt, weil er sein zartes und empfindsames Vaterherz zu sehr verrieth, und, was den größten Aerger erweckte, weil er graue Strümpfe, und kurze Westen trug. Peter aber gieng kohlrabenschwarz gekleidet, und seine Westen reichten bis auf die Knie, wofür ihm seine Pfarrkinder die tiefsten Knixe und Bücklinge machten. O! unser hochwürdiger Herr Peter, sagten die Bauern, ist ein frommer, gottesfürchtiger und keuscher Seelenhirte; man hat nie gehört, daß er nur einen entfernten Umgang mit den Weibs-

leuten hatte. Sein Nachbar dort, anderthalbe Stunde weit, ist ein Freigeist, ein — — wir dürfens nicht sagen, womit er uns Aergerniß giebt. Derselbe verlacht das Läuten bei Gewittern, verachtet die Kreuzgänge und Wallfahrten, und, es ist doch eine Schande, daß wir es sagen, er hält in seiner Pfarrstube eine Schule für die Kinder, als wenn er so ein armer Schullehrer, oder gar ein Bettelstudent noch wäre. Unser Herr Peter würde sich in der Seele schämen, eine Schule zu halten; und da thut er recht, denn er ist nun einmal Pfarrer, mit welchem Amte sich kein Schullehrer verträgt. In diesem Tone räsonirten die Bauern; Peter ward von den Pfarrkindern bis in den Himmel erhoben, der benachbarte Pfarrer aber ward von den seinigen so lange verschrien, verketzert und angeklagt, bis ihn das Konsistorium von der Pfarre amovirte. Mehr weis ich jetzt von dem Peter, so lange dieser auf der Pfarre war, nicht zu sagen; denn was läßt sich von einem Pfarrer erzählen, der weiter nichts thut, als daß er die Einkünfte berechnet, und die fette Präbende im trägen Schlummer genießt?

Um diese Zeit brach die letzte Hungersnoth in Deutschland ein. Dieses Uebel ist noch zu sehr im traurigen Andenken, als daß man dasselbe dem Leser erst beschreiben sollte. Ungemein hart und drückend war diese Noth, und das

Elend erweckte einen allgemeinen Jammer. Die Armuth wirkte so quälend, daß Tausende ihr Dach verließen, und Hordenweise mit den Säuglingen an den Brüsten von Hause zu Hause bettelten. Der Hunger war so eingreifend, daß man das Gras genoß, und die Kleien aus dem Schweintroge von den Bettlern gegessen wurden. Der Jakob hatte um diese Zeit schon fünf lebende Kinder; alle schrien um Brod, und er konnte keins geben. Die von seinem verstorbenen Herrn noch unbefriedigten Gläubiger, das harte Verfahren des Beamten, die durch die eingerissene Straße abgeschnittene Zufuhr, und nun die große Theurung für seine vermehrte Familie, waren eine tief drückende Last auf sein Herz. Allein bei all dem Elend und Noth blieb seine Seele immer wohlthätig; er beherbergte einmal zwei arme bettelnde Familien, welche, Groß und Klein zusammen genommen, aus dreizehn Köpfen bestanden: es war eben kalte Witterung, und ob er diesen Armen schon kein Brod darreichen konnte, so tröstete er dieselben wenigstens mit einer warmgeheizten Stube. Ich habe noch ein bischen Holz, sagte er, eure erfrornen Glieder zu erwärmen, aber Brod hab' ich keins, womit ich euch laben könnte. Nun saßen die Beherbergten in der Stube herum, um sich zu trocknen; Jakob aber gieng fort, um zu versuchen, ob er nicht für seine Kinder irgendwo Brod erhalten könnte: denn er hatte noch etliche vorräthige Groschen, mit welchen er es versuchte,

seinen Kleinen den letzten Brocken zu verschaffen. Während er den ganzen Tag mit Herumlaufen zubringen mußte, bis er eine mitleidige Seele fand, welche ihn für theures Geld eine karge Hand voll Brod darreichte, so trieben die armen Kinder der Behersbergten auf seiner Mühle viel Unfug; diese waren ungezogene Kinder, liefen von der Stube in die Küche, und so wieder zurück, ohne stille zu sitzen. Kein Mensch weis es, was diese unruhigen unachtsamen Kinder für Unrath getrieben haben; unvermuthet war Feuer im Dache, in einem Augenblicke ergriff die Flamme das ganze hölzerne Gebäude, und bis der Jakob zurück kam, war die Mühle ohne aller Rettung eine schaudervolle Brandstäte. Husch! wie jetzt der kalte Schauer dem Jakob durch alle Nerven fuhr! Mit weinenden Augen umarmte er sein Lieschen, und seine fünf Kinder; das Elend war jetzt auf dem höchsten Grade, und da ihn sonst nie ein unvermutheter Zufall aus seiner Fassung bringen konnte, so geschah es diesesmal; er starrte, blieb unbeweglich und stumm, und sank kraftlos zur Erde. Bester Mann! sprach Lieschen äußerst betrübt, auch unser Kammrad ist hin, welches deine Hände so gut und künstlich verfertigten, dein Kammrad — ist nicht mehr.

Jetzt war an nichts mehr zu denken, als das Leben vor dem Hungertod zu retten. Voll der besten tröstenden Hoffnung machte sich Jakob mit seiner Familie auf den Weg, um bei seinem Herrn Bruder Hülfe und Unterstützung zu fin-

den. Wenn mir der Peter, sagte er zu seinem Weibchen, nur den hunderten Theil seines Reichthums schenken würde, so wären wir alle wieder glücklich; und ich hoffe, da er mein Bruder und ein studirter Herr ist, daß er auch Gefühl, Mitleid und sanfte Bruderliebe besitzen werde. O! Kinder, habt Geduld! Morgen, o! morgen haben wir in dem Hause meines Herrn Bruders alle Brod genug zu essen. Mit diesem süßen Trost labten sie sich, bis sie an der Thüre des reichen Pfarrers anpochten. Ein Paar grosse Kettenhunde hielten bei der Hausthüre die Wache; es war nicht möglich anzupochen, vielweniger hineinzugehen, denn die Hunde waren beißend grimmig. Nach einer Weile kam eine geizigdürre Köchin daher, welche dem Jakob einen Pfennig reichte, sich umkehrte, und eilends wieder hinter sich die Thüre zuschlug. Ach! versetzte Jakob, ich bin der Bruder des Herrn Pfarrers, melden Sie mich — — Allein die Köchin war weg, und da sie sich gewöhnlich gegen die Armen gehörlos anstellte, so verhinderte auch das Gebelle der Hunde, daß man Jakobs klägliche Stimme nicht vernehmen konnte. Diese Hunde waren erst während der Theurung vor die Hausthüre hingestellt worden, um dadurch die Betteleute und besonders die hungrigen Dorfkinder wegzuschrecken, welche den Pfarrer und die Köchin zu sehr belästigten. Zwei volle Stunden lang herrete Jakob in einer Entfernung von dreißig Schritten mit den Seinigen,

auf einem morschen Balken sitzend, und jammernd über das Elend, welches ihn so sehr quälte. Hätten wir, seufzte er, nur das Mittagsmahl, welches jene großen fetten Hunde dort genießen, so wären wir glücklich; doch, vielleicht werden wir gehört, vielleicht erbarmet sich mein Bruder noch meiner. Endlich kam die Viehmagd vom Felde daher, dieser erzählte der Jakob, wer er sey, welches Unglück ihn getroffen habe, daß er mit den Seinigen entsetzlich Hunger leide, und bath dieselbe mit aufgehobenen Händen, ihn doch bei dem Hrn. Pfarrer zu melden. Die Magd, welche innigst gerührt ward, hinterbrachte diese Nachricht alsogleich dem Herrn Pfarrer, der es nach langem Hin- und Hersinnen endlich erlaubte, daß der Jakob in der Dienstbothenstube sich niedersetzen und seines Bruders Besuch erwarten durfte.

Nach einer Viertelstunde trat der Pfarrer mit dem Breviar unter dem Arme in die Stube hinein; Jakob und Lieschen machten alsogleich einen Fußfall, und die Kleinen bemüheten sich des hochwürdigen geweihten Herrn Vetters Hände zu küssen. So was gieng dir noch ab, du Schlingel! war die Anrede des Herrn Pfarrers, daß du auch heurathen solltest; du warest immer nichts nütze, und du bist es noch: ich hab mich schon lange gefürchtet, du werdest einmal daher kommen, wie ein Bettler. Und errathen hab ich's, der Geist Gottes gab mir's ein, daß ich's errieth, daß du zerlumpt und zerrissen mich um alle meine weni-

gen Pfennige bringen werdest. Steh nur auf; denn was hilft mir dein Rotzen und Weinen? du bist und bleibst ein unnützer Schlingel. Glaubst du etwa, ich könne Geld münzen, daß du zu mir kömmst? Ein Mittagsmahl will ich euch geben, alsdann könnt ihr wieder weiter ziehen. Was hat dir jetzt dein Heurathen genützet? wärest du ledig geblieben, so könntest du bei mir als ein Knecht dienen. Aber nun hast du deinen sündhaften Schleppsack (er meinte die Müllerin) schon bei dir: in meinem Hause gedulde ich keine Unkeuschheit. Siehst du jetzt die Strafe Gottes, welche über dich gekommen ist? Ich hab einmal in einem frommen Buche gelesen, daß die Kinder lauter Strafen Gottes sind, weil Gott dadurch die fleischlichen Sünden bestrafen will, welche im Ehebette begangen werden. Du kannst also die Strafe Gottes mit Händen greifen; und es ist dir gar recht geschehen, daß du wegen deinen fleischlichen Begierden büßen mußt. Was nützet dir dein stinkender Schleppsack? daß du in Elend und Noth herumbetteln mußt. Zieh ihn nur mit dir fort diesen Schleppsack, und diese lebendigen fünf Sündenstrafen; aber zu mir darfst du nicht mehr wiederkommen. In diesem Tone predigte der Pfarrer zu seinem Bruder, bis ihn die Köchin zum Mittagsmahl rief. Wie sehr er die gefühlvollen Herzen Jakobs und dessen Gattin durchbohrte, dieses läßt sich aus der schimpflichen Anrede, und aus dem unmenschlichen Betragen des Pfarrers schliessen. Peter handelte hier nicht nur allein grausam,

und gegen alle Menschenpflichten, sondern er gab sogar den Kindern Jakobs das größte Aergerniß, vor deren Augen er ihre Aeltern unschuldiger Weise zu Schanden machte. Die Unglücklichen weinten bitterlich über diese harten Vorwürfe, und Lieschens Augen wurden durch die heißen Thränen zerfleischt. Endlich ward auch für die Dienstbothen das Mittagsmahl hereingebracht: mit diesen sollte Jakob sammt den Seinigen auf die Erlaubniß des Pfarrers speisen; allein diese Kost würde den Verunglückten wie Zucker und Honig geschmeckt haben, hätten sie nur zuvor nicht so unmenschliche Vorwürfe verdauen dürfen. Sogar die Dienstbothen verabscheuten das niedrige Verfahren ihres Herrn, sie erbarmten sich des Elends, und beschenkten die Kinder mit nöthigen Kleidungsstücken. Als dieses der Pfarrer erfuhr, so rührte ihn sein Gewissen, doch nur so viel, als sich ein Gewissen der Geldgeizigen rühren läßt. Er schämte sich nämlich, von seinen Dienstbothen in der Tugend des Mitleids übertroffen zu werden, und, damit er nicht als ein geiziger Pfaffe verschrien wurde, so suchte er alte Beinkleider, Westen, Strümpfe, u. s. f. zusammen, und beredete dabei seine Köchin, daß diese auch die arme Müllerin mit einigen alten Kleidern beschenken möchte. Man brachte einen ganzen Bündel abgetragener und unnützer Lumpen zusammen, und so glaubte Peter, welch eine fürstliche Wohlthat er thun würde, wenn er seinen Bruder damit beschenkte. Nach dem Tische also gab er ihm den Abschied und sieben Gulden auf die

Hand, so, daß auf einen jeden Kopf ein Gulden zu stehen kam. Dabei vergaß er aber nicht, den Unglücklichen nochmals eine derbe Lektion zu geben; er klagte über die harten Zeiten, daß er selbst kümmerlich zu leben habe; er sey bei weitem nicht so reich, als man vorgiebt, sondern er müsse vielmehr, wenn die Theurung noch fortdauern soll, selbst Schulden machen. So fertigte Peter seinen Bruder ab, und sagte, er soll nun hinziehen, und gleichwohl sehen, wo er Brod bekommen würde, denn im Pfarrhofe wäre schlechterdings weder ein Aufenthalt noch Brod für ihn.

Mit sieben Gulden, und einem Bündel alter Kleider zog nun Jakob durch das Dorf hinaus. Kaum war die unglückliche Familie aus dem Hause, so hörten die Dienstbothen ein großes Getöse und Lärmen in dem oberen Stockwerke. Die alte Köchin und der Pfarrer waren einander in die Haare gerathen, und als die Viehmagd zur Hülfe eilte, so fand sie die Köchin auf dem Boden, und den Pfarrer oben darauf. Beide hatten sich wie die Hunde an einander verbissen, bis die Magd die Zankenden trennete, und Friede machte. Die Köchin hatte nämlich ihren Herrn belauscht, und gesehen, daß dieser seinem Bruder sieben baare Gulden geschenkt; diese Großmuth war in ihren Augen eine Verschwendung: und da sie auch Mitregentin und Mitpfarrerin war, so packte sie ihren Herrn nach ein Paar Vorwürfen und Beschimpfungen bei den Haaren, und

zankte sich erbärmlich herum. Solche Auftritte sind eben nichts Seltenes, und wer nur ein bischen Beobachtungsgeist besitzt, der wird schon öfter und in mehreren Gegenden dergleichen geistliches Zigeunergesinde gefunden haben. Nach einer Stunde waren sie wieder gut, und traute Herzen zusammen; den Pfarrer schmerzte jetzt selbst seine große Uebereilung in der Freigebigkeit: und zwei Wochen lang wiederholte er es täglich, daß er sieben Gulden, das ist, vierzehn Messestipendien, an seinen unnützen Bruder verschwendet habe. Von diesem Augenblicke an legte er ein feierliches Gelübde in den Schooß seiner Köchin, daß er den Jakob nicht mehr als seinen Bruder erkennen, vielweniger demselben in die Zukunft auf einige Weise beispringen wolle. Ehe noch eine Woche verging, so hatte Jakob kein Geld mehr. Was sollten sieben Gulden für diese dürftige Familie gewesen seyn, da man für baares Geld nicht einmal Brod erhielt? Die Unglücklichen konnten auf keine andere Weise gerettet werden, als daß man ihnen wieder unter ein Dach, zur Erbauung einer Mühle geholfen hätte; alle übrige Unterstützung und Hülfe war nur ein Trost auf einen Tag, um nicht Hungers zu sterben. Jakob zog von Dorf zu Dorf in der Gegend herum, und oft mußte er eine ganze Ortschaft durchbetteln, ohne ein einziges Stückchen Brod zu erhalten. Indeß war Peter auf alle mögliche Weise bedacht, jenes Geld wieder auf einer andern Seite zu erobern, welches er an seinem Bruder verschwendet hatte. Er war so schlau,

daß er das Getraide, Mehl und Brod entweder versteckte, oder gar in die Erde vergrub. Eine Menge Pfarrkinder nahmen mit klingender Münze auf der Hand zum Pfarrer ihre Zuflucht; allein er führte dieselben durch alle Winkel des Hauses, um sie zu überzeugen, daß er weder vorräthiges Getraide, noch Mehl, noch Brod besitze. Einmal kam ein alter Bauer spät in der Nacht zum Peter, und both diesem dreißig baare Gulden für einen Metzen Getraides. Meine Tochter, sagte der Bauer, darbet bei zehn lebenden Kindern; hier auf dieser Hand ist all unsre Haabe, geben Sie mir, ich bitte Sie auf den Knien, entweder Getraide, oder wir sterben. Peter spannte die Augen weit auf, als er das hohe und klingende Angeboth sah; er willigte in den Verkauf, und der Bauer war schon mit dem Getraide auf dem Wege begriffen. Dieser eilte bei der finstern Nacht froh über das Feld hinaus, als der Pfarrer schnaubend hinter ihm her trabte, und ihn nach dem Pfarrhofe wieder zurück kehren hieß. Freund! ein ganzer Groschen geht an den dreißig Gulden ab, sagte der Pfarrer im ernsthaftesten Tone; so wahr ich ein Priester bin, ein Groschen geht ab. Meine Köchin hat das Geld nochmals gezählet, und es ging ein Groschen ab: der Kauf ist also null; gebt mir mein Getraide wieder, und ihr nehmt euer Geld. Ach! ein einziger Groschen gegen diese Summe verdient wohl keine Ahndung, versetzte der Bauer, so wahr Gott im Himmel ist, ich habe keinen Heller mehr im Vermögen. Wie? fuhr der

Pfarrer auf, ein Groschen verdient keine Ahndung? ein Groschen wäre also keine Münze? Gebt mir mein Getraide wieder, der Kauf ist null. Der Pfarrer von seinen Hunden begleitet legte Hand an den Bauer an, nahm diesem das Getraide mit Gewalt von der Schulter ab, und schleppte selbiges nach Hause, und der Bauer gieng hintendrein mit Weinen und Bitten: Eure Hochwürden! erbarmen Sie sich doch der Kinder, welche verhungern: ich will Ihnen den Groschen bei einer andern Gelegenheit wiederbringen. O, ihr Bauern lüget gerne, versetzte der Pfarrer, ich will das Gewissere spielen: ich behalte mein Getraide, und ihr nehmt euer Geld. So wahr mich Gott lieb hat, schrie die Köchin, ein Groschen mangelt; hier nehmt euer Geld zurück. Nun mußte der Bauer weinend unverrichteter Dinge wieder nach Hause kehren. Damit er aber an dem Pfarrer seinen Seelenhirten erkannte, so bespritzte ihn dieser mit dem Weihwasser, und gab ihm seinen Segen auf den Weg. Es ertheilen die hochwürdigen Herrn überhaupt uns Laien viel lieber den geistlichen Segen, um unsere Seele zu stärken, als jenen, der unsern Leib stärken könnte; mit den unsichtbaren Gütern sind sie sehr freigebig, und es ist sehr parador, daß sie für ihre himmlischen Güter von dem lieben Volke mit sichtbaren, irdischen Gaben wollen bezahlt werden. Allein wie viele grauenvolle Histörchen müßte ich jetzt der Reihe nach hererzählen, wenn ich Peters Hartherzigkeit, Gefühllosigkeit, und seine verabscheuungswürdige Geld-

gierde, womit er so manchen dürftigen Bruder mißhandelte, im ganzen Umriß seiner schwarzen Seele schildern wollte.

Der arme Jakob mußte also bei dem entsetzlichen Reichthume seines Bruders elendiglich darben, und im Lande herumbetteln: zwei seiner Kinder hatte der Hunger schon aufgerieben, und der Tod drohete der ganzen Familie den baldigen Untergang. Lieschen erlag unter dem Elende, und sie erkrankte; in einer schlechten Hütte lag sie auf der bloßen Erde da, kraftlos und ausgezehrt, ohne nur einen Schritt sich weiter bewegen zu können: nicht eine einzige mitleidige Seele kam zur Hülfe, denn man war es allgemach gewohnt, die armen hülflosen Menschen auf den offenen Straßen Hungers sterben zu sehen. Jakob sammelte nun noch seine wenigen Kräfte zusammen, packte sein Weibchen auf den Rücken, und so schleppte er fünf Tage lang sein Lieschen von einem Dorfe zum andern. Endlich sprach er einmal bei einem Bauernhause um Hülfe an, ohne zu wissen, daß es ein Pfarrhaus wäre. Es lag kein Hund vor der Thüre, wie bei seinem hochwürdigen Bruder, selbst die Hausthüre stand weit offen, und Jakob trat ungehindert in die Stube hinein, um da von seiner ermüdenden Bürde auszuruhen. Aber wie er erschrack, als er die Stubenthüre eröffnete; das ganze Zimmer war mit Bettlern angefüllt, und das drückende Elend zeigte sich da in der vollen Blöße. Kaum hatte er sich ein paarmal umgesehen, und

sein Lieschen in eine Ecke gelegt, so trat ein schöner junger Mann mit einem Korbe Eßwaaren in die Stube; und dieser war der Herr Pfarrer. Alles schrie und heulte mit gerungenen Händen nach Brod, und ehe sich der Mann recht umsah, war sein Korb schon ausgeleert. Mit Thränen gieng der Pfarrer zurück, um neue Lebensmittel zu bringen, und Jakob konnte vor dem Geschrei, und Gewinsel der Unglücklichen seine Bitte noch nicht einmal vorbringen. Nach einer kurzen Weile trat der Wohlthäter mit den Himmelsgaben abermal herein. Ach! mein Weib stirbt vor Hunger, schrie Jakob, erbarmen Sie sich. Der Pfarrer reichte ihnen einige Lebensmittel, und schaffte auch einige Kleidungsstücke zur Bedeckung herbei. Nachdem er alle Armen gesättiget hatte, so befahl er ihnen bis auf den folgenden Tag nach Hause zu kehren, indem dieselben meist alle Dorfkinder waren, oder doch wenigstens in seinen Pfarrbezirk gehörten. Jakob dankte dem Wohlthäter innigst für diese Labung, und strengte nun wieder seine Kräfte an, sein krankes Weibchen auf dem Rücken fortzutragen. Als dieses der gutherzige Pfarrer mit Wehmuth ansah, so befahl er ihm da zu bleiben, und ließ Betten und Stroh in die Stube hereinbringen: es wäre tyrannisch, sagte der Pfarrer, ein armes Weib unter freiem Himmel sterben zu lassen; vielleicht bin ich so glücklich, die Mutter dieser Kinder beim Leben zu erhalten. Jakob weinte vor Feude über diese Wohlthat, aber so oft er dabei an seinen Bruder dachte, so war ihm jeder

Gedanke ein Dolchstich in sein Herz. Der Pfarrer war kaum abgetreten, so trat ein hübsches, gesundes Mädchen, die Köchin des Pfarrers, in die Stube, um sich nach den Bedrängten umzusehen, und nach deren Zustand zu erkundigen. Jakobs Herz zitterte vor Furcht und Kummer, als er die Köchin gewahr ward: er hatte schon zu viel aus der Erfahrung den allgemein verschrienen Charakter der Pfarrerköchinnen kennen gelernet, und er dachte jetzt nichts gewisseres, als daß ihn die junge Köchin sammt seinem Weibe und Kindern nicht in der Stube dulden werde. Allein er faßte bald eine bessere Meinung von diesem Mädchen: die Köchinn fühlte den Puls des kranken Weibes, sie benetzte die Schläfe des Hauptes mit einem wohlriechenden Kraftwasser, und forschte Lieschens Krankheitsumstände sorgfältig aus. O, gütigster Himmel! welche Gnade! rief Jakob aus, daß du so gute, so wohlthätige Menschen erschaffen hast. Die Köchin bereitete verschiedene Magenstärkende Speisen, und sie pflegte der Patientin so lange mit größter Sorgfalt und Emsigkeit, bis Lieschen wieder gesund ward. Allein die gräuliche Hungersnoth hatte des Weibes Gesundheit so sehr zerstört, daß ganze sieben Wochen vergiengen, bis Lieschen wieder genesen konnte.

Während dieser Zeit erzählte der Jakob dem Pfarrer seine ganze Lebensgeschichte haarklein. Aber wie erstaunte dieser, als Jakob das unmenschliche Betragen seine Bruders mit zur Spra-

che brachte. Ist es möglich, sagte der Pfarrer, daß Peter so tyrannisch verfahren konnte! Wahrlich, fuhr er fort, seine Gesichtszüge verrathen gar nichts Sanftes, nicht ein einziger mitleidiger Blick strahlet aus seinen Augen, seine eingezogenen Lippen verrathen den Geiz, und seine rauhe, holpernde Stimme ist die Sprache seines gefühllosen Herzens: daß er aber alle Sinne der Empfindung gegen seinen Bruder verschloß, dieses hätte ich nicht erwartet. Peter, der nun ein Vermögen von beinahe sechzig tausend Gulden besitzet, läßt hier seinen Bruder darben! Ich muß hingehen, zu diesem Unmenschen, und ihm seine schwarze Seele schildern; vielleicht, wenn ich ihn recht beim Herz packe, läßt er sich bewegen, daß er diesen hülflosen Familie wenigstens die Dienstbothenkost in seinem Hause gönnen möchte. So sprach der gutherzige Pfarrer, Leopold, mit Namen, welcher kein anderer, als der nämliche Nachbar mit den grauen Strümpfen und kurzen Westen war, von dem wir kurz zuvor gehört hatten, daß ihn die Bauern verketzerten, weil er das Läuten bei Gewittern, und die Wallfahrten verachtete, und weil er in seiner Pfarrstube den Kindern den nöthigen Unterricht ertheilte. - Der gute Leopold besuchte also an einem heiteren Tage seinen hochwürdigen Herrn Nachbar, den Peter, mit der menschenfreundlichsten Absicht, diesem das Elend des Bruders Jakob recht warm an das Herz zu legen, und ihn zu bereden, daß er sich desselben Kinder annehmen, und die arme Familie während der grausamen Noth un-

terstützen möchte. Leopold erschien nach seiner gewöhnlichen Art in grauen Strümpfen und mit einer kurzen Weste, dem der ehrwürdige Peter mit einer andächtig stolzen Prälatenmiene, und mit einer langen schwarzen Weste welche bis auf die Knie reichte, entgegen gieng. Herr Kollega! sprach Leopold, ich muß Ihnen eine Nachricht melden, welche Sie in der Seele freuen muß: denken Sie doch, Ihr lieber, braver Bruder ist schon in der zwoten Woche in meinem Pfarrhause! O, er hat drei liebe, hoffnungsvolle Kinder, und ein gar sanftes, tugendhaftes Weibchen bei sich. Diese kleine Familie ist zwar arm, dürftig, aber nur aus fremder Schuld, durch unvorhergesehene Fälle, durch Unglück: O, ich freute mich von ganzem Herzen, diese Kinder in mein Haus aufzunehmen; und erst alsdann vergnügte es mich inniglich, als ich vernahm, daß es der Bruder des Herrn Kollega war. Wie sehr freute sich der Vater im heiligen Evangelium über seinen wiedergefundenen Sohn, ob dieser schon ein ungerathener, verschwenderischer Sohn war; aber ihr Bruder ist gut, sanft, tugendhaft, kurz ein ehrlicher Mann; wie sehr muß es jetzt Sie freuen, daß ich Ihnen eine Nachricht von seinem Hierseyn ertheile. Ich hätte ihn jetzt schon mit hieher geführt; aber sein liebes Weib liegt krank, und ich gebe mir alle Mühe, das gute Kind beim Leben zu erhalten. Herr Kollega! (Leopold drückte sanft und freundlich Peters Hand) Ihr Vermögen ist nicht klein; wenn Sie nur den zwanzigsten, nur den dreißigsten Theil da-

von ihrem Bruder aufopfern, so machen Sie ihn glücklich. Welcher Himmelssegen wird über Sie herabthauen! welche heißen Segenswünsche der Kinder werden Sie Zeitlebens begleiten! Und Ihr inneres Bewußtseyn, das Gefühl Ihres edlen Herzens, ein wohlthätiger Bruder gewesen zu seyn, welche entzückende Wonne wird dieser Edelmuth Ihrer schönen Seele gewähren.

Gott Lob! daß Sie einmal am Ende sind, erwiederte Peter, welcher unbeweglich und stumm die ganze Anrede hörte, ohne sich nur mit einer Miene etwas entweder für oder wider die gute Sache merken zu lassen. Aber wissen Sie, Herr Leopold! Sie machten eine sehr schlechte Predigt; studiren Sie vorher aus des Pater Neumayrs Rhethorik die Rationes movendi, und verschonen Sie mich künftig mit den Ausdrücken, welche Sie aus den freigeisterischen Büchern entlehnt haben, als: das liebe, sanfte Weib, — Segen herabthauen, — entzückende Wonne — u. s. f. solcher ausländischen Worte haben sich die heiligen Väter niemals bedienet; allein die heiligen Väter trugen auch keine grauen Strümpfe, und keine kurzen Westen: schön schwarze, und hübsch lange Westen, wie ich dergleichen habe, und alles hübsch zusammengeknöpfet, das ist die ächte priesterliche Kleidung. Wie sollen denn Sie mit ihren Predigten einen Eindruck machen, da Sie wie ein protestantischer Pastor gekleidet sind? Und was meinen Bruder betrifft, den Schlingel, dieser darf sich in

meinem

meinem Hause nicht blicken lassen. Derselbe hat mich schon genug gekostet; er soll nur mit seinem Schleppsack hinziehen, wohin er will, und sehen, wo er Brod bekömmt: ich habe weder Brod, weder Geld für ihn. Und Sie, Herr Leopold! Sie getrauen sich Eheleute in einem geistlichen Hause zu beherbergen? Sie gestatten die fleischlichen Gelüste in einem Pfarrhause, das stets keusch und so rein, wie eine Wohnung der Engel seyn soll? O, ich fürchte, die Strafe Gottes kömmt über Sie, denn Ihr ganzer Lebenswandel ist höchst unpriesterlich. Wissen Sie, daß mein Bruder ein Lump, ein Taugenichts ist, der sich aus fleischlicher Lust ein Weib genommen hat, und der nun, wie es jetzt der Augenschein beweiset, wegen seinen Sünden ist heimgesucht, und von Gott gestraft worden? — Mit diesem Bescheide fertigte Peter den gutmüthigen Nachbar ab. Leopold konnte sich über den unerträglichen Stolz und über das ganz sonderbare Betragen dieses Mannes nicht genug verwundern: er hatte sonst verschiedene Male mit diesem Nachbar gesprochen, er hatte seinen Geiz und Geldgierde schon vorher gekannt, aber eine so unhöfliche und aufgeblasene Begegnung hatte er noch nie daran wahrgenommen, als diesesmal. Es wußte nämlich Leopold nicht, daß Peter eben den Tag vor diesem letzten Besuche in Rücksicht seines vortreflich verwalteten Pfarramtes, und besonders seiner vielen Kapitalien das Diplom eines bischöflichen, geistlichen Rathes erhalten

hatte, worauf Peter heimlich sehr stolz that, und welches gewöhnlich zugleich das Siegel ist, daß man gegen seine Standesb üder höhnisch stolz seyn, und gegen die untergebenen Geistlichen despotisch und tyrannisch verfahren könne. Dem Peter roch Leopolds sanfte Einladung zum Wohlthun hoch in der Nase auf; er glaubte, daß er nun als ein geistlicher Rath so hoch über die übrigen Geistlichen erhaben wäre, daß sich keiner unterstehen durfte, seine Handlungen zu tadeln, sein Betragen zu mißbilligen, oder seine nach Gold dürstende Begierde zu ahnden. Er war jetzt in seinem neuen Stolze hoch überzeugt, daß er nun vermöge seines Diploms, welches ihn in der Stille schwer Geld gekostet hatte, alle Schritte und Handlungen der Geistlichen zu ahnden und zu bestrafen berechtiget wäre, er selbst aber könne ungestraft handeln, sich rächen, unterdrücken, und verfolgen. Was aber seinen Unwillen gegen den Pfarrer Leopold noch mehr reizte, war sein Bruder, der Jakob selbst. Der hochtrabende geistliche Rath Peter, Seine Hochwürden und Gnaden, schämte sich jetzt seines armen Bruders, und dessen Kinder; und um diese unglückliche Familie aus der Armuth zu reißen, dazu war er zu geizig. Er versuchte es schlechterdings dahin zu bringen, daß man vom Jakob gar nichts mehr hören, nichts mehr wissen sollte, so zwar, als hätte er nie einen Bruder gehabt. Jakobs Aufenthalt in der Nachbarschaft seines Pfarrbezirkes war ihm ein Greuel in den Augen. Ich werde jetzt man-

che adeliche Visite empfangen, sagte er zu sich: vermög meines hohen Ranges werde ich künftig meinen Geburtstag, wie auch den Tag des erhaltenen geistlichen Raths-Diploms, und die Kirchweihe mit einer prächtigen Tafel feiern; ich werde die ansehnlichsten Gäste sowohl aus der Stadt als aus der ganzen Gegend dazu einladen: wie leicht könnte sichs fügen, daß an einem solchen Tage mein Bruder, der Schlingel, mit seinem Schleppsack und verfluchten Anhange daher käme, vor meiner Thüre bettelte, und dadurch meinen hohen Rang beschimpfte. Lieber Herrgott, laß mich ja keine solche Schande erleben! ich müßte bei der Tafel vor Gram und Aerger über meinen nichtswürdigen Bruder in die Ohnmacht fallen. So dachte der auf Schulen erzogene Peter, und er besann sich Tag und Nacht, wie er sich seinen Bruder weit — weit weg vom Halse schaffen könnte.

Endlich hatte er einen teuflischen Plan ausgebrütet, welcher mit so vielen Intriguen, Ränken, Schleichwegen und Verläumdungen verwebet war, daß es dem Leser ekeln würde, alle zu wissen. Peter nahm sich vor, den Leopold zu stürzen; welches auch geschah. Eine geistliche Kommißion überraschte diesen unvermuthet auf seiner Pfarre, nahm seine Bücher und Schriften in Beschlag, visitirte sein Pfarrhaus, lud die Gemeinde vor, und hörte die Zeugen ab. Leopold war nicht wenig über diesen Vorfall betroffen, indem er wußte,

daß eine geistliche Kommißion niemals etwas Gutes, sondern allezeit etwas Böses und Arges mitbrächte. Die grauen Strümpfe und die kurzen Westen waren in den Augen des Kommissars schon das erste und größte Verbrechen, welches sogleich ad Protocollum mußte diktirt werden. Leopold war eben mit der Schule beschäftiget; der Kommissar spannte die Augen weit auf, als dieser sogar drei Mädchen unter den Lehrkindern erblickte, welche schon über dreizehn Jahre alt waren, und sich in der Rechnungskunst übten. Periculum proximum seductionis, murmelte der Kommissar beym Eintritt in die Stube. Das erste Augenmerk gieng dahin, was die Kinder im Christenthume für einen Unterricht erhielten: alle Antworten der Schüler wurden protocollirt, und der Kommissar stellte aus dem Petrus Canisius die erste und gewöhnliche Frage: wer ist ein katholischer Christ? Antwort: derjenige, welcher die Lehren des Herrn Jesus in dem Evangelium fleißig und getreulich befolget. Was ist dieses für eine Antwort? fuhr der Kommissar auf, dieses ist eine lutherische Antwort. Bei was Zeichen erkennet man einen katholischen Christen? fuhr der Kommissar fort. Antwort: man erkennet ihn an den edlen und reinen Handlungen, an den schönen Tugenden, welche er nach der Vorschrift Jesu ausübet, und an dem guten Herzen, daß er seinen Nebenmenschen wie sich selbst liebet. Ums Himmels willen! Alles lutherische Antworten, schrie jener. O, ihr Ochsen! fuhr der Kommissar fort, an dem Zei-

chen des heiligen Kreuzes erkennt man einen katholischen Christen; merket es euch, ihr Esel. Nicht doch, nahm ein beherzter Knabe das Wort, die Türken, Juden, und Chineser können entweder ein hölzernes Kreuz in ihrer Stube hangen haben, oder dieselben könnten, wie wir, mit dem Daumen ein Kreuz über die Stirne, den Mund und die Brust machen, darum wären aber dennoch weder die Türken, noch die Juden u. s. f. Christen. Der Kommissar machte alsogleich eine Replik auf diese Rede, und ertheilte dem Knaben ein halb Duzzend Ohrfeigen. Und was habt denn ihr in dieser lutherischen Schule gelernt? fragte jener weiter die Mädchen. Diese antworteten, daß sie sich nun in der Rechnungskunst übten. Ei wohl! erwiederte der Kommissar, es ist die Welt lange gestanden, und dabei gut katholisch gestanden, ohne daß die Bauersmädchen etwas von der Rechnungskunst wußten; diese Kunst gehört den Beamten zu, welche die Steuern und Abgaben einschreiben: es ist genug, wenn diese alles berechnen; des Bauers Pflicht ist, zu bezahlen, und nicht zu berechnen. Was soll denn diese Maschine, dieses ungeheure Rad hier? Es ist eine Elektrizität, erwiederte ein Junge, womit uns der Herr Pfarrer die Hochgewitter und die Ableitung derselben erklärt, woraus gezeigt wird, daß das Glockenläuten vielmehr schädlich als nützlich sey. Hier sind Kräuter, fuhr der Junge fort, welche in unserer Gegend wachsen, und dem Vieh schädlich sind; seitdem wir dieselben ausgereutet haben, wird keine

Kuh mehr krank, und wir haben nicht nöthig, nach der Stadt zu den Kapuzinern um Hexenrauch zu gehen. Hölle und Teufel! schrie der Kommissar wieder, eine lebendige lutherische Schule. Und ihr sprecht so ein wunderliches Deutsch, als wenn ihr aus Sachsen wäret, wo ohnehin das leidige Lutherthum seinen Sitz hat. Hierauf ließ er den Pfarrer sammt den Knaben abtreten, und nahm die drei Mädchen alleine zum Protocoll. Habt ihr nie, war die Frage, ärgerliche Reden, etwas Unkeusches, nichts von der Liebe in dieser Schule gehört? Nichts Aergerliches, auch nichts Unkeusches, antworteten die Mädchen, und das, was wir von der Liebe hörten, das sagte der Herr Pfarrer zu unsrem Nutzen, wofür wir ihm danken. Nun, was lehrte er denn? Je nu! sagte die eine, daß wir vorher die Mannsleute genau prüfen sollen, ob sie fleißig, arbeitsam, tugendhaft sind, ob sie Geschicklichkeit, Aufrichtigkeit und Häuslichkeit besitzen, bevor wir sie zu lieben anfangen. Hat euch der Pfarrer zu lieben erlaubt? Antwort: Ja, eine ehrbare, und züchtige Liebe; aber vor der verführerischen Liebe hat er uns gewarnet. Er lehrte uns, wir sollen nicht blind heurathen, wie es oft Mädchen thun, welche schon einwilligen, bevor sie den Gegenstand genau gekannt haben; wir sollten vorher einige Zeit einen ehrbaren Umgang pflegen und wohl beobachten, ob sein Herz redlich, gefühlvoll und mitleidig ist. Hätte dieses meine Schwester gewußt, nahm eine andere das Wort, sie hätte sich gewiß einen bes-

seren Mann zu wählen gewußt, als den sie jetzt hat, der ihr so grob und tyrannisch begegnet. Hierauf ließ der Kommissar folgende lateinische Worte zu den obigen Aussagen noch hinzusetzen: Parochus Leopoldus, qui perpetuam castitatem servare tenetur, eo produxit lasciviam, ut publice in schola artem amandi doceret, sicut Ovidius ille infelix, qui propter idem crimen, non dicam a Christianis, sed ab Ethnicis in exilium missus est.

Noch an dem nämlichen Tage hörte auch der Kommissar die Zeugen ab, aber nur solche welche zuvor von dem geistlichen Rath Peter waren hierzu gewählet, und nach Peters Methode instruiret worden. Diese wußten nun eine Menge Klagen gegen den Leopold anzubringen; das verachtete Glockenläuten bei den Hochgewittern, die vernachläßigten Wallfahrten u. s. w. wurden als grobe Aergernisse angegeben; und es befanden sich sogar unter den Klägern einige, welche manchen Tag von des Leopolds Freigebigkeit durchgelebt hatten. Es lassen sich bald niederträchtige Seelen finden, oder gar miethen, wenn man einmal darauf ausgeht, seinen Nebenmenschen zu stürzen: und dieses war auch bei dem gutherzigen Leopold der Fall; selbst solche Pfarrkinder, welcher dieser in seinem Pfarrhause vom leidigen Hunger errettete, welche zuzuvor ihren Wohlthäter als den besten Mann hoch angepriesen hatten, wußten jetzt gegen ihn Beschwerde vorzubringen, sobald diese den Kommissar ankommen gesehen. Nur die Schulkinder spra-

chen die unverstellte Wahrheit, welche aber der Kommissar durch schiefe Verdrehungen zu des Leopolds größtem Nachtheile zu entstellen wußte. Nun hatte der Kommissar auf Peters Anstiften noch einen Punkt auszukundschaften in Petto, worüber die Zeugen wegen gar zu großer Dunkelheit der Sache mit der Sprache nicht heraus wollten. Leopold ernährte nicht weit von seiner Pfarre eine schöne dreijährige Frucht seiner Liebe, wohin er wöchentlich aber meist zur Nachtzeit kam, um wegen der guten Auferziehung die nöthigen Bedürfnisse zu veranstalten. Wie zart sein Vaterherz gegen dieses Kind gewesen, kann man sich hieraus wohl vorstellen, daß er den Dürftigen und den Kindern des Dorfes täglich seine Thüre öffnete, und keinem Armen sein bischen Vorrath versagen konnte. Allein diese Geschichte wurde den Bauern zu sehr verhüllet, als daß sie darüber auszusagen wußten; diese hatten nichts als ihre Wallfahrten und Gewitterglocken im Kopfe, wobei sie alles andere Gerede gänzlich vergessen hatten. Nun sah der Kommissar noch ein Stück Arbeit vor sich, nämlich die in Beschlag genommenen Bücher und Schriften zu mustern. Hier befremdete es ihn nicht wenig, lauter philosophische, physikalische, ökonomische und poetische Werke zu finden; es war kein Blatt von einem Laymann, Sporrer, Bichler, Schmalzgruber, Bünner, Wagemann, u. s. f. in dem Bücherschrank zu finden, und er diktirte in das Protokoll, daß alle Bücher mit dem Druckorte Leipzig, Berlin, Frankfurt, Göttingen,

Gera, Wittenberg u. s. w. unterschrieben, folglich an und für sich lutherisch, also auch höchst schädlich wären. Unter den Schriften befanden sich einige Briefe, welche der unvorsichtige Leopold längst hätte vertilgen sollen. Es waren nämlich jene Briefe, welche die dermalige Köchin während ihrer Entfernung mit ihrer Leibesfrucht an den Leopold geschrieben. Dieser Briefwechsel war voll Zärtlichkeit, voll edler Gesinnungen und voll Sorgfalt für das zu erwartende Pfand der Liebe: er enthielt den ganzen Plan einer guten Erziehung und glücklichen Versorgung desselben. Zugleich waren auch manche Ausfälle auf das lächerliche Cölibat, auf den dummen Pöbelsglauben, auf bigottische Gesetze, auf geistliche Fantasterei, über Gewissens- und Herzenszwang, über den priesterlichen Pharisäismus, über tyrannische Verfassung u. s. w. mit eingestreut, kurz solche Raisonnements, welche man von einem Frauenzimmer, das nur eine bürgerliche Erziehung genossen hat, kaum erwartete; Dinge, welche in den Augen des Vernünftigdenkenden helle Wahrheiten, des Kommissars aber die gröbsten Ketzereien waren. Neben diesen Briefen wurde unter anderen Papieren auch ein Aufsatz über die Bande der Ehe von des Leopolds Hand geschrieben gefunden. Hierin suchte dieser zu beweisen, daß die Ehe die erste und schönste Pflicht der erwachsenen Menschen wäre, daß dadurch sowohl die Wohlfahrt des Staats als eines jeden Menschen Privatglück befördert würde, und daß dieselbe die Grundtugend aller übrigen wäre, weil

hierdurch das Herz für eine jede Art von Menschengefühl empfänglich gemacht, und zur Ausübung aller edlen Handlungen geöffnet würde. Dieser Aufsatz handelte sodann von der Nothwendigkeit der Ehe, und da man diese, anstatt allgemein zu befördern, vielmehr einzuschränken pflegt, so nannte er diese Einschränkungen unstaatskündige Hindernisse. Endlich bemühete er sich zu erweisen, daß man Trotz aller Hindernisse sich in ein Eheverbindniß einlassen könne, sobald man sich dazu geneigt fühlet; daß das beiderseitige Einverständniß die einzige Kraft und Gültigkeit der Ehe enthält, und daß man aller übrigen Nebendinge, als des von der Obrigkeit verhandeltem Kontraktes, des Konsenses, der priesterlichen Einsegnung, u. s. f. gar leicht entbehren könne: den Hindernissen müsse man aber auf eine Art ausweichen, daß man keine offenbare Gelegenheit gebe, eines Verbrechens oder Skandals beschuldiget zu werden; daß es immer die nämliche Braut sey, ob diese in der Stille, oder mit lärmender Musik und Tanz nach Hause geführt werde. Alsdann kam er mit einer Transgression auf den katholischen Priesterstand, und schien erweisen zu wollen, daß ein Pfarrer ohne aller Einsegnung, öffentlicher Kontraktverhandlung, Konsens, u. s. w. ganz in der Stille in ein Eheverbindniß treten könne, doch mit dem ernstlichen Vorsatz und mit dem unveränderlichen Handgelübde, Zeitlebens sich gegen einander so zu betragen, und zu verhalten, als wäre das Band mit öffentlichen Eidschwüren und Zeugen bekräfti-

get worden. Dieses war beiläufig der Hauptinhalt des noch sehr unvollkommen gearbeiteten und unvollendeten Aufsatzes. Man fragte nicht lange, ob sich Herr Leopold nur in einer philosophisch-statistischen Gedankenreihe habe üben wollen, oder ob derselbe mit diesem Manuskript eine andere Absicht hatte: der Kommissar packte die Briefe und Schriften zusammen, um alles haarklein dem preiswürdigen Konsistorium vorzulegen. Alles dieses zusammen genommen war nun hinreichend einen Hauptpunkt von Peters heimlichen Anklagen zu bestärken, daß nämlich der Leopold einem lüderlichen Bettelgesinde Unterhalt gebe, und sich dadurch wegen Jakobs Weib sehr verdächtig mache. Der Kommissar sah nun mit eigenen Augen die arme Bettelfamilie, welche sich im Pfarrhause aufhielt; und da Lieschen allgemach hergestellt war, und ihre Wangen durch die gute Pflege wieder roth zu blühen anfiengen, so brauchte es gar keiner weiteren Untersuchung, ob der auf sie und den Pfarrer gefaßte Verdacht gegründet sey, oder nicht.

Sobald der Kommissar wieder nach der Stadt abgegangen war, so machte sich Leopold gefaßt, bei der nächsten Citation alle Vorwürfe aufzulösen, und abzulehnen: allein die in dem Protocoll enthaltenen Punkte wurden für so vollwichtig gehalten, daß man es als eine überflüßige Arbeit ansah, Leopolds Vertheidigung darüber anzuhören. Dieser wurde unvermuthet in der näch-

sten Woche mit einer Kutsche von der Pfarre weggeführt, auf ein Jahr und drei Monate zur Buße eingesperrt, und zugleich des Pfarramts unfähig und unwürdig erklärt.

Jetzt fieng Jakobs Elend wieder von vorne an, tausend heiße Thränen des Dankes gab er seinem unglücklichen Wohlthäter auf den Weg mit, und der rührende Abschied hätte Felsenherzen erweichet, nur das Herz des geistlichen Raths Peter, welcher all dieses Unglück mit teuflischer Bosheit angesponnen, blieb kalt, und ungerührt. Jener zog also mit seiner Familie, welche sich an Kräften sehr gut erholet hatte, wieder am Bettelstabe fort: doch hatte er sichs vorgenommen, diese Gegend so bald nicht mehr zu betreten, aus Furcht einer noch schlimmeren Begegnung, welche er von seinem boshaften Bruder besorgte. Aber kein Tag gieng vorbei, wo er nicht mit seinem Weibe und drei Kindern von dem wohlthätigen Leopold sprach, und sein Andenken mit den Thränen des Danks segnete. Lange, sehr lange zog er nun im Elend herum, ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Brod, und ohne Bedeckung: und doch bei all der drückenden Noth erhielten sie sich bis zum Ende der Hungerjahre am Leben, nur zwei Kinder ausgenommen, welche frühzeitig Hungers gestorben waren. Durch dieses Herumwandern gerieth Jakob einmal auf ein Dorf in Schwaben wo er entsetzlich viel Lärmens, Sprechens und Rühmens von der nahe an der türki-

schen Gränze veranstalteten Ansiedlung hörte. Die Einwohner dieses Dorfes sprachen mit solcher Begeisterung davon, als wenn dort einem jeden, wie das Sprichwort heißt, die gebratenen Vögel in den Mund fliegen würden. Ein Paar abgedankte Soldaten und vazirende Handwerksbursche gaben dem Gespräche noch mehr Nachdruck, indem diese die Fruchtbarkeit, und den Ueberfluß an Lebensmitteln aus ihrer eigenen Erfahrung, weil sie jene Gegend schon durchreiset zu haben vorgaben, auf ihre Ehre versicherten. Jakob sah es mit Augen, wie die Dorfleute zusammen packten, ihre Fahrnisse zu Gelde machten, und mit Sang und Klang nach dem geträumten Paradieß eilten. Er konnte sich nun um so leichter zu dieser Auswanderung entschließen, weil er gar nichts zu verliehren hatte, und weil er glaubte, der Grad seines Elendes könnte ohnehin nicht mehr höher steigen, er sterbe hernach in diesem oder in jenem Lande. Seiner Tochter und seinen zween Söhnen, die er noch übrig hatte, war dieser Entschluß sehr lieb und angenehm; nur Lieschen, das gute Kind, wollte lange nicht einwilligen, ihr Vaterland zu verlassen. Aber der Hunger erstickte den Patriotismus gar bald in ihrem Herzen: mit emporgehobenen Händen fleheten sie alle an einem Morgen um des Himmels Segen, und bestiegen im Vertrauen auf die Vorsicht ein Ulmer Schiff Ein entsetzlicher Entschluß! ohne Geld, ohne Brod, ohne Kleidung, und in der größten Ungewißheit des Schicksals bis in den Bannat auszu-

wandern. Der arme Jakob fand schon beim ersten Tritte in das Schiff eine große Schwierigkeit: der Schiffmann trug ein Bedenken, ihn sammt seiner Familie mitzunehmen, weil der Jakob die Schiffmiethe nicht bezahlen konnte. Es war für den armen Mann kein anderes Mittel übrig, als daß er sich sammt seinen Söhnen anheischig machte, während der ganzen Fahrt am Ruder zu arbeiten, und die Frachtkosten mit ihrem Schweiße zu bezahlen. Es befanden sich über sechzig auswandernde junge und alte, männliche und weibliche Seelen in dieser Reisegesellschaft, und als sie vom Lande stießen, so sah man die Thränen der Furcht, mit Reue vermischt, auf ihren Wangen, und das Herzeleid des Abschieds schlug in ihren Busen. Sie zogen nun hin, die Unglücklichen, um eine Hand voll Erde zu suchen, wovon sie sich ernähren könnten, eine saure Erde, welche ihnen ihr Vaterland mißgönnte. Ein mitleidiger Jude, welcher sich auf dem Schiffe befand, war Jakobs erste Unterstützung; derselbe schenkte ihm ein Stück Geld, damit er sich und den Seinigen Brod kaufen könnte. O, Gott sey Dank, sagte Jakob, wenn die Juden so gut und mitleidig sind, so werden es die Türken wohl auch seyn, an deren Nachbarschaft wir hinziehen.

Nun war also unser Jakob weg, verschwunden, als wenn ihn sammt den Seinigen die Erde verschlungen hätte. Kein Mensch erkundigte sich

nach diesem Manne, der doch seinen Mitmenschen so thätig beigesprungen ist, der selbst für sein undankbares Vaterland ein merkwürdiger Mann war, indem er die ungesunden Sümpfe zu blumigten Gefilden umgeschaffen, die öden Plätze mit Fruchtbringenden Bäumen besetzt, und eine fahrbare Straße angelegt hatte, wo vorher Menschen und Vieh ins Stecken gerathen sind; und dennoch würdigte man sich nicht einmal diesen brauchbaren und nützlichen Bürger nur vom Hunger zu retten. Ungekannt und unbelohnt mußte er seine Heimath verlassen, wo man die Wildgänse höher schätzte, als einen thätigen, und rechtschaffenen Bürger. Der gnädige Herr Peter ward dagegen überall berühmt; sein Name glänzte in Hofkalendern, und auf den Brüderschaftszeddeln: und damit sein Ruhm unsterblich wurde, so ließ er einen Band seiner Predigten, welche er aus verschiedenen Authoren zusammengestoppelt, oder nach seinem Genie gar verhunzet hatte, unter der Aufschrift seines erlauchten Namens, zu Augsburg durch den Druck dem Publikum bekannt machen. Hiemit wurde Peter als der nützlichste, rechtschaffenste Mann, als eine höchst wichtige Stütze der römischen Kirche überall angerühmet: und damit seine Pfarrkinder den ihm gebührenden Respekt und Hochachtung nie vergessen, oder aus den Augen lassen möchten, so bath er alle Jahre dreimal fünf bis sechs Kutschen voll ansehnlicher Gäste aus der Stadt zu sich, wo bei einer jeden Tafel über hundert Thaler verschmaußt wurden, um den

Bauern gegen den hochwürdigen Prasser Ehrfurcht einzuflößen. Dieses ist das Ende der Geschichte dieser unähnlichen Brüder; Peter ist, so viel ich weis, noch am Leben: aber der Jakob? Man kann von diesem braven Manne keine Sylbe mehr erfahren; vielleicht ist dieser schon lange tod! Und Glück für ihn, wenn er schon lange gestorben ist: ist er aber am Leben geblieben, ach! welches Ungemach wird Jakob im vorigen Jahre bei dem Einfalle der Türken in den Bannat gelitten haben!

Man erkundiget sich nach dem Schicksale der Menschen oft nur halb, wenn man nicht weiter zurück forschet, als wodurch ist dieser oder jener Mensch reich, oder wodurch ist derselbe arm geworden. Die Auftritte von der Wiege heran, tausend Veranlassungen und Umstände setzen einen Mann oft in ein ganz anderes Licht, als man ihn gewöhnlich zu betrachten pflegt. Peter erhielt alle Unterstützung; er genoß die Wohlthat in den Schulen gezogen und gebildet zu werden; seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß eines hoffnungsvollen Knaben; er wurde schon in der Jugend als ein Beispiel eines eingezogenen, tugendhaften und keuschen Jünglings in der Kongregation seinen Mitschülern aufgestellt, und er lernte das Cölibat, worein er sich auf Zeitlebens begab, dem Ehestande weit vorzuziehen: allein sein Herz war immer roh, arglistig, böse, heuchlerisch, und voll Verstellung:

lung: vielleicht hätte ihn eine sanfte Gattin gefühlvoller gemacht. Allein Jakob hatte keinen andern Lehrer, als das gute Beispiel des Müllers, und die edle Natur vor sich; Heimtücke, Verstellungskunst, und andere städtische Laster kannte er nicht einmal: er war ein bloßer Naturmensch von der guten Seite betrachtet; das natürliche Gefühl foderte ihn zu Wohlthaten auf, und seine Neigung zu Lieschen reizte ihn zu den unerwartetsten Unternehmungen. Jakob ward ein guter, zärtlicher Vater, allein Peter, der eilf ganze Jahre in den Schulen zubrachte, blieb sein gefühlloser Bruder.

12.

Was wird wohl aus diesem Kinde werden?

Wenn manche Kinder schon von ihrer Geburt her den härtesten Schicksalen ausgesetzt werden, wenn sie schon in ihrer Wiege, wie ein Herkules, mit dem Ungemach, mit der Noth, und sogar mit Verfolgungen kämpfen müssen, so hat gar oft die Vorsicht diesen Wiegenhelden für die Zukunft wichtige Rollen vorbehalten. Im Gegentheil erfahren wir, daß gar oft die Kinder, welche in ihren Wiegen schon im größten Ueberfluß erzogen werden, weiter zu nichts taugen, als daß sie mit der Zeit das Vermögen ihrer Aeltern verschlemmen. Die Kinderwärterinnen tragen ganze Taschen voll Näschereien

bey sich, und die Mama reichet auf jeden Laut des Kindes abwechselnd Zuckerbrod, Kaffee, Bier und Wein dar, um dem Kinde schon frühzeitig keinen andern Eindruck, als für Essen und Trinken beizubringen. Sehr viele Kinder, welche aus einer unehelichen Geburt entspringen, haben oft schon von dem Augenblicke an, da sie das Tageslicht erblicken, das härteste Ungemach zu leiden: aber wir wissen auch, daß viele große Männer — uneheliche Kinder gewesen sind. Die Verachtung und Verfolgung, womit man einem gefallenen Mädchen begegnet, ist so allgemein, daß man sich über die Begriffe von der Ehe und von dem gesprochenen Priestersegen herzlich verwundern muß. Der allgemeinste und herrschendste Trieb des menschlichen Geschlechts ist mit so mancherley religiösen und politischen Hindernissen verpalisadirt, daß wir kaum den Stand der Natur mehr kennen, aus welchem wir herausgetreten sind; und was recht sonderbar ist, so ist der Gott der Liebe nur den Begüterten, den Reichen, und den Großen noch einiger Maaßen günstig, die übrigen armen Herzen mögen sich gleichwohl mit Schäferliedern begnügen. So besang auch die Julie, eines unbegüterten Mezgers Tochter, lange ihren Damötas, der ein wackerer Müllerbursche war; aber das schöne reizende Lied konnte dabey ihre Brunst nicht löschen. Auch der Bursche besang seine Phillis beym hellen Mondesscheine; und doch wollte sich sein glühendes Herz sich mit solchen Bildern nicht begnügen lassen, welche nur ein

Schattenriß gegen das Original waren. Zween ganze Sommer hatten die beiden Liebenden schon durchgeschmachtet, ohne ihre gerechten Wünsche erfüllet zu sehen. Nun rückte auch der dritte Sommer heran, und Julie durchwandelte am Arme ihres Geliebten alle Feiertage die duftenden Frühlingsfelder, bis ihre Tugend scheiterte. So gehen oft jene guten Mädchen zu Grunde, welche ohne Geld, ohne Unterstützung und ohne Aussicht leben. Der Staat schreibt ihnen Gesetze der Tugend vor, er reichet aber seine Hände nicht dar, um die wandelnden Schönen vor dem Ausglitschen und vor dem Falle zu bewahren. Julie schätzte die Tugend in hohem Grade, und ihr einziger Wunsch war, ihren lieben Heinrich in Ehren zu eheligen. Eben dieser Wunsch machte ihr Herz nur immer glühender; und wie bald vergißt man sich, wenn in einem angenehmen Hayne die Zeugen der Schamhaftigkeit weit entfernt sind. Sie hatte dem Heinrich keinen Vorwurf der Verführung zu machen; denn dieser schätzte selbst die Tugend der Julie über alles hoch und sein Umgang zielte bey all seinen feurigen Blicken und zarten Händedrücken auf Ehre und Rechtschaffenheit. Es läßt sich aber leicht vorstellen, wie bald an einem reizenden Abend in einer einsamen und verführerischen Gegend ein Fehltritt gegen die Tugend geschehen könne.

Julie war um diese Zeit bey ihrer Schwägerin, einer Brauerin, auf einem Marktflecken im Dienste, und Heinrich arbeitete auf einer Mühle, welchem sein Herr das Zeugniß eines unbescholtenen Wandels ertheilte. Die ganze Nachbarschaft schätzte beide ihrer ehrlichen Aufführung wegen, ohne daß man von ihrer Liebe etwas wußte, und manche Bürgerin bemühete sich sogar die Julie in ihre Dienste zu bereden, weil diese, wie jene sagten, ein gar so liebes, braves und hurtiges Mädchen ist. Selbst die Brauerin schätzte ihre junge Schwägerin sehr hoch, und sie wollte lieber alle Dienstmägde entbehren, nur Julien nicht. Als aber die Zeit heranrückte, wo das Geständniß des begangenen Fehlers immer sichtbarer ward, da war Julie mit einem Male ein schlechtes, nichtswürdiges Mädchen, und sie mußte augenblicklich das Haus ihrer Schwägerin verlassen, trotz dem Flehen und Bitten auf den Knien. Dieses war nun der erste trauervolle Auftritt, der Juliens Herz zerfleischte; man warf ihr bischen Kleidung vor die Thüre hinaus, man schrie und lärmte wie rasend über ihre Schandthat, man drohete sie hinauszuprügeln, und man warf ihr noch tausend Flüche nach, so weit man sie im Weggehen noch sehen konnte. In der äußersten Betrübniß saß sie auf einem Felde unter dem Baume, und weinte die bittersten Thränen. Schon begann es Nacht zu werden, und sie wußte noch keine Herberge. Jetzt war nichts natürlicher, als den Heinrich aufzusuchen, und diesem den Schmerz

und das Herzeleid zu klagen. Es war schon finstere Nacht, und Heinrich, der eben auf der Mühle alle Hände voll zu thun hatte, wußte nun in der Eile weder Trost noch Rath herzugeben; nichts that er, daß er ihr schwur, daß er sie niemal verlassen werde, es mag geschehen, was immer will. Er gieng um seinen Mantel zurücke, diesen gab er ihr, um sich die Nacht hindurch vor Kälte zu bewahren, und führte sie in eine alte offenstehende Scheune, wo weiter nichts war, als unbrauchbares Stroh; und hier sollte Julie übernachten. Dieses war nun für das gute Mädchen eine fürchterliche Nacht; ein Sturmwind drohete alle Augenblicke die Scheune einzustürzen, das zerrißene Dach hielt den Regen nicht ab, und ein grausiges Wetterleuchten machte sie am ganzen Leibe zittern. Gott! was wird es mit mir noch werden, seufzte sie; ohne Geld, ohne Hülfe, verachtet, verstossen, und dabey — mein grausamer Vater, der mich zu ermorden drohet, sobald es derselbe erfährt, in welchem Stande ich mich befinde. Ach! wenn mein Vater ein sanftes, mitleidiges und gefühlvolles Herz besässe! Aber so ist er gegen die Menschen, selbst gegen seine Kinder eben so unempfindlich, als er es als Mezger gegen das Schlachtvieh ist. Obschon das gute Mädchen von rohen Aeltern gebohren war, so besaß sie dennoch ein sanftes, und zartes Gefühl im hohen Grade; sie war, was die Empfindung ihres Herzens betraf, von ihren Aeltern ganz abgeartet, und ihr sanfter Charakter brachte in ihr eine so edle

Bildung hervor, daß man schier schwören möchte, Julie sey keine wahre Tochter des rohen und ungebildeten Mezgers. Die Schwägerin hatte noch denselbigen Tag einen eignen Bothen an Juliens Vater abgeschickt, um demselben die schlechte Aufführung seiner Tochter mündlich zu erzählen. Dieser Mann, der nur einige Stunden entfernet war, kam am folgenden Tage wie rasend in dem Marktflecken an; wo ist die H —? schrie er, ich bin gekommen sie todt zu schlagen, und meine Rache daran zu kühlen. Ein Glück war es, daß er die Bekanntschaft seiner Tochter mit dem Heinrich nicht erfahren hatte, sonst würde er die Mühle gestürmet, und den Heinrich ermordet haben. Dieser war immer in seinem Umgange mit Julien sehr stille und heimlich gewesen, so zwar, daß selbst die Brauerin nicht einmal von dieser Bekanntschaft wußte. Der Mezger aber, dessen Wuth auf das Höchste gestiegen war, lief mit dem blossen Messer im Markte herum, um seine Tochter zu finden, und dieselbe wegen ihrer Sünde, theils aus Ehrgeitz, theils aus Religionseifer zu morden Allein Julie gieng auf Einrathen ihres Heinrichs aus der halbverfallenen Scheune nicht hervor, und so mußte der tobende Vater wieder, ohne seine Rache gekühlet zu haben nach Hause kehren. Es ist schon eine gewöhnliche Sache bey solchen gefühllosen Bürgern, daß sie in ihrer Wuth, wenn ihnen der Gegenstand ausweichet, zuletzt über ihre Frauen herfallen, und diese jämmerlich mißhandeln. Der tolle

Mann schlug sein Weibchen halb todt, und er machte ihr die härtesten Vorwürfe, daß sie die einzige Schuld der verlohrnen Ehre ihrer Tochter wäre.

Da nun Heinrich die Wuth des Vaters mit leibhaften Augen gesehen, so mußte er den Entschluß fassen, die Julie möglichst verborgen zu halten. Anfänglich rieth er ihr, sich nach einen fremden Ort weit weg zu entfernen, damit ihr Vater ihren Aufenthalt desto weniger erfahren könnte. Allein das gute Mädchen wollte sich hiezu nicht verstehen; sie war Zeit ihres Lebens nie gereiset, und sie glaubte unter die Tatarn zu kommen, wenn sie sich aus ihrem gewöhnlichen Kreise hinaus wagen würde; die Furcht hatte sich schon in ihrem Herze so sehr festgesetzt, daß sie bey einem jeden Vorschlage zitterte, und zu allen Unternehmungen schüchtern war. Heinrich selbst stand von diesem Vorhaben bald ab, indem er zu heftig für sie eingenommen war, als daß er sie gleichgültig von sich entlassen, und ihr gekränktes Herz noch mehr betrüben sollte. Es befand sich unweit des Marktfleckens eine schlechte Hütte, in welcher ein altes, armes Weibchen wohnte, das sich theils mit Spinnen, theils von einigen milden Gaben ernährte. Dieses Weibchen war kurz zuvor durch Elend und Hunger so schwach, daß sie tödlich krank auf dem Strohe einige Wochen lang dalag; sie war ganz ohne Hülfe, wie es gewöhnlich mit Bettlern zu gehen pflegt, denen man die milden Gaben nur so lange darreichet, als sie vor den Hausthüren ihrer Wohlthäter erscheinen: vermögen sie

ihrer Schwäche halber dieses nicht zu thun, so hören die Gaben meist von selbst auf. Kein Mensch dachte mehr an das alte Weibchen, und da sie alleine in der Hütte wohnte, so hatte sie auch Niemanden um sich, der ihre Wohlthäter daran erinnern könnte, daß die Arme zu kraftlos sey, die milden Gaben persönlich abzuholen. Es waren schon drey Tage verstrichen, daß sie nichts zu essen hatte, und sie wäre verhungert, wenn nicht der Heinrich als ihr Erretter gekommen wäre. So oft nämlich dieser nach der Abenddämmerung seine Julie zu besuchen so über das Feld hinlauschte, so führte ihn der Weg gewöhnlich bey diesem Häuschen vorbey, wo er der Alten manchmal ein Almosen darreichte. Da er nun das Mütterchen schon einige Tage her nicht mehr gesehen, so ahndete ihm so etwas, sich zu erkundigen, ob sie nicht krank wäre; er pochte an der Thüre, und es ward nicht aufgesperret; als er endlich am kleinen Fensterchen horchte, so vernahm er eine halbgebrochene, ächzende Stimme, die ihn vermuthen ließ, daß das Weibchen schon mit dem Tode ringe. Er legte jetzt Gewalt an, sprengte die Hütte auf, und — das Weibchen lag schon halbtodt auf dem Strohe. Allsogleich eilte der gute Heinrich fort, um einige Rettungsmittel herbeyzuschaffen; er brachte erquikende und stärkende Speisen, tröstete das Mütterchen mit dem Versprechen seines Beystandes, und weilte die ganze Nacht bey ihr in der Hütte, bis sie sich wieder allgemach von der Todesangst erholet hatte. Er hatte diesmal Julien nicht gesehen, er ließ diese vergebens im

schattigten Garten harren, und als er ihr am folgenden Tage die Ursache seines Ausbleibens erzählte so suchte Julie selbst einige Kleidungsstücke zusammen, um das Weibchen zu bedecken, und von Todesfrost zu bewahren. Täglich kam Heinrich nach der Hütte, besuchte das arme Mütterchen, und ließ aus seinem eigenen Beutel gekaufte Nahrungsmittel zurücke. Sehr oft betheuerte sie es nach der Hand, daß Heinrich der einzige Erretter ihres Lebens gewesen ist, wofür sie ihm nicht genug danken könne. Zu diesem Weibchen nahm also Heinrich seine Zuflucht, indem er hoffte, daß sie sich der Wohlthat erinnern, und ihm daher seine Bitte nicht versagen werde. Er entdeckte ihr die Umstände seiner Julie, bat dieselbe um die Herberge und das gekränkte Mädchen wurde unter der Versicherung alles möglichen Beystandes in die arme Hütte aufgenommen.

Nun war die Julie vor der Wuth ihres Vaters, und vor den bösen Zungen ihrer Schwägerin und des ganzen Marktfleckens auf einige Zeit gesichert, und Heinrich unterstüzte sie mit Lebensmitteln. An diesen ließ er es ihr auch nicht gebrechen; er hatte über vier hundert Gulden vorräthiges Geld, und seine Sparsamkeit war so groß, daß sich selbst sein Herr darüber verwunderte. Jezt mußte er einen Dukaten nach dem anderen herausnehmen, welches mit größter Betrübniß geschah, indem er sich dadurch von Tag zu Tag weniger im Stande zu seyn sah, sich irgendwo ein Eigenthum

zu kaufen, und Julien ehelichen zu können. Was den guten Jungen vor allen schmerzte, war die unschickliche Wahl des Müllerhandwerks, da er es nun fühlte, wie schwer es sey, bey diesem Metier ein Eigenthum zu erhalten, indem die Mühlgewerke alle sehr theuer zu stehen kommen, und wozu er niemal würde Geld genug zusammenbringen können. Wäre ich ein Schneiders- oder Schuhemachersgeselle, sagte er, so könnte ich jetzt leicht in irgend einem Städtchen eine Werkstätte kaufen; aber nun — habe ich nicht eine einzige Aussicht vor mir. In diesem traurigen Tone sprach er oft manche lange Stunde mit der Julie, und diese weinte bey dem edlen Herzen ihres Heinrichs die bittersten Thränen über die verschlossene Aussicht, ihre Ehre noch einiger Maaßen retten zu können. Allein das alte Mütterchen sprach ihr Muth ein, und suchte sie mit ihrer eigenen Lebensgeschichte zu ermuntern, indem sie es der Julie anvertraute, daß sie in ihrer Jugend auch einmal das nämliche Unglück gehabt, daß sie dabey entsetzlich betrübt gewesen, daß es ihr aber nach der Hand besser gegangen, als sie es erwartet hätte. In dieser traurigen Lage, zwischen Hofnung und Furcht, zwischen Leid und Freude lebte Julie dahin, bis sie einen sehr schönen und gesunden Knaben gebohren hatte. Alle waren über dieses edle Geschöpf vor Freuden entzückt, und selbst die Mutter gestand bey dem Anblick ihrer reizenden Frucht, daß sie gerne alle Leiden vergessen wolle, weil sie nun dafür auf eine so entzückende Weise ist belohnt worden. Man hatte bey dieser Geburt

von all den tausend Beförderungs- und Linderungs-Mitteln, womit die katholischen, aber zugleich vermöglichen Frauen behangen, besprizet, gewaschen, und beräuchert werden, nicht ein einziges vorräthig, daß man sagen könnte, die Mutter habe nach katholischem Gebrauche gebohren: es erschienen weder Bettelmönche noch andere Geistliche mit ihrem geweihten Kram, welche sich nur bey den reichen Bürgerfrauen am häufigsten einfinden; und weder die Nonnen noch die Kapuziner hatten das Responsorium zum heil. Anton gebethet. Man hatte keine heilige Reliquie von einer Muttergottesmilch, kein Bildlein von der Spanischen Muttergottes, keine Asche vom H. Sebastian, kein Haar von der H. Ursula, keine Mütze von der H. Anastasia, kein seidenes Band von dem Kindlein zu Loretto, keinen Mantel von Maria Einsiedeln, keine Lappen vom Stifter des Jesuiten-Ordens, und was tausend dergleichen Mönchsaberglauben sind, und dennoch gebahr Julie ein schönes, munteres und gesundes Kind. Der Heinrich steckte vor Freude all sein vorräthiges Geld zu sich, um für alle Fälle der Bedürfnisse bereit zu stehen, und dem Kinde nichts ermangeln zu lassen. Die erste Sorge gieng jetzt dahin, um einen Pathen ausfindig zu machen, welcher das Kind zur Taufe bringen würde. Dieses war für den Heinrich ein äußerst lästiges Geschäft; er wußte, wie verächtlich ein uneheliges Kind gehalten würde, und wie sehr man sich weigerte, bey dieser Taufhandlung einen Zeugen abzugeben. Er versuchte es bey verschiedenen Personen, welche

er für vernünftigdenkende Männer und für seine vertrauten Freunde hielt; er ward aber überall abgewiesen, und mit den bittersten Vorwürfen seines Vergehens aus dem Hause geschaft: Jedermann erklärte diese Frucht für schändlich, und Jedermann schämte sich einen Pathen abzugeben. Er gieng also trostlos zu seiner Julie zurücke, erzählte ihr den Schmach und die Verachtung, mit welcher er wäre abgewiesen worden, und hätte das alte Mütterchen nicht beide getröstet, so würde jene unsanfte Begegnung einen schlimmen Einfluß auf die Gesundheit der Julie gehabt haben.

Während sie nun über die Pathenschaft Rath hielten, so pochte ein abgedankter Soldat an der Thüre um ein Almosen. Dieser Mann hatte nur den rechten Arm; denn um seinen linken war er in dem siebenjährigen Preußenkriege gekommen. Das alte Mütterchen öffnete diesem Soldaten ungesäumt die Thüre, hieß ihn in die Stube treten, erzählte ihm die Geschichte der Kindesmutter, und sprach ihn um die Pathenstelle an. Der Soldat fluchte über die Dummheit und Gefühllosigkeit der Einwohner jener ganzen Gegend, und Heinrich both ihm zween Thaler, wenn derselbe das Pathengeschäft auf sich nehmen würde. Für Geld, antwortete der Soldat, thu ich eben keinen Liebesdienst, aber wenn ihr euch meines Beistandes und meiner Armuth nicht schämet, so will ich euch diesen Gefallen herzlich gerne umsonst erweisen. Das Mütterchen meldete hierauf dem Pfarrer das neugebohrne

Kind, welcher in seinem heiligen Amtszorne den Bescheid von sich gab, daß man das Kind nach Sonnen-Untergang zur Taufe bringen möchte, weil er zu dieser Amtshandlung nicht eher Zeit hätte, indem eben jetzt sehr ansehnliche Gäste: (es waren seine Spiel- und Saufbrüder:) angekommen wären. Mit dieser Antwort trollte das Weibchen getrost nach Hause, bereitete ein schlechtes Mahl, und schmückte die Windel des Kindes mit natürlichen Feldblumen, weil es ihre Armuth nicht erlaubte, dasselbe mit künstlichen Spitzen und Dressen zu zieren. Als sich nun die Sonne dem Untergange neigte, so zogen sie mit dem Kinde über die grünen Wiesen fort, und besprachen sich über den Hauptgegenstand, nämlich, was man dem Neugebohrnen für einen Namen geben würde. Der holde Kleine, sagte der Soldat, ist nun in einer Lage gebohren, wo er noch manches hartes Schicksal wird leiden müssen; kömmt er mit dem Leben durch, so wird er Muth, Standhaftigkeit, Entschlossenheit, und Herzhaftigkeit nöthig haben, er wird mit mancherley Ungemach kämpfen müssen; und man muß ihm daher einen Namen geben, der ihn erinnert, daß er bey allen Uebeln nicht verzagen soll, die er auszustehen hat: er soll Friedrich heissen, wie ich, und wie der König, bey dem ich diesen Arm verlor. Wenn dieser Fritze einmal heranwächst, und ich das Glück habe, demselben meinen Lebenslauf zu erzählen, so wird er von mir lernen, daß nur jene Menschen groß sind, welche niemal zittern, wenn auch der Himmel einstürzen sollte; und daß ein edles, gutes Herz

das einzige Gut des Menschen ist, bey dem ein Betler Trotz des Ueberflusses der Dummköpfe noch stolz seyn kann. Ich, fuhr der Soldat fort, möchte meine Siege, welche ich über das Ungemach erfochten habe, für all den Reichthum der schalen und erfahrungslosen Köpfe nicht vertauschen, welche in großen Pallästen wohnen, welche keine Welt im Großen und im Kleinen, keine abwechselnden Schicksale, keine Thaten der wunderbaren Vorsicht kennen, und welche die Süßigkeit der Siege nie gekostet haben, die ein rechtschaffener Mann über das ausgestandene Ungemach davon trägt: die Erinnerung meiner Lebensgeschichte ist mir so werth, daß mir dabey das schwarze Brod wie die niedlichste Speise schmecket. Das Kind soll Friedrich heissen, wiederholte der Soldat, und ein gelehrter Mann sagte mir einmal, daß ein schicklicher gutgewählter Name manchmal einen starken Einfluß auf das Leben des Menschen haben könne.

Indeß, bis sie über die Benennung des Kindes einig wurden, langten sie am Pfarrhofe an, aus dessen Fenster, welche eben zur schwülen Sommerszeit offen stunden, man schon von weitem einen so lauten Lärm und Gelächter vernehmen konnte, als wäre da ein öffentliches Saufgelage eines Märzenkellers, wo sich muthwillige und ausgelassene Bauersbursche herumtaumelten. Der Soldat als Gevatter meldete sich nun, daß er für das neugebohrne Kind um die heilige Taufe bitte; worauf er aber gleich zur Antwort erhielt, daß er noch eine ziemliche

Zeit zu warten hätte, bis die Gäste, welche eben im vollen Sause das Vivat einander zutranken, den Abschied genommen hätten. Sie setzten sich daher in einen Schatten hin, und das Mütterchen labte das Kind mit frischem Wasser. Die Dienstmägde des Pfarrers waren so neugierig das Kind zu sehen, daß eine die andere herausrief, und ihre große Bewunderung äußerten, daß sie in ihrem Leben kein so edles, schönes Kind, wie dieses war, gesehen hätten: sie drangen sich vor Freude hinzu, um dasselbe zu küssen, nahmen es auf ihre Arme, und verwunderten sich je länger je mehr über das holdselige Wesen und die einnehmende Schönheit dieses neugebohrnen Knabens. Nach zwoen vollen Stunden beliebte es endlich dem Herrn Pfarrer, in seinem größten Unwillen über dieses lästige Amtsgeschäfte, die heilige Taufhandlung vorzunehmen. Der Soldat hielt ein scharfes Auge auf dieses Zeremoniel; und da er bemerkte, daß des Pfarrers Zunge durch das vorangegangene Vivat=trinken, und selbst seine Füße, wie die Glieder eines Betrunkenen, ziemlich geschwächet waren, so schüttelte er manchmal den Kopf darüber, und dies so sichtbar, daß es der Pfarrer bey einem lucidum intervallum zu letzt sogar bemerkte, und den Beobachter in dem rauhesten Tone darüber zur Rede stellte. Der gute Pathe war schlau genug, das Ende dieser Handlung abzuwarten, und als hierauf der Pfarrer seine groben Ausdrücke wiederholte, und gegen das uneheliche Kind seine äußerste Verachtung blicken ließ, so stieg dem Soldaten die Galle so sehr, daß dieser ihn

an der Brust packte, und auf den Boden niederwarf. Alsogleich eilten auf das Geschrey des Pfarrers dessen drey Knechte zur Hülfe herbey; als aber der Soldat mit seinem einzigen rechten Arme den ersten auf der Stelle niederschlug, so liefen die zweien anderen mit solcher Furcht davon, als hätten diese an dem Soldaten zehn Aerme, statt einen, wahrgenommen. Nach diesem kleinen Scharmützel nahm Heinrich das Kind und zog mit seinem Gevatter getrost nach der Hütte zurück. Dieser machte im Nachhausegehen manche Glosse über die Gegenwart des Geistes des Herrn Pfarrers, und über dessen Bezug auf die wirkende Handlung; doch sprach er hierüber zum Heinrich kein Wort um ihn nicht zu betrüben, oder das Schicksal des Kindes nur noch mehr zu verschlimmern. Wir armen Leute, sprach er, müssen alles von der Güte des Himmels erwarten und empfangen; denn rechneten wir auf Menschenhülfe, so dürften wir heute zu leben aufhören: wir haben unsere Pflicht möglichst gethan, und dafür wird der liebe Gott auch unseren Fritzen segnen. Es ist nicht nöthig, fuhr er fort, daß wir diesen Auftritt der lieben Julie erzählen, und ihr Herz betrüben; die Weiber nehmen oft dasjenige als eine sehr schlimme Sache auf, was die Männer aus dem Point d' honneur und aus Bravour thun. Aber wisset ihr, lieber Gevatter, fiel das alte Mütterchen in die Rede, daß dieser Auftritt noch üble Folgen haben werde? Ich sah den Beamten dieses Ortes am

Fen-

Fenster des Pfarrers als Gaste mit dem Gläschen Wein in der Hand stehen; diese zween sind Herzensbrüder, und der Pfarrer wird Rache fodern. Gut, antwortete der Soldat; ich bin ganz der einzige, welcher ihn beleidiget haben mag; aber dafür steht mein Arm, daß mich keiner von beiden werde packen können: wäre ich jezt ein Mann von Ansehen, ich würde dem Pfarrer gewiß seine Trunkenheit bey dem Konsistorium sauer machen; nun, da ich arm bin, so haben meine Klagen kein Gewicht. Der gute Gevatter gab dem Heinrich noch manchen Trost, und sprach ihm Muth ein, daß er sich auf Menschenhülfe, auf Menschensegen niemal verlassen soll, sondern einzig und alleine um des Himmels Segen flehen, weil diesen die guten Kinder allezeit erhalten, und jener nur Geld kostet. Mittler Weile langten sie zu Hause an, legten das Kind in den Schooß der Mutter, und wünschten derselben zu ihrem holden und liebevollen Fritzgen herzlich Glück. Heinrich dankte nun seinem Gevatter für den erwiesenen Liebesdienst; sie setzten sich bey einer Kanne Bier zusammen, und plauderten in trauter Freundschaft noch eine halbe Nacht fort. Aber sobald der Tag heranbrach, machte sich der Gevatter auf den Weg; ich habe als Soldat vorsichtig zu seyn gelernet, sagte er, und ich halte dießmal eine Retirade am behaglichsten: denn der Pfarrer und der Beamte könnten mich in der Schanze übermannen. Seyd nicht traurig über meinen Abschied, sprach er, der Himmel läßt uns wieder einander

finden und sehen, ohne daß wir es vermuthen; er küßte Fritzchen herzlich, bat den Himmel um den wohlthätigen Segen, und so verließ er die kleine Familie.

Noch denselben Tag kam der Gerichtsdiener daher, um den Gevatter aufzusuchen, und diesen zur Strafe zu ziehen. Der Kerl trat mit aller Brutalität in die Stube, und polterte, daß die Julie am ganzen Leibe zitterte. Allein Heinrich, der sich zum Glücke auf die Methode, die Gerichtsdiener zu beruhigen, verstand, säumte nicht den groben Gast mit Brantewein zu bedienen, und denselben mit den freundschaftlichsten Worten zu besänftigen. Heinrich erzählte den ganzen Hergang Haarklein, wodurch er begreiflich machte, daß er ganz und gar an der Mißhandlung nicht Schuld sey, und damit dieses auch der Beamte begreifen möchte, so drückte Heinrich zween große Thaler in die Hand des Gerichtsdieners. Dieser eilte nun zufrieden zu seinem Herrn zurücke, und erklärte demselben die Species facti in einer ganz anderen Gestalt, als sie von dem Pfarrer als Kläger war vorgebracht worden. Der Beamte, welcher von jeher gewohnt war nach dem Gutheissen seines getreuen Gerichtsdieners zu entscheiden, ließ nun diese Causa beruhen, ob er schon sehr gerne seinem alten Trinkbruder, dem Pfarrer, einige Genugthuung verschafft hätte. Bedenken Euer Gnaden, waren des Gerichtsdieners letzte Worte, wir dürfen den Finger auf den Mund legen; denn ein Kind im Rausche taufen, dieses

würde bey einer höheren Stelle dem Pfarrer keine Rosen bringen. Hiemit endigte sich dieser in dem Herzen des Pfarrers bis zur schwärzesten Rache ausgedachte Proceß, und der Beamte besänftigte diesen mit der bedenklichen Rede, welche eben der Gerichtsdiener gethan hatte, und warnete ihn stille dabey zu seyn, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, die Pfarre zu verliehren. Indeß erfuhr auch Juliens Schwägerin alles, was vorgegangen war. Diese eilte wie rasend zum Beamten, und stellte ihm vor, welche Schande es ihr wäre, ihre lasterhafte Schwägerin samt der Frucht der Sünde in der Nachbarschaft zu sehen. Obschon diese Brauerin ihren ledigen Stand auf die nämliche Art bemakelt hatte, so konnte sie jezt ein gefallenes Mädchen um so weniger ausstehen, weil sie im ganzen Markte das Muster der Andacht seyn wollte. Und da man ihre vertraute Bekanntschaft mit dem Pfarrer sehr oft für verdächtig hielt, und selbst der Beamte manchmal mit ihr liebäugelte, so bemühete sie sich diese Makeln mit der öffentlichen Gleißnerey auszulöschen. Wo sie immer in der Gesellschaft war, so sprach sie von der Andacht, von der Ehrbarkeit und der Keuschheit; sie beichtete alle Festtage, stellte öffentliche Wallfahrten an, ließ unter ihrem Namen Lob- und Seelenämter von der Kanzel verkündigen, und in allen Fähnlein und Muttergottesmänteln war ihr Namen eingewirket, damit es die Leute lesen und sich daran spiegeln könnten. So viel gleißnerische Bosheit nährte ein gemeines Weib in

ihrem Busen, daß man den Dämon nicht bemerkte, welcher ihre böse Leidenschaften befriedigen half. Auch der Pfarrer war der nämliche Gleißner; er besorgte, es möchte der Blitz, Hagel und Pestilenz die Gemeinde treffen, weil ein uneheliges Kind in dieser Gegend wäre, um mit diesen Aeußerungen seinen unmoralischen Charakter zu bemänteln. Das alte Mütterchen wurde bald vorgerufen, und ihr der schärfeste Auftrag ertheilet, die Julie samt dem Kinde aus dem Hause zu jagen. Nun war ein guter Rath theuer, wohin sich Julie in dieser Lage flüchten sollte. Das alte Mütterchen bestand auf dem unseligen Gedanken, man sollte das Kind bey irgend einem Hause niederlegen, und die Mutter könnte ungehindert wieder als eine Dienstmagd fortleben. So sehr sich Julie über diesen Vorschlag ärgerte, und dabey zitterte, so wußte doch das Weibchen so manche Gründe hervorzubringen, daß sie beinahe Juliens halbe Einwilligung erhielt. Jene stützte nämlich ihre Gründe auf die eigene Erfahrung, mit der Versicherung, daß sie dieses selbst einmal in ihrer Jugend gewaget habe; und daß dieses keine unedle That wäre, so nahm sie zu der Nothwendigkeit ihre Zuflucht, und stellte der Julie vor, daß man im äußersten Falle das bessere und schicklichere wählen müsse. Ich weis drey Stunden weit von hier, sagte das Weibchen, ein vermögliches Ehepaar, welches aber ohne Erben ist; diese alten Eheleute würden das Kind mit Freuden aufnehmen: und wenn ihr mit eurem Heinrich euer Schicksal verbessert, so könnet ihr allezeit euren Fritzen wie-

der haben: es ist doch besser für das Kind, wenn es eine fremde, aber gute Pflege genießt, als daß es samt der Mutter im Bettelstande schmachten soll. Julie, welche von der mütterlichen Liebe und von der Furcht vor ihrer Schwägerin gequälet ward, wußte nichts zu antworten; sie beweinte nur das unmitleidige Wesen der Menschen, welche ihr nicht einmal eine arme Hütte vergönnen; und in dieser Betrübniß überfiel sie der Schlaf. Es war eben eine helle Mondesnacht, und das alte Mütterchen packte das Kind in Windeln zusammen, und schlich sich zur Thür hinaus. So starrköpfig sind oft die alten Frauen, daß sie ihre Absichten mit der größten Unbequemlichkeit durchsetzen wollen. Sie brachte wirklich das Kind an den von ihr bestimmten Ort, legte dort selbes heimlich vor die Thürschwelle, und schlich sich wieder nach Hause. Der Schmerz, welchen Julie beim Erwachen fühlte, als sie ihr Kind nicht mehr sah, war nicht auszusprechen; sie heulte, und schrie; und keine einzige Vorstellung des alten Weibchens vermochte sie zu trösten. Heinrich, der am frühen Morgen eben dazu kam, weinte selbst bittere Thränen um den lieben Fritzen, und sie fühlten es zu sehr, wie wehe es thut, wenn man das Band der Natur zerreissen will. Julie begab sich von dem Heinrich unterstützt, todtkrank auf den Weg, um ihr Kind wieder zu finden. Sie war noch nicht in das Haus getreten, so erkannte sie schon den Fritzen an der Stimme, und da sie in die Stube hineinkam, so sah sie mit Thränen im Auge, mit welcher Sorgfalt

und Emsigkeit eine betagte Bräuerin des Kindes pflegte. Entweder aus Schamhaftigkeit oder aus Furcht einer üblen Begegnung verschwieg sie es, daß sie die wahre Mutter des Kindes wäre; sie bat um eine Herberg, weil sie, wie man es mit Augen sah, Krankheitshalber nicht mehr weiter kommen konnte. Als nun in der Nacht alles ruhig schlief, und selbst das Kind sanft in den Windeln schlummerte, so nahm Julie ihr Fritzchen, und eilte, als hätte sie ihr eigenes Kind gestohlen, heimlich davon. Heinrich erwartete sie, vermög der Abrede, außerhalb dem Dorfe, und so zogen sie voll Hunger und Kummer die ganze Nacht fort, ohne eigentlich zu wissen, wohin. Allein die Freude, daß sie nun ihr Kind wieder hatten, versüßte alle ihre Leiden, und da der Heinrich immer eine kleine Baarschaft bey sich trug, so begaben sie sich auf ein entlegenes, und unbekanntes Wirthshaus, wo sie sich einige Tage lang labten, und sich Julie wieder erholte, bis sie für ihr Söhnchen einen Aufenthalt ausfindig machten. Heinrich beredete seine Julie, so lange da zu bleiben, bis er wieder käme, und ihr eine gute Bothschaft brächte. Indeß hatte der Müller über sein Ausbleiben einen Verdruß bekommen; dieser Müller war ein guter Mann, er wußte Heinrichs Geschichte ganz, ohne daß er diesen deshalb für schlechter, und schimpflicher hielt; aber das Weib des Müllers war aus Andachtseifer engbrüstig, und von dem Ausbleiben nahm sie Gelegenheit, ihren Mann so lange zu quälen, und mit demselben zu

zanken, bis dieser den Heinrich des Dienstes entließ. Es fiel ihm äußerst schwer, sich zu einer Zeit Brodlos zu sehen, wo er es eben am besten bedurfte, um die Seinigen unterstützen zu können. Keine Bitte, keine Vorstellung vermochte es, die Müllerin auf bessere Gedanken zu bringen. Ein vorbeiziehender Bettelmönch, welcher alle Jahre vier bis sechsmal bey der Müllerin um Butter, Getreide, Flachs u. s. f. bettelte, und welchen diese wegen seiner asiatischen Kutte, in welcher der Mönch ohne Hemd und ohne Hosen steckte, für einen heiligen Mann hielt, hatte das Zutrauen der Müllerin so sehr gewonnen, daß sie ihm alle ihre heimlichen Anliegen anvertraute. Dieser böse Mönch versicherte nun, und betheuerte aus den Erscheinungen seines heiligen Ordensstifters, daß ein Haus, wo unkeusche Menschen wohnen, der lebendige Aufenthalt des Satans sey; er getraue sich, setzte er hinzu, nicht in dieser Mühle zu übernachten, aus Furcht, der Blitz möchte das ganze Haus in Brand stecken. Hierauf erzählte der Mönch eine Menge der abentheuerlichsten Histörchen, womit er lehren wollte, wie sicher und schrecklich die Unkeuschheit gestraft werde; das Weib horchte mit Entsetzen dem Manne zu, und in der darauffolgenden Nacht hatte sie einen so fürchterlichen Traum, daß sie glaubte, der leidige Satan sey mit Geisebart und Drachenschwanz in ihrer Schlafkammer erschienen. Dieses war die Ursache, daß Heinrichs Bitten alle vergebens waren, so ungern ihn auch der Müller wegen seinen Fleiß und Treue entließ.

Nun wußte sich der unglückliche Junge lange nicht zu rathen, bis er sich an eine alte Base erinnerte, welche in einem Städtchen als eine arme Wittwe wohnte, und wohin er eine ganze Tagereise zu gehen hatte. Er versuchte es, zu dieser Base sein Zutrauen zu nehmen, wo er so glücklich war, daß ihm dieselbe nicht nur allein die Verpflegung des Kindes zusagte, sondern er selbst in diesem Städtchen bey einem Müllergewerke wieder angestellet wurde. Da dieses an einem Tage zugleich geschah, so schätzte er denselben als den glücklichsten Tag seines Lebens, und dankte Gott inniglich für diese große Wohlthat. Am nächsten Sonnabend machte er sich auf den Weg, um seine Julie und Fritzchen nach diesem Städtchen zu bringen; und als die alte Base das Kind zum erstenmale erblickte, so ward sie darüber so sehr entzücket, daß sie dasselbe mit tausend Liebkosungen umarmte: so ein edles holdes Kind, sagte sie, habe ich in meinem Leben nicht auf den Armen getragen. Julie küßte wohl tausendmal die Hand der wohlthätigen Base, und ehe noch die erste Woche vorbey war, so war sie auch so glücklich, in einem guten Bürgershause als Magd aufgenommen zu werden. Jetzt freuten sich die so sehr verfolgten Aeltern über das gute Schicksal, welches sie in diesem Städtchen unvermuthet gefunden hatten; sie versahen den Dienst ihrer Herrschaft mit der größten Pünktlichkeit, um mit dem erworbenen Liedlohne dem Kinde die Nahrung zu verschaffen. Heinrich arbeitete wohl so gut, als zween Knechte, um die Gunst seines Herrn zu erhalten, und

so oft er seinen Wochenlohn einnahm, so eilte er mit demselben zu seiner Base, damit das liebe Fritzchen an keinen Bedürfnissen Mangel leiden durfte. Nach einiger Zeit ward aber die Base auf das gefällige Wesen ihres Pflegesohnes stolz; sie trug das Kind manchmal auf den Armen durch die Stadt, bey welcher Gelegenheit Fritzchen von den Nachbarsfrauen wohl hundert Küsse auf seine rosenfarben Wangen empfieng. In diesem Städtchen war eine Kaufmannsfrau, die ungemein viel bürgerlichen Stolz auf ihren Reichthum hatte, und zugleich auf das Ansehen ihres Gemahls, weil dieser als der erste Bürgermeister im Städtchen brillirte. Dem Vergnügen dieser Bürgermeisterin mangelte nichts, als schöne Kinder; denn die ihrigen waren immer die garstigsten im ganzen Städtchen, so sehr sie dieselben mit kostbaren Kleidern zu schmücken trachtete. Nun hatte vor wenig Jahren dieser Bürgermeister den Gemahl der Pflegemutter, der ein Stadtbrunnenmeister war, in einen solchen Proceß verwickelt, daß dieser gänzlich verdarb, und vor Kummer darüber gestorben war. Dieses Unbild hatte die alte Mutter noch nicht vergessen, und um sich nur auf eine entfernte Weise daran zu rächen, so trug sie den kleinen Fritzen öfter bey dem Hause ihrer Gegnerin vorbey, und einmal stellte sie sogar in der Kirche ihr schönes Pflegesöhnchen nahe an die Bürgermeisterskinder hin. Dieses war nun ein unauslöschlicher Schmach, und die Bürgermeisterin neckte ihren Mann so lange, bis dieser in einer Raths-Seßion bewirkte, daß man ein fremdes uneheliches Kind

auf keine Weise in dem Städtchen zu gedulden habe, weil die Versorgung desselben über kurz oder lange der hochlöblichen Bürgerschaft zur Last fallen würde: und um ein abschreckendes Beispiel zur Verhütung mehrerer dergleichen Fälle sollte die Mutter samt dem Kinde auf die Schandbühne gestellt, und alsdann durch die Gerichtsdiener aus unseren Stadtmauern verwiesen werden. Bey dieser Seßion waren die vota unanimia mit Ja; der einzige Stadtschreiber, welcher bey dem Wort der Schandbühne die Feder wegwarf, protestirte gegen dieses barbarische Verfahren. So nahe war Fritzchen schon als ein Kind daran, öffentlich der Verachtung preis gegeben zu werden. Dieses war für die Aeltern ein Donnerschlag; sie zogen voll Betrübniß fort, und trugen das Kind, als die Quelle ihrer Verfolgung, wechselweise auf ihren Armen. So groß nun das Elend war, welches sie drückte, so machten sie sich doch keine Vorwürfe, und die Liebe zu Fritzchen versüßte wieder die Bitterkeit ihrer Herzen. Aber über die Gefühllosigkeit der Mitmenschen führten sie manche bittere Klage; und da der Heinrich gar oft von den protestantischen Christen viel rühmliches gehört hatte, so fiel es ihm ein, bey diesen sein Glück zu versuchen, und nach einer paritätischen Reichsstadt zu ziehen. Man wird doch unserem Kinde zu athmen gönnen, sagte er, wenn wir versichern, daß wir mit unserem Fleisse und Arbeit für den Unterhalt desselben sorgen.

In dieser Hofnung kamen sie vor die Thore der Reichsstadt N. N. hin. Heinrich, der eine

Viertelstunde vorangegangen, wies seine Kundschaft her, paßirte glücklich, und wartete in einem Wirthshause, welches er vorher verabredet hatte. Als endlich Julie mit dem Kinde vor die Thore kam, so wurde sie gleich an der Kleidung erkannt, daß sie nicht einheimisch wäre; und da eben kurz vorher ein sehr scharfes Bettelmandat in dieser Stadt kund gemacht worden, so wurde sie mit kurzen Worten zurücke gewiesen, mit dem Bedrohen der Zuchthausstrafe, wenn sie sich nochmal, oder bey einem andern Thore würde betreten lassen. Diese Drohung preßte ihr die hellen Thränen aus dem Auge, daß sie nun als ein ehrlichdenkendes und fleißiges Mädchen vor dem Zuchthause nicht mehr sicher seyn sollte. Sie verlohr über diesen Schmach all ihre Geisteskraft, sie zitterte am ganzen Leibe, und faßte einen schrecklichen Entschluß, mit samt ihrem Kinde unter freiem Himmel zu verhungern. Heinrich wartete zwo, und drey Stunden vergebens, und er konnte sich das zu lange Ausbleiben seiner Julie nicht erklären, indem es ihm nicht einmal einfiel, daß man ihr vor dem Thore würde Hindernisse in den Weg gelegt haben. Endlich fieng er an sie aufzusuchen; er durcheilte alle Strassen der Stadt, ohne sie finden zu können, und da die Nacht allgemach heranbrach, so war sein Kummer für Julien und Fritzchen unbeschreiblich. Er wußte, wie schwach eine weibliche Seele wäre, wie bald diese dem Kleinmuth unterliege, und — ach! welcher Gedanke folterte ihn, da er besorgte, Julie möchte sich aus Verzweiflung Gewalt angethan haben. Zween ganze Tage lief

Heinrich in dieser marternden Angst herum, bis er sie endlich unweit der Stadt auf dem Felde in eines Hirten Hütte antraf, wo sie eben ihren Säugling stillte. Komm, Julie, sprach er, nun wollen wir noch ein Mittel versuchen, welches mich die Noth ergreifen heißt, und wofür ich mich so lange geschämt habe. Ich wage es meinen grauen Aeltern unter die Augen zu treten, ihnen mein Vergehen zu gestehen, und dieselben auf den Knien zu bitten, daß sie das Kind für meine Bezahlung verpflegen möchten, weil sie selbst keine übrige Baarschaft besitzen. Heinrichs Aeltern waren hülflose Schuhemacherleute in einem Marktflecken in der oberen Pfalz; da diese wegen ihrem hohen Alter sich nicht mehr mit dem Handwerke nähren konnten, so zwang sie die Noth, ihr kleines Häußchen samt dem Bürgerrechte zu verkaufen, und übrigens gleichwohl noch vom schlechten Schuheflickerlohne zu leben. Als ihnen Heinrich seinen Fehler reuemüthig gestand, und sie um Vergebung gebeten hatte, so trat Julie mit dem Kinde in die Stube, und der Fritze rührte das Herz der alten Leute so sehr, daß man das Kind mit Freuden aufnahm, und möglichst zu verpflegen versprach. Allein sobald dieses der Magistrat erfuhr, so wurde feierlich gegen das Kind protestiret, und dieses um so mehr, weil die alten Eheleute ohne Bürgerrecht, und so zu sagen ohne Heimath wären, wodurch sie sich aller Ansprüche des bürgerlichen Beystandes begeben hätten. Heinrich, der die höchste Noth vor der Thür sah, wagte es zu einigen bürgerlichen Rathsfreunden zu gehen, und

diese um Schutz und Dach für sein Kind zu bitten; allein die ganze Raths-Seßion bestand aus ungebildeten Handwerksleuten, aus Beckern, Brauern, Krämern, Schreinern u. s. f., welche unhöflich genug waren, dem Heinrich auf die gröbste Art zu begegnen, und mit trockenen Worten rundherauszusagen, daß es nicht einmal der Mühe werth ist, wegen einem unehelichen Kinde mehr darüber zu sprechen, oder die Sache noch einmal bey der Seßion in Umfrage zu bringen. Der gute Heinrich war eben zur ungelegensten Zeit nach seinem Geburtsort gekommen, nämlich eine Woche vor der Fronleichnams Proceßion, wo die Bürger all ihre Gedanken mit der öffentlichen Parade, mit Grenadiers Mützen, mit Drommeln, mit Fähndrichs- und Lieutenants-Chargen beschäftigen, welche sie unter sich vertheilen, und wobey oft keine geringe Eifersucht entsteht, wenn einer vor dem andern ein maskirter Hauptmann oder Rittmeister wird. Diesmal waren aber ihre Köpfe mehr als gewöhnlich in Verwirrung gerathen, denn es ereigneten sich zween Fälle, woran der ganze Magistrat nie gedacht hatte. Der erste Fall, welcher ihre Köpfe verrückte, war eine Nachläßigkeit des sogenannten Stadttambours, sonst seiner Profeßion ein Töpfer; dieser hatte die Drommeln so sorglos unter dem Dache aufbewahret, daß die Drommelfelle von den Mäusen gänzlich zerfressen und vollends unbrauchbar waren. Man zerzausete sich die Haare über dieses Unglück, und

Jedermann prophezeihte eine unglückliche Aernte, weil dießmal an der Proceßion das Hauptingrediens der Feierlichkeit, die alten Drommeln mangelten. Der zwote, aber noch größere Unglücksfall war der unersetzliche Diebstahl der großen, seidenen, und mit Gold gestickten Bürgersfahne. Diese Fahne wurde ein ganzes Jahrhundert lang in weit höheren Ehren gehalten, als die Muhamedsfahne, weil die Tradition davon erzählte, daß jene Fahne im Türkenkriege gegen den Erbfeind der Christenheit sey gebraucht worden, unter welcher der herrliche Sieg bey Belgrad erfochten wurde. Der Magistrat hätte lieber die Pupillenkasse und alle alten Rathhausurkunden vermißt, als diese alte Fahne, welche in den Augen des Pöbels das höchste Prätium Affektionis erreicht hatte. Nun waren auch ein Paar Kapuziner in diesem Marktflecken, welche alle Jahre auf Kosten der Bürgerschaft dahin berufen werden, um die Fronleichnams Proceßion zu rangiren und zu kommandiren, ein Fach, worinn sich die Kapuziner vor allen andern Bettelmönchen in ganz Deutschland auszeichnen. Dieses unentbehrliche Paar Bettelmönche kam gewöhnlich zwey Wochen vorher, um die Marktkinder, welche auf Triumpfwägen herumgeführet werden, aufzuschreiben, unter dieselben die Rollen auszutheilen, und die ganze lächerliche Maskerade zu veranstalten. Diese wußten den Diebstahl der Fahne sehr figürlich dahin zu erklären, daß es nun mit der heiligen Religion am Ende wäre, weil das Siegeszeichen derselben,

die Fahne nämlich, aus gerechter Zulassung Gottes verlohren gegangen. Die Weissagung Daniels, et auferetur sceptrum — wußten sie gar weislich auf die Fahne anzuwenden, und in einer Predigt die ganze Bürgerschaft in Schrecken zu setzen: sie bewiesen es aus der Bibel, daß es Freidenker, und Proceßionsspötter in dem Marktflecken gebe; daß die Sitten der Einwohner verdorben, daß das Laster der Unkeuschheit (das Lieblingsstekkenpferd der Kapuzinerprediger) so sehr überhandgenommen habe, daß sie nun mit dem Verlust der christlichen Fahne wären gestraft worden. Es wären noch weit größere Strafen zu befürchten, fuhren sie fort, wenn man nicht bey Zeiten Hand anlegen würde, die Gerechten von den Ungerechten abzusondern, und die Sünder in die äusserste Finsterniß hinauszustossen, wo Heulen und Zähnklappern seyn wird. — Nun kann man sich wohl denken, daß es für den Heinrich am rathsamsten gewesen ist, bey Zeiten seinen Geburtsort zu verlassen; indem bey denjenigen Menschen das Herz für das edle Gefühl, für zweckmäßiges Wohlthun, und für die wahre Menschenliebe verschlossen ist, welche im fanatischen Eifer ihr Vermögen dazu beitragen, um eine alte Drommel und Fahne zu unterhalten, und welche mit dem Rest ihres Vermögens aus schwärmerischer Blindheit die wanstigten Bettelmönche mästen, die von jeher die größte Hinderniß des zweckmäßigen Menschengefühles waren.

Heinrich hatte es zu oft erfahren, daß in jenen Orten, wo die Bürger zu sprechen hatten, am wenigsten einiges Mitleid oder Hülfe zu erwarten wäre: er tröstete die Julie, so gut er konnte, und versuchte es, den kleinen Fritzen irgendwo auf dem Lande unterzubringen. Lange schleppten sie sich kummervoll herum, sie wanderten von Dorfe zu Dorfe, bis sie mit einem Maurer bekannt wurden, dem sie ihre ganze Geschichte erzählten. Nun rührte den Maurer die schreckliche Gefühllosigkeit der Menschen, er nahm Fritzchen unter seine kleinen fünf Kinder auf, und die Aeltern versprachen mit einem Eide getreulich für den Unterhalt zu bezahlen. Kein Mensch bemerkte es, ob der arme Maurer um ein Kind mehr oder weniger in seiner Hütte zählte, und Fritzchen konnte nun einmal frey und ungestöhrt athmen. Julie erfuhr auch von dem Maurer, daß bey dem benachbarten Verwalter des herrschaftlichen Schlosses eine gute Köchin gesucht werde, wohin sie sich sogleich begab, und glücklicher Weise aufgenommen wurde. Sie sammelte alle ihre Kräfte, um den Kummer und das ausgestandene Leiden zu verbergen, und sie wußte in wenig Tagen das Zutrauen ihrer Herrschaft so sehr zu gewinnen, daß sie volle Zufriedenheit leistete. Wie froh das Mädchen in ihrem Herzen über dieses gute Schicksal war, das läßt sich wohl denken; und ihre Freude ward noch mehr vergrößert, als auch der Heinrich in dieser Gegend bey einem Müller Arbeit gefunden hatte. Sie dankten dem Himmel, daß sich nun alles so

gut

gut gefüget, und Heinrich belohnte seinen Wohlthäter, den Maurer, wöchentlich mit einer reellen Verbindlichkeit. Fritzchen nahm bey seiner schlechten Kost von Tag zu Tage zu, er wuchs schön, gesund, und stark heran, und da das Landvolk auf die Phisiognomie keine Rücksicht nimmt, so wurde er ohne Bedenken für des Maurers Kind gehalten. Die Julie besuchte alle Sonntage, wenn es anders ihre Geschäfte zuliessen, ihr liebstes Söhnchen, um seiner zu pflegen, und demselben, so viel es in ihren Kräften war, eine gute Erziehung und Bildung beyzubringen, und dieses that sie unter dem Vorwande, als wäre des Maurers Weib ihre nahe Anverwandte. Auf diesem Dorfe befand sich, welches ein sehr seltener Fall unter den Katholiken ist, ein helldenkender Landschullehrer, welchen Fritz schon in seinem fünften Jahre besuchte. Dieses war nun unter dem Bauersvolke ein großes Mirakel, indem keines der Dorfkinder nach alter Gewohnheit vor dem neunten Jahre die Schule besuchte, ohngeachtet diese der brave Lehrer öfter und früher dazu eingeladen hatte. In dieser Schule ließ Fritzchen seine gute Anlage und Talente in kurzer Zeit hervorleuchten; der Lehrer durfte die Aufgabe nur einmal vorsagen, so blieb diese in Fritzchens Gedächtniß eben so gut, als hätte man ihm selbe hundert Male vorgesagt: alles, was der Knabe unternahm, war ihm wie ein Spielwerk; seine Hände waren zu allen Geschäften so geläufig, als hätte er sich schon länger dabey geübet. Dazu kam nun sein schöner Wuchs und seine schöne

Gesichtsbildung, welche selbst den Lehrer reitzte, mit Fritzchen sanfter und öfter umzugehen, als mit den übrigen rohen und ungebildeten Kindern. In kurzer Zeit ward der Lehrer auf Fritzchens edle Talente so stolz, daß jener mit dem Pfarrer eine Verabredung traf, um den Knaben bey einer sogenannten Christenlehre öffentlich zu prüfen. Das Landvolk erstaunte über die Geschicklichkeit dieses kleinen Knabens, indem Fritzchen aus den Trivial-Schulkenntnissen so mancherley Fragen mit der größten Behändigkeit beantwortete, wovon der größte Theil des Landvolkes im ganzen Leben keine Sylbe gehört hatte. Die Bauern horchten mit Augen und Munde zu, und ein vermöglicher Becker, welcher in der Kirche gegenwärtig war, konnte sich vor hinreissender Verwunderung nicht enthalten, hervorzutreten, und den Knaben öffentlich mit einem Dukaten zu beschenken. Julie, welche diesem Gottesdienste beywohnte, vergoß, Trotz ihres Zurückehaltens, Freudenthränen bey diesem Auftritte; und die Mauerin, welche aus Ehrlichkeit an Fritzchens Lobe keinen Antheil nehmen wollte, vertraute es denselbigen Nachmittag einer Bäuerin, daß der schöne, hoffnungsvolle Knabe nicht ihr Kind, sondern ein uneheliches Kind einer gewissen Julie wäre, welche in der Kirche geweint hätte. Die Bäuerin versprach mit Mund und Hand, dieses entdeckte Geheimniß zu verschweigen, und am folgenden Tage wußte man dasselbe schon im ganzen Dorfe. Nun ist es kein Wunder mehr, murmelten die Bauern, daß der

Knabe so gelehrt ist; ein gelehrter Vater hat gewöhnlich gelehrte Kinder, und wie könnte es anders seyn, da unser Verwalter — — doch stille! er würde uns wegen diesem Geschwätze auf den Pranger stellen.

Des Verwalters Gärtner, ein muthwilliger und heuchelnder Bursche, war der Julie lange nachgeschlichen, ohne von ihr eine Gunst zu erhalten. Dieser erfuhr es bald, was man im Dorfe sprach; er eilte mit tückischer Freude zurücke, und vertraute es der Frau Verwalterin, daß man ihren Herrn — die Köchin — wegen Fritzchen im Verdacht habe. In einer Stunde schlug die Eifersucht schon in hellen Flammen aus; die Frau glühete in ihrem Herzen vor Rache, bis Julie die Wahrheit ihrer Lage entdeckt und ihre ganze Geschichte eingestanden hatte, den einzigen Punkt, daß sich Heinrich in der Nähe befinde, ausgenommen. Diesen Augenblick war die so sehr beliebte Julie eine grobe Verbrecherin! Der Verwalter stampfte mit beiden Füßen vor Zorn auf die Erde, daß er durch Juliens Verbrechen in einen üblen Ruf gekommen wäre: diese sollte sich sogleich mit ihrem Pastarde aus seinem Gebiethe begeben; und der Maurer, welcher dem lüderlichen Gesindel so lange Zeit Unterschleif gegeben, ward auf fünf Tage bey Wasser und Brod eingesperret. Julie säumte nicht mit ihrem Kinde zu entfliehen, welches auch ihr Glück gewesen war. Denn als sich der

Zorn der Verwalterin gelegt hatte, so fiel es dieser ein, all ihren Hausrath zu mustern, um zu sehen, ob nicht die Köchin gar — eine Diebin gewesen wäre. In solchen Fällen gehen die Frauen gar selten kaltblütig zu Werke; die Verwalterin wollte überall einigen Abgang herausbringen; sie fand den Schrank des Leinenzeuges unvollzählig: sie vermißte eine Serviette, ein Hemd, Strümpfe, einen Ring u. s. f. ohne eine Probe zu haben, und ohne zu wissen, ob es nicht aus Schalkheit ihrer Kinder geschehen ist: und die unschuldige Julie wäre arretiret worden, wenn sie sich nicht bey Zeiten wegbegeben hätte. Den nämlichen Abend kamen ein Paar Bettelmönche, um bey dem Hrn. Verwalter zu übernachten, welche dort ihre gewöhnliche Niederlage aufschlugen, und denen man diese Herberge aus Andachtseifer herzlich gerne gönnte. Die Frau Vewalterin sowohl, als ihr Gemahl waren den Bettelmönchen mit besonderem Eifer geneigt, welches man zum Theile auch daraus abnehmen konnte, weil ihre Stube, Schlaf- und Kinderzimmer mit einer Menge Bilder des h. Anton, Franz, Xavier, Benedikt, u. s. f. und anderer Mirakelbilder so dicht behängt war, daß kaum eine Spanne breit von der Mauer durchscheinen konnte. Als nun diese die Geschichte Juliens aus dem Munde des Verwalters vernahmen, und erst Nachts um zehn Uhr bey vollen Weingläsern auch der Schullehrer und die vorgenommene Prüfung Fritzchens mit zur Sprache kam,

so faßten die Mönche diese Gelegenheit mit bei-den Händen, um den Schullehrer, der ihnen schon lang ein Spieß in den Augen war, einer heimlichen Bekanntschaft mit der Julie so ver-dächtig zu machen, daß der Verwalter gar nicht mehr daran zweifelte, ob dieser schon nur den Maurer, welcher unter des Verwalters Füßen bey Wasser und Brod saß, um die ächte Geschichte hätte be-fragen dürfen. Der brave Schullehrer war ein junger Mann, der eine alte Witwe, weil dieser nach ihres Mannes Tod der Schullehrerdienst von der adelichen Herrschaft zugesagt ward, ge-heurathet hatte. Man konnte nun freilich ver-muthen, daß der junge Mann mit seiner alten Gattin nicht allerdings zufrieden seyn dürfte; allein man wußte bisher noch keinen unrühmlichen Schritt von ihm. Seine erhitzte Neuerungssucht empfahl ihn zwar bey dem Landmanne sehr wenig; doch wußte er es seit kurzer Zeit mit seinem gefälli-gen Wesen dahin zu bringen, daß ihm hie und da einer von der wohlhabenden Klasse Gehör gab, und seine Vorschläge nicht nur blindhin annahm, sondern auch billigte. Unter diese gehörte nun vorzüglich der reiche Becker, welcher Fritzchen mit einem Dukaten beschenket hatte. Vormals nah-men die Mönche, wenn dieselben ihre Betteltour dahin traf, allezeit bey diesem Becker ihr Nacht-quartier; man nannte ihn allgemein den geistlichen Vater, und einige wenige Spötter belegten sein Haus mit dem Schimpfnamen der Pfaffenherberge. In diesem Hause aßen und tranken die Bettelmön,

che oft bis über die halbe Nacht voll auf, und wenn sie abzogen, so nahmen sie noch darüber ein ergiebiges Reisegeld mit sich fort. Diesen Becker also wußte der junge Schullehrer so künstlich und glücklich auf seine Seite zu bringen, daß der Mann noch in seinem grauen Alter gegen alles Mönchswesen gänzlich eingenommen ward. Der Becker, anstatt die trägen Mönche zu füttern, und ihre Bettelsäcke mit Messenstipendien zu füllen, wußte jetzt seine wohlthätige Hand auf eine vernünftigere Art auszustrecken; er war ein Vater der Waisen, er hatte schon zwey junge, arme Mädchen ausgestattet, er zahlte für zwölf arme Kinder das Schulgeld, er kleidete die nackte Unschuld, er nahm alte Witwen in seinen Schutz, er ließ arme Knaben in der Handarbeit unterrichten, und wenn Jemand aus Unglück verarmte, diesem streckte er Geld vor, ohne ein Interesse zu fodern. Bey so mancherley zweckmäßigen Wohlthaten blieb nun den Bettelmönchen so wenig mehr übrig, daß diese zu ihrer größten Bestürzung das Haus gänzlich meiden, und sich gleichwohl anderswo wieder einnisten mußten. Die Mönche wußten nun sehr wohl, wer an der gänzlichen Umstimmung des Beckers die meiste Schuld hatte, und dießmal hatten sie den Augenblick abgelauert ihre niederträchtige Rache auszuüben. Sie wußten so viele Verläumdungen über den ehrlichen Mann auszustreuen, daß dieser zuletzt durch theils gedungene, theils dumme Anbringer angeklagt, und endlich von Schullehrer-Amte entlassen wurde.

Als Julie ihr Kind mit sich fortführte, so bat sie die Mauerin noch um den letzten Liebesdienst, nämlich dem Heinrich zu sagen, daß dieser so lange auf der Mühle bleiben soll, bis sie ihn durch einen Brief abrufen würde; sie selbst wolle es indeß versuchen, bey ihren Aeltern Gnade und Vergebung zu bewirken. Julie, welche jezt einige ersparte Pfennige übrig hatte, zog nun mit ihrem Söhnchen einige Tage auf dem Lande fort, bis sie sich aus Mangel des Geldes genöthiget sah, ihrer Heimat zuzueilen. Sie hatte nur noch eine starke Tagereise zurückzulegen, und da sie eben Gelegenheit fand auf dem Wasser dahin zu kommen, so bestieg sie einen Holzfloß, und eilte mit zitterndem Herzen nach dem Hause ihres unempfindlichen Vaters. Der kleine Fritze saß ihr mit einem Stückchen Brod in der Hand zur Seite, als sie Plane über Plane entwarf, wie sie es anstellen sollte, ihren Vater zu besänftigen. Mit dem tief in die Brust gesenktem Kopfe dachte sie dem Vorhaben nach, und — der Floß scheiterte. Das Krachen, und das Geschrey der Floßknechte setzten die tiefdenkende Julie in einen so plötzlichen Schrecken, daß sie augenblicklich hinausstürzte, und unglücklich ertrank. Die unbehutsamen Knechte waren an einen verborgenen Steinfelsen angefahren, welcher den Floß in vier Theile sprengte, und so Stückweise dahin schwamm. Auf einem Stücke saß der hülfe und Mutterlose Fritze ganz alleine dem Schicksale überlassen: er schwamm in seiner alten Stellung mit dem Stückchen Brod in der Hand über drey Stunden weit fort, und wein-

te nach seiner Mutter schreiend. Endlich erblickte ihn ein armer Fischer, welcher eben am Flusse seine Hütte hatte; dieser setzte sich in den Nachen, und trieb das abgerissene Floßstück, worauf Fritze saß, an das Gestade hinaus. Da nun diesem armen Manne vielmehr darum zu thun war, Floßbäume, anstatt die Menschen, zu retten, so stieß er, zwar nur aus Unvorsichtigkeit, den kleinen Knaben noch am Gestade in das Wasser hinab. Glücklicher Weise war es nur ein sehr seichter, sandigter Grund, auf welchen Fritze hinausstürzte: er wurde aber doch am ganzen Leibe naß, und das Knäbchen konnte sich nur mit Mühe vollends retten. Der Fischer hörte und sah das unglückliche Kind im Wasser plätschern; allein das erbeutete Stück Holz war ihm werther, und überließ den Kleinen seiner eigenen Rettung. Fritze stand jezt zitternd in seiner nassen Kleidung am Gestade, ohne zu wissen, wo er ist, oder woher er gekommen war; er wußte nichts von seinem Geburtsorte, nichts von seinem Vater und er wußte nicht einmal mit Zuverlässigkeit seine Mutter anzugeben; alles war ihm verborgen, und er stand in einem halben Wahne, daß die Maurersleute, deren Pflegesohn er war, seine ächten Aeltern wären. Der einzige Ort seines letzten Aufenthaltes, wo er in die Schule gegangen, wußte er mit Zuverlässigkeit zu nennen; alles übrige war ihm ein Räthsel, und es war ihm nicht einmal die Ursache bekannt, warum er von den Maurersleuten weggeführet wurde. Der rohe Fischer gab sich auch wenig Mühe die wah-

re Lage dieses Knabens auszuforschen; durch ein natürliches Mitleid bewogen öfnete er demselben die Thüre seiner Hütte, weil er den Unglücklichen starren und weinerlich winseln sah. Hier trocknete der kleine Fritze seine Kleider, erhielt von dem Fischer ein Stückchen Brod, und alsdann ward es ihm gegönnet auf einem Bunde Strohe zu übernachten. Am folgenden Morgen wußte sich der liebe Junge weder zu rathen noch zu helfen; er weinte um Brod, und der arme Fischer hatte selbst keines. Dieser rieth ihm, die in der Nähe wohnenden Bauern zu besuchen, und um Brod zu betteln. Der Kleine befolgte diesen Rath; er machte täglich seine Tour und mitunter nährte er sich mit Feld und Gartenfrüchten, die ihm aus Mitleid zugeworfen wurden. Er kehrte aber alle Tage wieder zu seinem Fischer zurücke, von dem er nichts weiter empfieng, als Strohe und Obdach. Nach einigen Wochen drohete dem Knaben ein neues Unglück: eine fürchterliche Gewitterwolke zog sich in der Nacht zusammen, man hörte gräßliche Donnerschläge, und der Blitz fuhr auf die Hütte des Fischers, zündete, und Fritzchen entkam noch mit genauer Noth den wilden Flammen. Die Nachbarn eilten zu spät herbey um das Häuschen zu retten; es fiel schon in die Asche zusammen, und der Fischer, welcher vermuthlich vom Blitz getödtet ward, wurde bey diesem traurigen Spektakel gänzlich vermißt. Der Knabe hatte nun auch seine arme Herberge verlohren, und als die Bauern ihre Ret-

tung vergebens zu seyn sahen, so zogen sie wieder zurücke, ohne daß sich nur einer angebothen hätte, den Knaben mit sich zu führen. Hier saß er nun bey dem Kohlhaufen bis der Tag heranbrach, und es war ein Glück für ihn, daß er seine Dürftigkeit nicht im ganzen Umfange fühlte. Als er nun fortfuhr sein Brod zusammen zu betteln, so beobachtete ihn ein armes, unbekanntes Mädchen, das sich eben mit Betteln nährte, und weil sie gesegneten Leibes war, aus Furcht der Mißhandlung und aus Schamhaftigkeit ihre väterliche Heimat verlassen hatte. Sie sah eine Menge Bettelgesindes Hordenweise und ungehindert durch Schwaben und Baiern ziehen; doch sie selbst hatte bisweilen harte Vorwürfe auszustehen, weil man aus ihrer Jugend ihren Fehltritt argwohnte. Um also gänzlich unbescholten zu seyn, und allen Argwohn von ihr zu entfernen, so kam sie auf den Gedanken, den älternlosen Fritzen für ihr Kind anzunehmen, sich für vereheligt auszugeben, und unter dem Vorwande, als wäre ihr Mann unglücklicher Weise ertrunken, ihr Schicksal im Bettelstande zu suchen. Fritze mußte sie eine Mutter nennen, welches Vorgeben ihm gar bald zur Gewohnheit ward, indem sie sich des Knabens, so viel es ihre Armuth erlaubte, mit wahrer mütterlicher Sorgfalt annahm. In dieser Begleitschaft zog nun das gute Mädchen ohne der geringsten Ahndung und ohne dem mindesten Vorwurfe von Dorf zu Dorf herum, und sie lernte nun aus der Erfahrung, daß man

gegen eine vereheligte Mutter weit freigebiger und barmherziger ist, als gegen ein unvereheligte, welche fromme Lüge ihr also sehr wohl zu statten kam.

Als nach einigen Monaten die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, so traf es sich, daß sie auf einem kleinen Dörfchen bey gemeinen Krämersleuten flehentlich um eine Nachtherberge bat, welchen sie weinend vorstellte, daß man sie ihrer Frucht wegen von mehreren Häusern abgewiesen habe. Die Krämerin, ein altes Mütterchen, erbarmte sich, und öfnete ihr die Thüre, und in wenig Stunden lag die neugebohrne Frucht auf dem Tische. Der Krämer, welcher eben von einem Markte zurückekam, lachte über diesen Vorfall, und, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Frucht ehelich oder unehelich wäre, so gab er gutherzig und willig alles her, was zum Besten des Kindes und der Mutter dienlich zu seyn schien. Indeß, bis die Mutter wieder ihre Wege gehen konnte, unterhielt sich der Krämer mit dem Fritzen, der ihm gar so wohl gefiel; und an dessen Munterkeit und jugendlichen Witze er eine innige Freude fühlte. Fritze, durch Schmeicheleien gelockt, gestand es ihm einmal, daß die vorgebliche Mutter nicht seine ächte Mutter wäre, sondern, daß er von Aeltern gebohren sey, von welchen er selbst nicht wisse, ob dieselben Maurersleute oder was immer gewesen. Durch dieses Geständniß ward der Mann aufmerksam, und neugierig, er drang mit Versprechungen und Schmeicheleien in den Kleinen, und der Name Fritze fiel ihm besonders auf. Nun

erzählte der Knabe so viel er wußte, aber alles nur Stückweise und ohne Zusammenhang, weil ihm selbst die Hauptsachen verborgen lagen. Hast du nie, fragte der Krämer, von einem preußischen Soldaten gehört, der nur einen Arm hatte? Kein Wort, antwortete Fritze; seyd vielleicht ihr dieser Soldat? denn ihr habt auch nur einen Arm. Ja doch! fuhr der Knabe fort, ich erinnere mich, daß so was in meinem kleinen Gebetbüchelchen stehet, dieses will ich euch zeigen. Der Krämer las auf dem ersten Blatt seinen Namen mit einer weiblichen Hand geschrieben; er sah noch mehrere Namen ziemlich unleserlich unter einander, als: Fritze geboren zu N. N. Heinrich, ein Mühlknecht aus Baiern, Julie von Mosburg, Rosine ein armes Weib hat Fritzen zur Taufe getragen, Xaveri ein betrunkener Pfarrer, Simon Gundler, Maurer zu N. N. ein vernünftiger Mann. Wer hat diese Namen geschrieben? fragte der Krämer, ich lese hier aus diesen wenigen Worten deine ganze Geschichte, mein Kleiner! Julie hat sie geschrieben, sagte der Knabe, die Köchin des Verwalters, denn diese kam alle Feiertage zum Maurer, besserte meine Kleidungsstücke aus, und wiederholte mit mir dasjenige, was ich in der Schule gelernet hatte. Nu! das war deine leibliche Mutter, erwiederte der Krämer. Sie sagte es mir selbst, als sie mich aus des Maurers Hause mit sich wegführte, sprach Fritze; allein ich glaubte immer, daß die Maurerin meine Mutter wäre. Ach! die gute Julie! mußte so un-

glücklich ihr Leben verliehren! seufzte der Krämer: Fritze! ich war ein Augenzeuge bey deiner Geburt, und ich weis dir deinen wahren Vater zu nennen, denn ich bin ein Taufpathe. O! lieber Fritze, nun musteſt du schon als ein Kind so harte Schicksale leiden; was wird erst noch auf dich warten. Der Krämer küßte mit innigster Freude den Knaben; sieh, Weib! sprach er, hier ist das Kind, von welchem ich dir manchemale erzählet habe, bey dessen Taufe ich einen besoffenen Pfarrer samt seinen Knechten auf die Erde niederwarf. Der Mann, in dessen Herz die Freude über das Wiedersehen des lieben Kindes immer größer ward, feierte einen besonderen Tag, als ein Dankfest der Vorsehung und endigte dasselbe mit einer kleinen Tafel, wozu er ein Paar seiner vertrauten Freunde einlud. Es war nun dieser Krämer kein anderer Mann, als der Soldat mit dem verlohrnen Arme, welcher den kleinen Fritzen zur Taufe gehalten hat. Es geschah, daß er mit der alten Krämerin, welche eine Witwe war, bekannt ward, und diese eheligte. Das Weib hatte sich in einer bedenklichen Lage befunden; ihr sparsamer Erwerb bestand einzig darin, daß sie mit ihrem seligen Manne mit der Tragbude auf dem Rücken durch die Dörfer zog, und ihre Waare verschleissen half. Nun war sie zu diesem mühsamen Verdienste zu schwach, und sie stand am Rande des Verderbens. Die Bekanntschaft mit dem Soldaten war ihre glückliche Rettung; dieser brachte es bald so weit, daß er mit der Tragbude eine kleine Baarschaft erwarb, denn was er an seinem Arm vermiß-

wacker getrunken, und da diese Gesellschaft in einem verschlossenen Zimmer beisammen war, und im Taumel des Wohlauflebens alles Bruder und Schwester einander zurief, so scheute man sich nicht, sehr wohllüstig zu sprechen, und das Dekorum gänzlich zu vergessen. Es ist bekannt, wie ausschweifend sich die Frauen gebährden, wenn diese bey verschlossenen Thüren die Maske ihres geschämigen Wesens ablegen, und sich dem Ausbruche ihrer Begierden überlassen. Die angesehensten Frauen, die sonst immer von Ehre und Tugend predigen, brechen in die garstigen Zotten aus, und der Wein reißt ihre verborgene Herzenssprache los. Auch die Fabrikantin überließ sich vollends dem Ausbruche ihrer verborgenen Wohllust, und da alle Gäste unter einander schrien, lachten und taumelten, so hörte und sah sie ihren Gemahl nicht mehr, und bekannte ganz frey und offenherzig ihre heimliche Neigung und Absicht. Sie rühmte den Fritzen, dessen schöne Bildung und Tugend so sehr, daß sie im Affekte bis zum Laster hinabsank. Hierdurch ward ihr Gemahl, der schon lange an seiner Frau etwas Böses argwohnte, gänzlich von ihrer schändlichen Neigung überzeugt; die Galle der Eifersucht wühlte durch alle seine Glieder, und er konnte kaum seinen innerlichen Gram vor den anwesenden Gästen verbergen. Der Zorn ließ ihn keine Minute lang ruhen; noch ehe es Tag ward, wurde Fritze verabschiedet, und dieser mußte unschuldiger Weise das Opfer der Eifersucht werden. Vor Gram und Verdruß zog nun der gute Fritze, durch

so

so mancherley Fälle des Schicksals verfolgt, fort, weit fort in die fernen Lande, um bessere Menschen, und ein besseres Schicksal zu finden: und von diesem mißlichen Zeitpunkte an hatte man keine Sylbe mehr von ihm erfahren können. Um wie viel günstiger würde diesem Burschen, den die Natur mit so guten Anlagen und Talenten beschenkt hatte, das Glück gewesen seyn, wenn derselbe in der Ehe wäre erzeugt worden. Möchten doch alle ehrlichen Jünglinge, und Mädchen die Folgen einer übereilten Liebe betrachten, um nicht ein Opfer der Menschenverfolgung zu werden, und um nicht selbst die Frucht der Liebe dem schrecklichsten Ungemache auszusetzen, weil man der Verachtung hart entgehen kann, welche manchmal aus Gefühllosigkeit gegen die unehelichen Folgen bis zur Grausamkeit wächst.

13.

Ein Anhang zu der vorigen Erzählung.

Sophie war der Name des Mädchens, welche den kleinen Fritzen als ihr Kind angenommen, und nachdem nun ihr eigen Kind gestorben, des Krämers Haus verlassen hatte. Der Beamte ihres Geburtsorts war weit und breit bekannt, daß er aus blindem Frömmigkeits = Eifer gegen die gefallenen

Mädchen unerbittlich, und nach dem Buchstaben des Gesetzes ohne der mindesten Rücksicht auf mildernde, verzeihliche oder schonende Umstände, auf die härteste Art verfuhr. Er machte sich ein eigenes Geschäft daraus, unglückliche Mädchen in seine Klauen zu bekommen, und es war ihm eine Herzenslust, die Büssenden einen Strohm von Thränen vergiessen zu sehen: sein richterliches Ansehen setzte er einzig darinn, die Gefallenen öffentlich zu quälen, und dem muthwilligen Spott und Gelächter preiszugeben, bey welchen Auftritten er sich in seiner Inquisitorsmiene zeigte. Er machte, so zu sagen, Jagd darauf, um ein verliebtes Paar einer verdächtigen Bekanntschaft zu beschuldigen, und darüber zu bestrafen. Dafür ward er auch von den alten, bigottischen Mütterchen, welche sich nicht mehr an ihre Jugendsünden erinnerten, als ein frommer Mann ausgerufen, ob er schon durch seine Widersetzlichkeit gegen die abgeschaften Feiertage, gegen die verbotenen Kreuzgänge, gegen die neue zu errichtende Schule u. s. f das Laster der Unkeuschheit vielmehr beförderte, als verhinderte. So oft also ein Mädchen zum Falle gekommen war, so wurde ihr eine hölzerne Maschine, die Geige genannt, an den Hals gehangen, ihr Haupt wurde entblößt, ein lächerlicher Strohkranz darauf gesetzt, und in die Haare wurden lange, aus Strohe geflochtene Zöpfe gebunden, und in diesem Anzuge öffentlich bey dem Gottesdienst vor die Kirchthüre hingestellt: alsdann gab ihr der Gerichtsdiener einen Besen in die Hand, er führte sie durch den ganzen Markt, und befahl ihr, die Strassen zu reinigen;

ganze Haufen ungezogner Buben liefen hinterdrein, bewarfen sie mit Schneeballen, und beschmuzten sie mit Pferdmist, und aus den Häusern hörte man ein lautes Gelächter und bittern Spott. Der Bursche aber, welcher an dem Fall des Mädchens Antheil hatte, wurde in eine hölzerne Maschiene, die spanischen Hosen genannt, eingeklammert, und öffentlich zur Schau ausgestellt; nach welcher vollendeten Strafe man ihn sodann dem Militär überlieferte. Sophie, welche von Jugend auf ein sanftes, gefühlvolles, und Ehre liebendes Mädchen war, sollte nun diesen marternden Spott ausstehen. Sie zitterte am ganzen Leibe, wenn jemanden nur das geringste Leid begegnete; und nun soll sie zur Schande öffentlich gezüchtiget werden. Diese Vorstellung war ihr eben so schmerzlich, als selbst eine öffentliche Enthauptung; und daher entschloß sie sich, ihre Schande durch die Flucht zu retten, und sich dem Schicksale zu überlassen. Ueberdieß hatte sie oft von ihrem Vater die drohenden Worte gehört, daß er sie in einer solchen Lage erwürgen würde, welcher Gedanke vermuthlich aus der verächtlichen Behandlung des Verwalters, und aus der hieraus zu befürchtenden Schande entsprungen ist. All diesem Uebel zu entkommen, beschloß sie frühzeitig zu entfliehen, und sich gleichwohl im Bettelstande zu nähren. Allein Gregor, ihr Liebhaber, wurde von dem Beamten frühe genug entdeckt, seines Vergehens hart gestraft, und an das Militär, in eiserne Bande geschlossen, abgeliefert.

Nachdem Sophie das Haus des Krämers verlassen hatte, irrte sie lang in ihrem Elend herum, ohne einziger Hoffnung, dessen einmal los zu werden. Oft seufzte sie nach ihren Gregor, um wenigstens an diesem einen Gehülfen auf ihrer unglücklichen Laufbahne zu haben. Als sie nun gar keinen Trost, gar keine Aussicht mehr hatte, so beschloß sie, nach einer Stadt ihre Zuflucht zu nehmen, um wenigstens unter den vielen tausend Einwohnern, deren der größte Theil im Ueberflusse lebt, eine barmherzige, und hülfreiche Seele zu finden. Sie war eben der Stadt Prag am nächsten, und darinn hoffte sie ihr Glück zu finden. Beym Eintritt unter dem Thore sah ihr die Schildwache starr in die Augen; bist du es? Sophie! sprach der Kerl; und kaum vernahm sie diese Stimme, so sah sie den Gregor leibhaft vor ihren Augen: ein kalter Schweis, Angst und Furcht verbreitete sich durch ihre Glieder, ohne ein Wort antworten zu können. Sobald sie sich erholte, so nannte ihr Gregor den Ort und die Stunde, wo sie ihn erwarten sollte, um nach der Ablösung das übrige mit ihr sprechen zu können. Diesen Augenblick ward dem Gregor das sklavische Soldatenleben, die äußerst harte Behandlung und Zucht im höchsten Grade verhaßt; er fluchte dem Beamten, welcher ihn um seine Freyheit und Glück gebracht hatte, und schwur es, die Musquette zu verlassen, und sein Leben für Sophien zu opfern. Nachdem er sich nun mit dem Mädchen über dieses Wagestück unterredet hatte, so schickte er sie bis über die Gränze an einen bestimmten Ort voraus, um dort seiner zu warten,

und ihn in der Freyheit zu umarmen. Sophie zitterte über diesen Vorschlag; allein ihre Neigung und Liebe machten bald alle Vorstellungen von Gefahren verschwinden, und die Hindernisse nicht zu sehen, welche Gregor zu überwinden hatte. Sie machte also den Vortrab, und harrte vier bis fünf Tage über der Gränze, ohne den Gregor zu erwarten. Himmel, seufzte sie, er war unglücklich! Man wird ihn ertappt und zur Strafe gezogen haben. Ach! vielleicht ist er schon tod! was soll ich nun als ein armes Mädchen anfangen? O! wie viel Unheil zog meine Liebe nach sich! Auf diese klägliche Art seufzte und weinte sie laut unter einem Baume, als unvermuthet Gregor todtblaß und entkräftet aus dem Gebüsche hervor keuchte, und sich in ihren Schooß warf. O, Gott! er ist glücklich entkommen, rief sie aus. Gregor! erhole dich, nun sind wir in Freyheit. Allein seine Schwachheit war zu groß, die Hindernisse, welche er überwunden hatte, waren Wagestücke mit hundert Todtesgefahren verbunden, und er schien dem Tode nahe zu seyn. Sie gingen nach dem nahen Dorfe, um für den Entkräfteten Labungs- und Stärkungsmittel zu betteln, und so führte und schleppte sie ihn an ihrem Arme fort, bis Gregor nach einigen Tagen wieder zu Kräften gekommen war. Allein bey all dieser mit vielen Todesgefahren errungenen Freyheit hatten sie dennoch ein Ungemach über das andere zu bekämpfen; ohne daran zu denken, wie beschwerlich es war, nur Brod zu erhalten, um ihr schwaches Leben zu retten, so standen sie alle Minuten in der Gefahr, als ver-

dächtige Vagabunden von der Landespolizei ergriffen zu werden. Sie mußten sich immer trennen, und sich anstellen, als kennten sie einander nicht, denn weder Gregor noch die Sophie hatten einen schriftlichen Beweis ihrer Ehrlichkeit bey sich. Da nun die Menschen von gleichem Stande bald mit einander bekannt und vertraut werden, so gerieth Gregor einmal mit einem Pfannenflicker in Gesellschaft, dem er seine ganze Lage mit allen Umständen entdeckte. Dieser Pfannenflicker war ein ehrlicher guter Mann, und vor mehrern Jahren auf gleiche Weise von dem Militär desertiret: er hatte alle möglichen Kunstgriffe versucht, um sich zu retten, und er war ein Mann, der aus der Erfahrung gelernt hatte, und dessen Rathschlägen folglich immer zu trauen war. Dieser stellte alsogleich dem Gregor die Bedenklichkeit und die Gefahr seiner Lage vor, er hatte mit dessen Schicksale inniges Mitleid, und bat ihn, seinen Rath zu befolgen, wenn er nicht samt der Sophie unglücklich werden wollte. Vor allem unterrichtete er ihn in seinem Metier; und Gregor mußte in drey bis vier Tagen die Pfannen auszubessern, die Töpfe zu binden, und die Mäusefallen zu verfertigen lernen, und die Vervollkommnung derselben überließ er Gregors eigenem Nachdenken und Fleiße. Der Pfannenflicker war immer so vorsichtig, daß er, wenn er irgend wo auf einem Marktflecken, oder bey einem Beamten die Pfannen und Töpfe ausbesserte, statt des Lohns, einen Paßbrief begehrte, um für alle Fälle einige Legitimation bey sich zu haben. Nun gab er von seinen Paßbriefen, woran er gar keinen

Mangel hatte, auch dem Gregor einen, mit dem Zusatze, daß er nicht mehr unter seinem eignen, sondern unter dem Namen, der im Paßbriefe stand, sein Metier forttreiben sollte. Du magst immer nebenher betteln, sprach der Pfanneflicker, aber dein Paßbrief und dein Metier schützen dich gegen alle Vorwürfe der Polizei; du wirst überall ein paar Pfennige zu verdienen finden, mit welchen du nach und nach deine Arbeitsgeräthe verbessern kannst; indeß schenke ich dir einen Hammer, eine Zange, etwas Eisen- und Meßingdrath, und einige kupferne Nägel, womit du deine Arbeit alsogleich unternehmen kannst: sey recht fleißig und äußerst sparsam, so wirst du mir für meinen guten Rath bald danken. Hiemit wäre nun für den Gregor gesorgt gewesen; aber für Sophien? Ach! sagte Gregor, ich kann das Mädchen, welches sich nicht zu retten weiß, nicht verlassen. Wenn du ein ehrlicher Mann bist, erwiederte der Pfannenflicker, so heyrathe, und nähre sie mit Ehren als ihr Gatte. Ich weiß es sehr wohl, fuhr er fort, daß man ohne Priestersegen, ohne Heyrathslicenz, und ohne all den Hokus Pokus, das nur Geld kostet, sein Mädchen in Ehren lieben könne; und daß hier im Herzen alleine der wahre redliche Ernst das festeste Eheband knüpfe: denn, im Vertrauen gesagt, das vorgeschriebene Heyrathszeremoniel würde weder meine Treue gestärkt, noch meine Liebe gemehrt haben, wenigstens fühlte ich keinen Einfluß; es hing ganz allein von meinem Herzen ab, ob ich auf Ehre und Tugend halten wollte, oder nicht, ob ich starkes Gefühl ge-

nug hätte, alle Leiden und Beschwerde mit der Gattin zu theilen. Taugenichts, muthwillige Bursche, und schwärmerische Köpfe, welche die Liebe nur nach den thierischen Trieben kennen, die hieraus zu befürchtende Unordnung im gesellschaftlichen Leben, die Verwirrung der gesetzlichen Ordnung, u. s. f. und endlich auch die hieraus entdeckte reiche Goldquelle machten das Heyrathszeremoniel nothwendig, nach welchem wir uns gemeine Menschen fügen müssen. Ich befand mich, sagte der Pfannenflicker, mit meinem Mädchen in der nämlichen Lage, und um mit einemmale aller Kritik und den Unannehmlichkeiten, welche man von der Polizei und Geistlichkeit stündlich zu befürchten hatte, auszuweichen, so entschloß ich mich, nach Rom zu gehen, und mich mit meinem Mädchen öffentlich trauen zu lassen. Das ganze Wesen kostete mich einen Konventionsthaler; ich fühlte aber im Herzen für diesen Thaler nicht einen Grad mehrere Liebe, und es liegt heute noch bey mir, ob ich bis in das Grab fortfahren werde, auf Ehre und Tugend zu halten. Doch, Freund! zweifle nur nicht an meiner Tugend; denn wer einmal die Schönheit derselben kennt, und die Reitze der Ehre genossen hat, der harrt bis in das Grab mit derselben aus. Ich habe nun für den Thaler einen Kopulationsschein, mit welchem ich mich gegen alle Vorwürfe der Gesetze sichere: dieses Heyrathszeugniß würde ich heute in das Feuer werfen, wenn ich nicht auf meine Gattin mehr hielt, als auf ein Blatt Papiers. Es ist nun einmal Mode, daß die Leute ihre Ehrlichkeit mit dem Papier beweisen; hole dir

ein solches Papier aus Rom, und du bist in Ehren gehalten, wärest du auch der größte Schurke. Allein, ich beschwöre dich, beym ersten zu bleiben, und das letzte niemal zu werden, oder es reuet mich alles, was ich dir gegeben, oder dir gelernt habe. Gregor schwur es, Zeitlebens auf Ehre zu halten, und Sophien nie zu verlassen; doch über die Einsegnung zu Rom äußerte er manche Bedenklichkeit, weil er glaubte, man würde ihm dort mancherley Hindernisse in den Weg legen. Fürchte dich nichts, erwiederte sein Rathgeber, den trägen Römern ist für Geld alles feil, und die Priesterschaft ist dort so geldgierig, daß sie einem für ein elendes Stück Thaler wie die Pudelhunde nachlaufen; aber einen Thaler mußt du auszahlen, oder man ertheilt dir die Gnade nicht, dein Mädchen öffentlich und ehrlich lieben zu dürfen. Hierauf schrieb er dem Gregor mancherley Namen auf das Papier, nach welchen Personen sich dieser in Rom erkundigen sollte, um seine Heurathslizenz desto geschwinder zu betreiben: er gab ihm den möglichsten Unterricht, und wünschte ihm tausend Segen zur glücklichen Reise.

Gregor hielt die Worte des ehrlichen Pfannenflickers für die untrüglichste Wahrheit; er befolgte dessen Ermahnungen pünktlich, und er erfuhr es nach der Hand, daß ihn der gute Mann mit keiner Sylbe betrogen hatte. Er begab sich ungesäumt auf die Reise, besserte Pfannen und Töpfe aus, bettelte nebenher, und für das mit der Arbeit eroberte Geld schaffte er sich die nöthigsten Bedürfnisse an. Sophie beschäftigte sich mit Stricken, und so zogen sie

bald in Gesellschaft beysammen, bald auch wieder getrennt, wie es nach eines jeden Ortes Lage die Polizei erheischte, mit einander glücklich nach Italien fort. Ihr erstes Bestreben war, den zum Einsegnen erfoderlichen Konventionsthaler bald zusammen zu bringen; und als sie diesen mit der äußersten Sparsamkeit und Mühe erobert hatten, so wünschten sie sich einander Glück, weil sie nun das Ziel ihrer Absicht auf der Hand liegen sahen. Mit wonniger Freude betrachteten sie den Thaler, weil sie mittelst dessen ihr Glück zu erreichen hofften. Da nun das Klima, die ungewöhnte Lebensart nicht für alle Menschen gleich behaglich ist, so erkrankte Sophie zu Gregors innigster Bestürzung. Auf einmal wurden ihre frohen Aussichten trübe, und der Mangel vergrößerte noch mehr ihr Herzeleid. Das Mädchen wurde so schwach, daß sie nicht mehr von der Stelle zu bringen war, und der Liebhaber wußte seiner Betrübniß kein Ende. Da sich der Italiäner überhaupt viel lieber mit der dändelnden Arbeit, als im sauren Schweiße nähert, so wußte Gregor auch mit seinem Metier nichts mehr zu erobern; wo er hinkam, so fand er überall Pfannenflicker, Töpfebinder, und Mäusefallenmacher in Menge, und sein Verdienst war gänzlich verschwunden. In dieser fürchterlichen Lage sollte er nun dem kranken Mädchen beyspringen, und sich selbst forthelfen. Das Schlimmste war hierbey, daß sie sich schon tief in Italien, nämlich zu Parma befanden, und niemand ihre teutsche Sprache verstand: nach vielem Kummer gelang es endlich dem Gregor doch, einen Landsmann

zu finden, gegen welchen er seine harte Lage eröffnen durfte. Wäre nur mein Mädchen wieder gesund, seufzte er, ich wollte gerne all meinen Reichthum, der in einem Konventionsthaler besteht, dafür hergeben. Der deutsche Landsmann wußte sehr gut, daß man von den Italiänern für baares Geld alles erhalten kann; es war ihm ein zwar geschickter, aber zugleich sehr armer Arzneygelehrter bekannt: zu diesen führte er den Gregor, und der Landsmann als Dolmetsch, gab ihm den Thaler mit der innigsten Bitte, für die Erhaltung des Mädchens zu sorgen. Der Medikus zeigte sich also bereitwillig, und es kostete diesen nur ein paar Worte, so mußte Sophie in das Hospital aufgenommen werden. Gregor dankte seinem Freunde herzlich für diese Wohlthat, und obschon das Mädchen tödlich krank lag, so war doch sein Herz mit einiger scheinbaren Hoffnung von ihrer Genesung in etwas beruhiget. Sophie war also in dem Hospitale; aber Gregor litt die äußerste Hungersnoth. Durch ein Ohngefähr kam er zu einer Ziegelbrennerey, wo er sogleich Arbeit fand, und als Taglöhner angestellt wurde. Es war dem Aufseher über die Ziegelofen bekannt, wie ausdauernd und brauchbar die Deutschen bey der schweren Handarbeit wären; und Gregor, ohne eine Sylbe Italiänisch sprechen zu wissen, durfte nur einen Laut von seiner deutschen Mundart von sich geben, so ward er auch angestellt. Er schätzte dieses für ein sehr großes Glück; und als er sich nach ein paar Tagen mit dem Liedlohn wieder Kräfte gesammelt, so arbeitete Gregor mit solcher Anstrengung

daß zween Taglöhner zusammen kaum so viel vermochten, als der Deutsche alleine. Dieses kam nun dem Aufseher sehr wohl zu statten, indem dieser für die gedoppelte Arbeit nur den einfachen Liedlohn auszahlte, und den Rest davon in seine Tasche steckte. Gregor eroberte sich also mit seinem Fleiße und Sparsamkeit wieder etwas am Gelde, womit er sein Mädchen, welches sich zu seiner Herzensfreude der Genesung nahete, unterstützen konnte. Er brachte es hier so weit, daß er nicht nur den Konventionsthaler, sondern auch eine ergiebige Reisemünze zusammenbrachte, und hiemit den vom guten Pfannenflicker gegebenen Rath um so gewisser vollziehen konnte.

Als er nun von dem Ziegelofen durch einen Dolmetsch wieder Abschied nahm, so bediente er sich des Vorwandes, daß er nach Maria Loretto eine Wallfahrt verlobet, wozu ihm sein Herr einen Paßbrief ertheilte, den Andachtswaller ungehindert passiren zu lassen. In dieser Eigenschaft führte er also sein wieder genesenes Mädchen bey frohem Muthe bis nach Rom, als den Standpunkt seiner Absicht. Hier fand er Landsleute in Menge, welche ihn bis zur Peterskirche hinführten, wo seine erste Frage nach dem renomirten und überall bekannten deutschen Hans-Jörg war. Dieser renomirte Mann ist von mittler Größe, wanstigt, hohläugigt, mit einem langen Kinne und überhaupt mit einer dummen Andachtsmiene, welcher zu Rom den deutschen Zizeroni macht, die deutschen Pilger nach den sieben Kirchen herumführt, und für baares Geld den Fremden die übrigen Merkwürdigkeiten, welche sich auf

die Andacht beziehen, weiset. Er ist unter dem Namen des deutschen Hans-Jörgs bekannt, und führet die Fremden nach den Kardinalshöfen und Kanzleien, wo man Abläße, Dispensationen, Absolutionen, Reliquien u. s. f. für baare Münze empfängt, ein Mann, welcher zu Rom auf die geistliche Beutelschneiderei das Bürgerrecht erhalten hat, und von diesem ergiebigen Einkommen herrlich lebt, und seinen Wanst füttert. Dieser Hans-Jörg steht mit allen Kanzlisten, Sekretärs und Kammerdienern der Kardinäle in bester Harmonie, welche, wie bekannt, Absolutionen, Abläße, Dispensationen u. s. f. in ihren Laquaizimmern ausfertigen, und das gelöste Geld unter sich theilen. Man kann diesen Hans-Jörg nie auf der Straße sehen, wo er nicht von dreyßig auch vierzig deutschen Pilgern umgeben wird, welche sich bey ihm nach den heiligen Merkwürdigkeiten erkundigen, oder demselben ihre Gnadengesuche eröffnen. Die römischen Seltenheiten der Künste und Wissenschaften zu zeigen, ist seine Sache nicht; denn er ist nur ein Laquai seines Ursprungs, welcher einen nach Rom reisenden Grafen verließ, und heimlich zurückgeblieben war. Er beschäftiget sich also mit den Denkmählern der Heiligkeit, und dieses trägt ihm mehr ein, als wenn er sich auf die Denkmähler der Künste verstünde. Der deutsche Hans-Jörg ist wie ein Geschäftsmann auf einer Börse; er führet eigene Listen der fremden Anwesenden, der Gnadebittenden, der Ablaßsuchenden u. s. f. er hat ein eigenes Gewölbe von Gnaden- und Ablaßpfennigen, von Agnusdei, von Partikeln,

Reliquien, heiligen Erden, Steinen, Sand, Holz, Oel- und Wassertropfen u. s. w. zu diesem ausgebreiteten Charletangeschäfte hat er mehrere Untergeordnete, welche nur denjenigen Pilgern zugetheilt werden, die weniger zu bezahlen vermögen. Kömmt nun der Hans-Jörg selbst mit einem Haufen Pilger in eine Kirche, so ist es ein Zeichen, daß die Fremden Geld haben, und es bedarf nur einen Wink mit Hans-Jörgs Hohlaugen, so laufen die Küster nach den Schlüsseln, und sperren die Schatzkammer, die Reliquienbehältnisse und die heiligen Gräber auf, und nicken mit dem Hut, ein Douceur zu empfangen. Kömmt aber nur ein Untergeordneter, so mögen sich die Andächtigen gleichwohl mit den Alletagskostbarkeiten begnügen, und sich an den Kirchenwänden und Thürmen alleine satt gaffen. Diesem Hans-Jörg eröffnete nun Gregor sein Vorhaben und Bitte um die priesterliche Einsegnung. Jener schrieb ihn sogleich auf die Liste, und befahl diesem, nach ein paar Tagen wieder zu kommen, indem er erst der neunte wäre, und für so wenig Brautpaare die Einsegnung nicht vorgenommen würde, mit dem Zusatze, daß es wenigstens gegen dreyßig seyn müßten. Gregor ging ganz betroffen wieder ab, und jammerte bey sich, daß er wohl einige Monate lang werde warten müssen, bis die verlangte Zahl voll seyn würde: ach! seufzte er, woher werden wir für diese lange Zeit unsern Lebensunterhalt nehmen. Ich dachte schon öfter, erwiederte Sophie, der Pfannenflicker habe uns gefoppet, und es nicht redlich mit uns gemeynt. O, der böse Mann! seine Vorspieg-

lung kömmt uns übel zu statten. Während sie so jammerten, so rückte der Tag heran, auf welchen sie der Hans=Jörg beschieden hatte.

Eben recht, sagte dieser, ich habe schon acht und zwanzig Brautpaare auf der Liste; heute Nachmittag könnt ihr zum Jurament kommen, und Morgen früh um acht Uhr nach der Vatikanskirche zur Einsegnung. Gregor war über diese Nachricht vor Freude entzückt, er dankte dem Hans=Jörg, worauf er sich wieder wegbegab. Hört! rief Hans=Jörg über die Treppe, die Unkosten kommen auf einen Konventionsthaler zu stehen; vergesset nicht, das Geld mitzunehmen. O! der brave Pfannenflicker, dachte jetzt Gregor, seine Worte treffen auf ein Haar zusammen. Voll Freude ging er nach dem Gasthause, um der Sophie diese vergnügende Nachricht zu bringen: morgen sind wir ein Paar, sprach Gregor wonnetrunken, und kein Mensch in der Welt kann uns mehr trennen. Das Jurament machte den Liebenden keine Beschwerde; sie schwuren, daß sie an keine andere Person verehelichet, nicht versprochen, auch keine Blutsverwandtschaft wider sich hätten, noch andere Hindernisse, welche von der lateinischen Kirche festgesetzt worden: und hiemit waren Gregor und Sophie gereiniget, und als fähig erklärt, das heilige Sakrament der Ehe zu empfangen. Womit man sich nähren und die Kinder erziehen würde, davon war keine Rede, nur der Hans=Jörg erinnerte nochmal, daß das ganze Ehewerk einen Thaler koste. Am folgenden Tage erschienen die Brautleute in der Vatikanskirche: sie wurden in die Sakristei hineinge=

rufen, und da saß der Hans-Jörg mit noch zween Männern an der Börse des heil. Geistes, wo die Kopulationspatente ausgefertiget, und die Thaler dafür eingezogen wurden. Hier konnte nun Gregor alle neuen Brautpaare mit einem Blick übersehen; er erstaunte über das Gemengsel der Taugenichte, der lumpigten Dirnen, der Bettler und Vagabunden, und mitunter einer gar seltenen ehrlichen Miene: diese 28 Brautpaare waren von verschiedenen Nationen, man hörte in der Sakristei verschiedene Sprachen, worunter aber diesmal Gregor die deutsche Sprache am stärksten hörte. Auf allen Angesichtern herrschte hoher Sinn, und es war sehr komisch zu sehen, wie ein altes Mütterchen einen jungen Burschen, und wieder ein alter Gecke ein hübsches rosiges Mädchen fest mit der Hand hielt, damit ihnen das Ziel der Liebe in der letzten Minute nicht mehr entschlüpfe: man sah Entführer und Entführte, Verwiesene, Entwichene, Betrüger und Betrogene bunt unter einander; und es reitzte sogar einige Römer die Neugierde, dieses ganz sonderbare Gemengsel von Brautleuten zu sehen. Es ist sich hierüber auch gar nicht zu verwundern; denn es wird nicht die geringste Untersuchung gemacht, woher, und wer die Leute sind; man fragt nicht, wie oder wo man sich aufhalte; man fodert kein Attestat über den ehrlichen Lebenswandel, kein Zeugniß eines Fleisses, einer gelernten Handarbeit u. s. f. sondern das Jurament, wie Gregor oben geschworen hat, ist das einzige Probestück, der sonst so gewissenhaften römi-

römischen Kirche, und der Konventionsthaler ersetzet alle Zeugnisse, Atteſtate, Kundschaften und Urkunden der Ehrlichkeit, der Tugend, der Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit. Mit der klingenden Münze kann man zu Rom auch der schwärzesten Handlung den Anstrich der Heiligkeit geben, und die ängstlichste Gewissenhaftigkeit betäuben.

Endlich rückte die lange erwartete Stunde heran, und der Vizepfarrer der Vatikanskirche erschien in seinem priesterlichen Anzuge mit der Miene der Frömmigkeit, aber mit einem Auge, aus welchem die heisse Geldgierde hervorstrahlte. Die 28 Brautpaare wurden in einer Reihe hergestellt; der deutsche Hans-Jörg, und seine Untergebenen, welche nach dem Sprachenbedürfniß die Ausländer zusammenstellten, waren die Zeugen der Einsegnung: und der Viezepfarrer begann seine priesterliche Handlung mit solcher Behändigkeit, daß ihn auch der geübteste Taschenspieler nicht hätte übertreffen können. Ehe sichs Gregor recht versah, und seine Gedanken zusammenfaßte, war er schon kopulirt, und ein Mann, welcher vom Hans-Jörg als Sekretär betittelt wurde, reichte den Brautleuten, sobald der priesterliche Segen gegeben ward, die ausgefertigte und gesiegelte Kopulationsakte. Da sich nun Gregor an die Einsegnungsfeyerlichkeiten, und an das Gepränge, welches in Deutschland üblich ist, erinnerte, und diese mit jener Uebereilung zu Rom zusammenhielt, so fühlte er in seinem Herzen eine gewisse Bangigkeit, als wäre er getäuscht, und gar nicht kopuliret worden.

Diesen Zweifel entdeckte er seinem Gastwirthe, welcher ein geborner Deutscher war, und zeigte demselben die erhaltene Kopulationsakte. O, Freund! sagte der Gastwirth, ihr seyt recht- und gesetzmäßig kopuliret worden, und wie könnt ihr daran zweifeln, da ihr das Siegel des Kardinals habet, unter welches Ioseph *Moretti*, vice-parochus S. Petri in Vaticano, dessen Hand ich gar wohl kenne, unterschrieben ist? Seine Behändigkeit darf euch gar nicht irre machen, denn ihr müsset wissen, daß ein italiänischer Priester weit mehr Agilité und Hurtigkeit besitzet, als eure deutschen Priester, welche oft für baares Geld vom Schlafsessel aufzustehen zu träge sind. Seyd nun mit eurem Testimonium zufrieden; ihr habt jetzt eine Gattin, und über den Unterschied einer langsamen und hurtigen Einsegnung lasset die geweihten Priester disputiren. Ihr sollet wissen, fuhr der Gastwirth fort, daß beynahe alle vierzehn Tage, und manchmal im Sommer schier alle Wochen dergleichen zahlreiche Einsegnungen vorgenommen werden: wollte nun der Herr Moretti diese Handlung im steifen deutschen Tone verrichten, so würde er des Einsegnens kein Ende erreichen. Hierauf gab sich Gregor zufrieden, und sein Herz war vollends beruhiget: er kaufte einen Bogen Goldpapier, worein er den Kopulationsschein wickelte, und zog Sophien am Arme nach Deutschland zurücke.

Die jungen Eheleute hatten sich aber in ihrer Rechnung betrogen; sie hatten noch nicht einmal Parma erreicht, so war all ihr Geld schon weg. Die Hungersnoth nahm täglich heftiger zu, und Gregors ein-

ziger Wunsch war, den Ziegelofen von Parma wieder zu erreichen, und dort zur Arbeit angestellt zu werden. Als er da wieder ankam, und sich bey dem Aufseher des Ofens melden ließ, so brauchte es nicht mehr, als an den vorigen Platz, wo er vormals arbeitete, hin zu gehen. Hier fand er also wieder Verdienst und Unterhalt, und Sophie beschäftigte ihre Hände mit der erlernten Seidenstrickerei. Die zarten Liebenden lebten nun in der größten Eintracht und Genügsamkeit mit einander fort, und ein jeder Tag brachte ihnen, Troz ihrer beschwerlichen Anstrengung der Kräfte, neue Liebeswonne: sie lebten so sehr zufrieden, daß sie sich kein größeres Glück wünschten, und mit ihrer Sparsamkeit hatten sie auch schon manchen Nothpfennig zurückegelegt, eine Vorsicht, welche um so nöthiger war, als Sophie die sichersten Merkmale fühlte, daß sie bald eine Mutter werden würde. Sobald dieses Gregor erfuhr, so gab er seinen Gliedern eine doppelte Spannung, und er arbeitete mit solcher Anstrengung, daß der Aufseher aus eigner Bewegung seinen Taglohn um ein Merkliches vermehrte. Hieraus wird man überzeugt, daß der frömmelnde, aber zugleich dumme Beamte wegen einen einzigen Polizei widrigen Schritt, den doch die Natur gebeut, seine Herrschaft des arbeitsamsten Gattens und der besten Gemahlin beraubt habe; wäre der Beamte ein kluger Mann gewesen, so würde er Mittel gefunden haben, auf eine schickliche Art den Gregor mit Sophien durch das Eheband zu vereinigen, und

hiemit das vermeinte Skandal als eine nie geschehene Sache zu verbergen: allein diese Staatsklugheit besitzen dergleichen Herren nicht; denn um den trockenen Buchstaben ihres Gesetzes zu erfüllen, entvölkern sie lieber ganze Flecken der brauchbarsten Brautleute, um den lästigen Soldatenstand zu vermehren. Als nun Sophie nach der gewöhnlichen Zeit ein wohlgebildetes und gesundes Mädchen zur Welt gebahr, so war sie über den von Rom geholten Segen ungemein erfreut, und ihr Gatte trug all seinen Liedlohn dazu bey, um es an den nöthigen Bedürfnissen nicht gebrechen zu lassen. Allein von dieser Zeit an änderte sich wieder das Glück dieser zärtlichen Eheleute; Sophie ward immer kränklich, und das unbehagliche Klima schien wieder ihre Gesundheit zerstören zu wollen. Der gute Gatte widmete ihr all seinen Verdienst, um durch gute Medikamente und dienliche Speisen seine Gemahlin zu retten: es wurde aber auch diese Hülfsquelle durch einen unvermutheten Fall verstopft. Der Aufseher des Ziegelofens wußte Gregors angespannte Thätigkeit, ob er diesem schon seinen Gehalt vermehrt hatte, auf eine solche ökonomische Art zu benutzen, daß wöchentlich der ganze Liedlohn eines Taglöhners in seine Tasche fiel. Es ward nämlich einer von den Arbeitern, welcher ein Italiäner von Geburt war, als überflüßig erklärt, und von dem Aufseher abgedankt, indem dessen Abgang durch Gregors verdoppelten Fleiß hinlänglich ersetzt wurde. Dieser Taglöhner hatte gar bald den schmutzigen Eigennutz des Aufsehers bemerkt, und da er an seiner Abdankung die deutsche Canaille, wie er

sich ausdrückte, Ursache zu seyn glaubte, so beschloß er diesen Augenblick nach italiänischer Sitte Rache davon zu nehmen.

An einem Morgen war Gregor auf seinem Wege nach dem Ziegelofen begriffen, als ihn unvermuthet Jemand hinter seinem Rücken packte, und ihm mit einem Messer einige tödliche Stiche beybrachte. Gregor schrie um Hülfe, er sank auf die Erde, und lag ganz außer sich in seinem Blute da. In einer Entfernung von zweyhundert Schritten sahen einige Mäurer diese grausame That mit an; diese eilten auf das Geschrey herbey, und sahen den Meuchelmörder mit dem blutenden Messer in der Hand, nach dem nächsten Mönchskloster entfliehen. Einer von diesen Mäurern wohnte mit Gregor unrer dem nämlichen Dache; er erkannte sogleich seinen Nachbar, welches ihn zum Mitleid bewog, daß er einen Chyrurgus herbeyholte, und nach dem Verbande den Armen in seine Hütte schleppen half. Dieser Mäurer hatte den Thäter genau gekannt; er sagte zum Chyrurgus, daß er den Bösewicht habe laufen gesehen, und daß dieser kein anderer, als der vom Ziegelofen verabschiedete Taglöhner gewesen: der Schurke hat Rache genommen, sprach der Mäurer, weil er keinen fleißigen Arbeiter um sich sehen wollte, damit seine Trägheit nicht so sehr bemerkt würde. Nun wurde der halbtodte Gregor nach seiner Wohnung, und zwar bey dem nämlichen Kloster vorbeygetragen, wohin sich der Meuchelmörder flüchtete. Dieser Schurke befand sich schon im ersten Stockwerk des Klosters, wo er eben mit einem

Mönchsbruder, als der Mißhandelte vorbeygeschleppt wurde, durch das Fenster herabsah, und mit einer hämisch = teuflischen Miene unverschämt dazu lachte. Weder die Justiz noch die Polizey hatte Hand angelegt, um den Bösewicht zur Strafe zu ziehen; er war nun vermöge des Iuris Asyli in der Freyheit, und die Mönche thaten stolz darauf, die schändlichsten Bösewichter innerhalb ihren Mauern zu vertheidigen, und dadurch die Laster aller Art ungestraft zu befördern. Aus diesem Grunde kann man sich die häufigen Meuchelmörder und Räuberbanden in Italien einer Seits gar leicht erklären; da alles mit Klöstern, Kirchen und Kapellen gleichsam übertüncht ist; und weil die Verbrecher ihre, von den Päbsten privilegirte Zuflucht ungestört geniessen können, so müssen nothwendig auch auf diese Art die schändlichsten Verbrechen befördert werden. Sophie fiel auf den ersten Anblick ihres Mannes in die Ohnmacht; sie benetzte die Hand des Halbtodten mit Thränen und ihr Schmerz war unaussprechlich groß. Die Umstehenden, selbst der Chyrurgus gaben keine Hoffnung des Lebens. Gregor war zu tief verwundet, und er schien schon zu viel Blut vergossen zu haben. Aber der Himmel hatte Sophiens Gebet erhört; allmählig erholte sich Gregor wieder, und nach einigen Tagen äußerte selbst der Chyrurgus, welcher ein geschickter Mann war, einige Hoffnung, den Patienten beym Leben zu erhalten. In dieser traurigen Lage mußte nun Sophie alle ersparten Nothpfennige daranwenden, um die Medikamente zu bezahlen, und den Fleiß des Chyrurgus zu schär=

sen. Zwey ganze Monate vergingen, bis Gregor ausser der Todtesgefahr war, und da er wieder zu genesen anfing, so war auch kein Geld mehr vorräthig. Man stelle sich die Drangsalen dieser guten Familie vor; Sophie noch immer kränklich, mit einem Kinde, welches um Brod ruft, und ein verwundeter Vater auf dem Strohlager, welchem die Kräfte mangeln, eines herbeyzuschaffen. In dieser größten Verlassenheit faßten sie den Entschluß, nach Deutschland zurücke zu kehren, und da ein besseres Schicksal zu suchen; denn bey dem Ziegelofen sich künftighin noch Brod zu verdienen, dieses war für den Gregor nicht rathsam: er wäre täglich in Gefahr gestanden, durch einen Meuchelmord des Lebens beraubt zu werden, und sein Fleiß, die erste Tugend des gemeinen Mannes, war in Italien der Stein des Anstosses. Er zog also auf seinen Wanderstab gestützt, obschon seine Wunden nicht gänzlich geheilet waren, mit seinem Weibe fort, welches das Kind in ihren Armen trug. Hart und bitter war dieser Auszug, und bis sie die deutschen Gränzen erreichten, so hatten sie noch die größten Beschwerden der Nothdurft auszustehen.

Als sie durch das Tyrol ihren Weg nahmen, da fühlte Sophie an ihrem ganzen Körper schon viele Erleichterung; sie genas von Tag zu Tag mehr, und es schien ihr einleuchtend zu seyn, daß das italiänische Klima ihrer Gesundheit nicht gedeihlich gewesen ist. Es fing auch ihre Hungersnoth allgemach zu verschwinden an, indem sie bey der tyrolischen Nation viele gutmüthige und barmherzige Menschen fanden, welche ihre Leiden mit Wohlthaten er-

leichterten. Freilich hatte Gregor als Deserteur einen unvorsichtigen Schritt in dieses Land gewagt; allein seine sichtbaren Wunden, sein kränkliches und sieches Aussehen schützten ihn gegen allen Verdacht, und es wurde nicht eine einzige Frage an ihn gestellt. Endlich heilten seine Wunden vollends zu, er ergriff sein erstes Metier wieder, besserte Pfannen und Töpfe aus, und zog mit den Mäusefallen auf dem Rücken in Baiern und Schwaben herum, welches ihm so gut zu statten kam, daß er sich kein besseres Leben mehr wünschte: wo er hinkam, da fand er überall Arbeit und Verdienst, und da ihm die gutmüthigen Leute viele Mittags- und Abendmahlzeiten unentgeldlich zu geniessen erlaubten, so war er wieder nach seiner gewohnten Art darauf bedacht, einige Nothpfennige zurückzulegen. Man weiß, wie neugierig das Landvolk durch den natürlichen Trieb zur Geschichte nach den Gebräuchen, Sitten, und Verfassung fremder Nationen ist; hierin wußte Gregor auf eine ungezwungene Art ihre Wißbegierde zu sättigen, und er plauderte manchen Abend auf der Sommerbank von der Lage, und von den Sitten Italiens, daß die herumsitzenden Bauern Augen und Mund darüber aufsperrten, welche ihn für die gütige Lektion aus der Staatsgeschichte mit einem Abendmahle oder mit andern Viktualien beschenkten. Indeß war aber Gregor auch darauf bedacht, sich in seinem Metier zu vervollkommnen: er stellte verschiedene Versuche an, er verfertigte Sonnenuhren, und machte die verdorbenen hölzernen Schlaguhren, welche den Bauern unentbehrlich sind,

wieder zu rechte, und endlich versuchte er es selbst hölzerne Uhren mit so gutem Erfolge zu verfertigen, daß er manches Stück Geld dabey gewann. Er fuhr mit seinen Versuchen noch weiter fort, und goß aus Bley und Zinn Schuheschnallen, Hemdeknöpfchen u. s. f. in verschiedenen Formen, und verfertigte mancherley hölzernes Spielzeug für Kinder, welches ihm einen großen Absatz verschaffte. Hieraus läßt sich wohl schliessen, daß seine Umstände merklich verbessert wurden. Allein es vermehrte sich auch seine Familie, indem ihm Sophie schon wieder eine neue Frucht gebohren hatte, für dessen Unterhalt ihm gar nicht mehr bange war, die einzige große Unbequemlichkeit weggerechnet, daß er seine kleine Familie von einem Dorfe zum andern schleppen mußte, und dadurch in seiner Handarbeit ungemein gehindert wurde. Als er nun sein zwotes Kind das erstemal auf seine Arme nahm, dasselbe küßte und herzte, so kam ihm zugleich dieser Gedanke in den Kopf, daß er laut darüber seufzte: O! mein liebstes Kind! wie beschwerlich wirst du mir und deiner Mutter fallen, weil wir keine Hütte haben, sondern dich von einem Hause zum andern bey der Hitze und Kälte, du magst krank oder gesund seyn auf unseren müden Rücken herumtragen müssen. Hierauf legte er das Kind in den Schooß der Mutter zurücke, und dachte darüber nach, wie er von den bevorstehenden Beschwerden los kommen könnte. Da er eine kleine Baarschaft am Gelde beysammen hatte, so faßte er den Entschluß eine kleine eigene Herberge zu kaufen, damit er ungehin-

dert sein Metier forttreiben könnte. Er befand sich eben in der Gegend des Bodensees, als er diesen Plan entwarf, und er fieng schon an, sich hie und da zu erkundigen, ob nicht eine kleine Herberge, oder ein kleines Häuschen irgendwo feil stünde, welches er durch einen ehrlichen Kauf an sich zu bringen wünschte. So weit brachte es dieser Mann, welcher schon so oft erarmet, und selbst von dem Beamten seiner Geburtsstadt als ein unnützes Mitglied dem Militär ist übergeben worden, der aber im Grunde bey einer nur mittelmäßigen Unterstützung ein rechtschaffener und wohlhabender Bürger geworden wäre.

Nachdem Sophie die Wochen wieder überstanden hatte, so sah sie selbst das neue Ungemach ein, und willigte in das Vorhaben ihres Mannes. Allein ohngeachtet ihres sorgfältigen Nachforschens that sich dennoch keine bequeme Gelegenheit hervor, wodurch sie ihre Absicht erreichen konnten. Als er nun seine Bemühungen fruchtlos sah, und überall bald von Seiten der Obrigkeit, bald von Seiten der Toleranz, Hindernisse und Beschwerde fand, so kam er auf einen Gedanken, welchen er in seinem Leben noch nie gedacht hatte: er wollte ein Spanischer Kolonist werden. Gregor war ein Bruderskind jenes berühmten nnd bekannten Thürriegels, der vormals ein baierscher Freiparthiest, und ein beherzter unternehmender Mann war, welcher aber nach seiner Abdankung nach Spanien gieng und unter dem Mi-

nister Olavides ein thätiger Beförderer jener berühmten Ansiedlung in Sierra Morea ward. Dieser Thürriegel kam selbst nach Deutschland wieder zurücke, um das Koloniengeschäft zu betreiben, und seine Landsleute zur Auswanderung nach Spanien einzuladen: er hatte theils selbst, theils durch seine aufgestellten Werber eine Menge Deutsche dahin geführet, weil die Bedingnisse, unter welchen er die Einladung machte, ungemein vortheilhaft und reizend waren, und zu deren Bekräftigung und Versicherung er eine ministerielle Vollmacht bey sich trug. Jetzt erinnerte sich Gregor, wie oft ihm sein Vater von diesem Manne erzählet hatte: Gregors Vater rühmte das Ansehen und das schmeichelnde Glück seines Bruders mit voller Begeisterung, und das Spanische Ansiedlungsterrain und die daraus zu versprechenden Vortheile waren in seinen Augen ein seliges Paradies. Der redliche Mann hatte aber auch Ursache mit vielem Ruhme und Lobe von seinem Bruder zu sprechen; denn der unternehmende Thürriegel erschien gegen alle Erwartung mit vielem Prachte eines ansehnlichen und wichtigen Mannes; er trat in prächtigen Kleidern von Gold und Silber auf, hatte seine eigenen Pferde, Kutsche, Bedienten, Uhren, Ringe und eine vollgestopfte Goldbörse. In diesem Anzuge, und mit dieser Equipage kam er vor die Wohnung seines Bruders, der in einem gemeinen Landhäuschen wohnte, machte Halt, stieg ab, und logirte zween Tage lang in diesem Häuschen. Es wurde gesotten und gebraten; das staunende Landvolk stand vor den Fenstern, bewunderte

die Pferde, und glaubte einen Prinzen zu sehen: der Kolonistenwerber rief die Nachbarn seines Bruders in die Stube hinein, er ließ den Wein in vollen Gläsern herumtragen, und diese Leute erinnerten sich lange Zeit dieses freudigen Tages. Thürriegel lud nun seinen Bruder nach Spanien ein, und versicherte ihn, daß er ihn dort zu einem königlichen Aufseher über die Kolonisten mit einem beträchtlichen Jahrsgehalt machen wolle. Allein der arme Bruder, so große Freude er über diesen Antrag hatte, litt eben am Fieber, und starb bald nach der Abreise des Thürriegels an der Auszehrung.

Ach! wüßte ich nur, daß mein Herr Vetter noch am Leben wäre, seufzte jezt Gregor, ich gieng nach Spanien, und er würde mich gewis als seines Bruders Sohn glücklich machen. Allein er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte, um hierüber Nachricht einzuholen: die schönste Hofnung seines Glückes war so sehr verschleiert, daß er gar keine Aussicht erhielt, und den Gedanken nach Spanien zu gehen gänzlich aufgeben mußte. Da er nun einmal beschlossen hatte, sich irgendwo niederzulassen, so hörte er vielfältig von der in Schwaben eingerissenen Auswanderungslust, wo eine Menge Menschen ihre Habe verlassen, um sich in dem Bannate ansiedeln zu können. Natürlicher Weise konnte er zu dieser Ansiedlung wegen seiner Desertion keine Lust tragen; doch glaubte er, daß es ihm vielleicht gelingen würde, in Schwaben eine verlassene Woh-

nung zu kaufen, und sich dort niederlassen zu können. In dieser Meinung zog er nun fort und er war schon bis an die Gegend von Günzburg hingekommen, wo ihm ein unerwarteter und sehr unglücklicher Streich gespielet wurde. Er kam in einer Dorfschenke unversehens mit einem Menschen, der einem Handwerksburschen ähnlich war, über seine Absicht zur Rede, und besprach sich ganz offenherzig mit demselben. Sie tranken freundschaftlich miteinander, und der Ungekannte säumte nicht, auf der Stelle einen schmeichelhaften Rath zu ertheilen. Dieser sagte, daß er so eine leere und verlassene Wohnung wisse, welche feil wäre, und setzte noch verschiedene reizende Vortheile von der schönen Lage, von dem guten Erwerbe u. s. f. hinzu, wodurch der Gregor neugierig gemacht, und angelocket wurde, den Ort zu besehen, da ihn der Augenschein, wie der Ungekannte sagte, ohnehin nichts kosten würde, und es noch immer in seiner Willkühr stünde, ob und wie er sich in den Kauf einlassen wolle. Sophie, welche alles mit anhörte, willigte alsogleich mit ihrem Manne ein; denn ihr sanfter Charakter verleitete sie niemal, ihrem Gatten zu widersprechen: sie nahm die zwey Kinder, und folgte ihrem Manne, welcher mit dem Ungekannten durch ein kleines Wäldchen vorausgieng. Sie erreichten ein Dörfchen; hier labten sie sich nochmal in der Bierschenke; auf einmal zog der Ungekannte eine geladene Pistole heraus, setzte selbe dem Gregor an die Brust, und rief in Gegenwart des Wirthes: Ergebet euch! Ihr seyd mein Arrestant. — Dieser

Grund und Boden gehöret demjenigen Herrn zu, dem ihr treuloser Weise desertiret seyd. — Gregor wurde todtenblaß, er zitterte vor Furcht und Schrecken am ganzen Leibe; und als der Ungekannte Gregors Hände mit einem Stricke fesselte, so fiel Sophie in eine schreckliche Ohnmacht.

Der Ungekannte war ein verkleideter Soldat von der Werbung, welcher unter der Maske eines Handwerks Bursches in den außerhalb den Gränzen sich befindlichen Dorfschenken öfter herumgieng, auf die Deserteurs lauerte, und schon manchen Unvorsichtigen unter dem Vorwande der Freundschaft und anderer Vorspiegelungen in seine Falle gebracht hatte. Dieser verkleidete Soldat hatte vormals mit Gregor bey einer Kompagnie zusammen gedient, und ihn dießmal gar leicht aus der Gesichtsbildung gekannt: allein ob er schon zu selbiger Zeit mit dem Gregor, der ein gutes Stück erspartes Geld zum Regimente mitgebracht, manchen Schluck Brandewein in vertrauter Freundschaft gratis genossen hatte, so wußte er seine Sprache, Mienen und Gebährden so treflich zu verstellen, daß man nicht den geringsten Argwohn einer Verrätherey auf ihn werfen konnte. Der unglückliche Gregor wurde nun in seiner namenlosen Bestürzung auf die Werbstube gebracht, und weil Sophie durch ihre Ohnmacht vollends kraftlos gemacht wurde, so mußte sie der Dorfwirth samt ihren Kindern auf einen Holzwagen packen, und hinter dem Arrestanten nach dem Werbeplatz bringen. Gregor wurde enge ge-

schlossen und scharf verwahret; Sophien aber befahl der Werbofficier samt ihren Kindern nach dem Amtshause bis auf den folgenden Tag zu bringen, und dort zu verwahren. Sie wurde in einen Kerker geschleppet, und weil man ihre Ohnmacht für eine Verstellung hielt, so wurde ihr von dem unmenschlichen Gerichtsdiener noch mancher Rippenstoß beigebracht. Am folgenden Tage hielt der Werbofficier mit dem Arrestanten ein vorläufiges Verhör; Sophie sollte aus dem Kerker geholet werden: aber der Gerichtsdiener fand sie todt auf der Erde liegen, und die zwey Kinder nach Hülfe schreyend im Schoosse ihrer Mutter. — Als nun Gregor die allgemeinen Fragestücke zu beantworten vorgeführet wurde, so gestand er alles ein, und bat um die einzige Gnade, daß man sein Weib loslassen möchte, weil diese gar keinen Antheil an seinem Verbrechen hätte. Der Werbofficier foderte die Kopulationsakte; er hatte dieselbe mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen, womit er sich überzeugte, daß sich der Eigennutz der römischen Pfaffen bis auf die armen Deserteurs erstreckte. Bey der ersten Rekroutenlieferung wurde also Gregor in eisernen Banden, seine Strafe zu empfangen, weiter transportirt. Er seufzte und weinte nach Sophien; allein er erfuhr ihren unglücklichen Tod nicht: auch der Erzähler dieser Geschichte konnte nichts mehr erfahren, wie es in der Folge dem herzlichguten Gregor gegangen hatte. Der Werbofficier fluchte noch manchen Tag über die römische Einsegnung, und Ertheilung der Ehepatente; nun weis ich die Quelle, sprach er,

woraus so viele Landbettler entstehen, und wohin sich so manche Deserteurs verlieren. Allein der Erzähler dieser Geschichte bedauert und beweinet dieses unglückliche Ehepaar, welches in vielem Betrachte wegen ihren guten Eigenschaften ein weit besseres Schicksal verdienet hätte: und welches sie gewis würden genossen haben, wenn der Beamte ihr leichtes Vergehen mit einem philosophischen Kennerauge betrachtet hätte, eine Foderung, bey welcher freilich viele Beamte mit ihrem trockenen Kodex unter dem Arme nicht bestehen würden.

14.

Der Priester-Segen.

Als sich im Jahre 1786. der Inn und die Donau wildschäumend ergossen, und hoch und weit über ihre Ufer hinausstiegen, und Scheunen mit sich fortrissen, und Häuser zusammenstürzten, so wurde manche Familie in den äußersten Todesschrecken gesetzt. Bey jener verheerenden Ergiessung trat auch das Wasser bis an die Thorschwelle eines Klostergebäudes hin, und drohete den Mönchen ihre süsse Ruhe zu stöhren. Gewöhnlicher Weise haben die Stifter mit ihren reichen Gaben bey der Anlegung der Stifter schon so gut vorgesorget, daß kaum eine menschliche Hand, auch nicht einmal die wü-

thenden Elemente ihre frommen Vermächtnisse zerstöhren können; welches denn die guten Mönche wohl wußten, die sich folglich von dem nahen Gewässer nicht gar sehr erschrecken liessen. Das Kloster steht auf einem fünf Klafter tiefen und mit Quadern eingesenkten Grunde, welche wie die Felsen zusammengeklammert eine drey Ellen dicke Mauer tragen, und worauf das mit Wölbungen festaneinander geschlossene Gebäude wie eine Burg Zions ruhet. In einer solchen Feste konnte man immer den wüthenden Stürmen ruhig entgegensehen, und nur das Jammergeschrey des Landmannes, welcher in baufälligen Hütten wohnet, vermochte die frommen Mönche vom Schlafe aufzuschrecken. Da nun die Sorgen der Klosterverwaltung getheilet sind, so wird bey einem unvermutheten Vorfalle nur derjenige am meisten geängstiget, in dessen Fach die Begebenheit einschlägt. Dießmal traf nun der Kummer vor allen den Pater Kellermeister; das Wasser drohete in die Weinbehälter einzudringen, und der Faßbinder schlug Lärm über Lärm, daß man ihm zu Hülfe eilen möchte, um die Gaben des Weingottes zu retten, mit welchen dieser besonders die heilige Stätte zu beschenken pfleget. Man eilte in die Behälter, und die Fässer wurden durch die guten Anstalten vor aller Beschädigung gesichert. Froh über die getroffenen Rettungsmittel eilte der Faßbinder, ein eifriger Klosterpatriot, aus den Kellern herauf, um auch das neue gebaute Weinfaß, welches eben einen Tag vorher auf dem nahen Klostermaierhofe fertig, und zur öffentlichen

Schau ausgestellet wurde, in Sicherheit zu bringen. Dieses Faß war ein kolossalisches Stück Arbeit; die Bewunderung der ganzen Klerisey; und man machte sogar Miene, dasselbe mit vielem Klosterwitze das zwote Heidelberger Faß zu nennen. Selbst der Faßbinder hatte sich Tags vorher samt seinen Gesellen auf die Vollendung dieser Klosterpyramide recht vieles zu Gute gethan: als nämlich das ungeheure Faß von dem Pater Kellermeister wie ein Spanisches Admiral-Schiff eingeweihet und ordentlich getauft wurde, so erfolgte auf diese heilige Zeremonie ein prächtiger Schmaus und ein ergiebiger Soff bis in den späten Abend. Es ist schon so Mode, daß man in den Klöstern die merkwürdigen Tage und Begebenheiten mit Schmaus und Soff endiget, deren gar viele das Jahr hindurch sind, und welche sogar in den Kirchenkalendern angezeigt werden; welches Aemtchen gewöhnlich ein eigen hierzu ernannter Pater über sich nehmen muß, der sich ein großer Litterator zu seyn dünkt, wenn jährlich sein Kirchenkalender aus der Presse kömmt, worin die Schmause-Tage mit rother Farbe gedruckt erscheinen. Die Einweihung dieses Weinfasses verdiente um so mehr mit einem Schmause gekrönet zu werden, weil man sogar eine Zeichnung mit dem beigefügten Maaßstabe verfertigte, um dieselbe den Kellermeistern anderer Klöster mitzutheilen, und diese zur Eifersucht des klösterlichen Vorrathes zu reitzen. Das Zeremoniel gieng mit der erbaulichsten Andacht vor sich: der Faßbinder mit einer brennenden Wachskerze, und seine Gesellen mit den Rosenkränzen in der Hand standen um das Faß herum, der Kerllemeister las

aus einem Buche lateinische Gebethe und Segen darüber, er beräucherte und bespritzte dasselbe mit Weihwasser, und heftete mit einem Nagel an den untersten Boden einen blechernen, hochgeweihten Ablaß-Pfennig mit dem Bildniß des heiligen Benedikt. Es gieng zwar diese heilige Handlung, wie es bey den meisten Einweihungen zu geschehen pflegt, nicht ohne kleinen Spaß ab: denn als der Pater Kellermeister in das Faß hineinstieg um den Ablaß-Pfennig anzunageln, so stellte der Bindermeister die obere Bodendecke vor die Oefnung hin, und ließ den Segensprecher nicht eher aus dem Faß, als bis dieser bey seiner Priesterwürde einen recht lustigen Schmaus zu geben versprochen hatte. Doch dieser kleine Scherz wurde darum als eine Nothwendigkeit angesehen, weil ihn der Bindermeister für einen Handwerksgebrauch vorgab, worauf man diese Handlung mit einem andächtigen Gebethe zu vollenden wieder fortfuhr. Der Meister, welcher ein Erzkatholike war, konnte sich mit dieser Einweihung nicht vollends begnügen; er besaß eine Menge geheimnißvolle Künste, welche er sich auf seinen Reisen in der Fremde durch Schwaben, Tyrol, Baiern, Oesterreich ꝛc. gesammelt hat, die er für das kräftigste Gegengift gegen alle Hexereien und Teufel ausgab, und womit er gegen die ganze Hölle bewafnet zu seyn glaubte. Er nahm noch denselbigen Abend noch in der Stille eine eigne Einweihung vor; das Faß wurde mit Ostersalz gerieben, mit Johannis-Wein und drey Königs Wasser gewaschen, mit geweihten Salben beschmiert, und mit hunderterley

Rauchwerken geräuchert, wobey er überzeugt war, daß der Wein ewig nicht sauer werden, oder abstehen würde, und daß dem Faße die Hexen der ersten Klasse auch nicht einmal ein Principal-Teufel demselben schaden könnte.

Der Schrecken und der Jammer war unbeschreiblich, als in eben dem Augenblicke, da man zur Rettung herbeyeilte, das große, neue Weinfaß von der wüthenden Fluth fortgetrieben ward. Herr Je! erbarme dich, schrie der Meister, unser bestes Weinfaß — die Zähren rollten über seine Wangen, er trabte bald voran, bald zurücke, um zu retten, und wußte vor Schrecken nicht was er thun sollte. Kommt mit einem Nachen zu Hülfe, schrie der Kellermeister über das Fenster herab, mit einem Nachen! — Ja! einen Nachen müssen wir nehmen, sagte der Meister zu seinen Gesellen, wir müssen Leib und Leben daran setzen, um das Faß zu retten; ich wage mein Leben gerne daran! — Unglücklicher Weise war die Schiff-Scheune mit einem Häng-Schloß gesperrt, worin sich ein Paar Fischer-Nachen befanden; und bis man das Schloß gewaltthätig wegbrach, war das Faß schon weit, — weit fortgeschwommen. Jezt stand der Meister mit seinen Gesellen in dem Nachen, aber alle Rettung war vergebens, das Faß war kaum noch mit dem Auge zu sehen, so weit war es von dem wilden Strome schon fortgetrieben worden. Nun begab sich der Meister voll Betrübniß in das Kloster zurücke, er bezeugte da sein innigstes Herzeleid über den Verlust eines Fasses, womit sich der Hr. Kellermeister und das löbliche Konvent ein unsterbliches Denkmal

hätten errichten wollen: der Meister versicherte auch hoch und theuer, daß er gerne sein Leben daran gewaget hätte, wäre nur die Scheune von dem Fischer, welcher die Schlüssel hatte, aufgesperret worden. Daß nun aller Fluch auf den Fischer fiel, läßt sich wohl vorstellen; dieser gute Mann war Tags zuvor auch bey der Einweihung, und hatte daran so großen Antheil genommen, daß er vom Rausch so frühe nicht erwachen konnte. Man suchte im ganzen Kloster hastig den Fischer auf, und als man ihn auf dem Strohe noch schnarchend fand, so entließ man ihn alsogleich des Dienstes, welcher über diese unverhofte Neuigkeit denselben Augenblick nüchtern ward. Es half keine Entschuldigung, und der Fischer, der nun in der prima furia des Kellermeisters als höchst strafbar erkläret ward, mußte in Zeit von einer Stunde die heilige Klosterstätte meiden. Indeß wandte der Bindermeister alles an, um bey dieser Gelegenheit seinen Klosterpatriotismus zu zeigen: er fuhr mit seinen Gesellen auf den beiden Kähnen im Kloster-Maierhofe herum, haschte die Hühner und Schafe zusammen, und rettete noch manches Spann-Ferkel, welches die Lieblingsspeise des Hrn. Prälaten war. Die übrigen Klostermönche sahen im zwoten Stocke auf das vorbeyschäumende Wasser herab, sprachen nach ihrer gewöhnlichen Studien-Methode Pro et contra, und schnupften Tabak.

Das Wasser begann von Stunde zu Stunde höher zu steigen, und der ganze Rinnsaal war mit weggerissenen Balken von den eingestürzten Mühlen, Bauershäusern, und Scheunen beinahe über-

deckt. Schafe, Schweine und Kälber sah man von der Fluth fortgerissen, und manchmal einen Hut oder eine Mütze, als traurige Zeichen, daß auch Menschen verunglückt sind. Doch bey all dieser Gefahr hatten die Mönche nichts weiter zu befürchten, als was schon geschehen war; denn das Wasser konnte nur einen Theil des Klosters berühren, indem der Haupttheil und die Abtey auf einer Anhöhe nahe an einem Berge hingebauet waren, wo ohnehin schon die Natur der Lage die beste Schutzwehr leistete. Die guten Herren giengen also ruhig zum Mittagsmahle, und bestiegen darauf, um die Verdauung zu befördern, den Berg, theils auch, um die verheerende Fluth von dieser Anhöhe noch mehr überschauen zu können. Auch der Bindermeister war bey dieser Gesellschaft, und sein unaufhörliches Gerede über den großen Verlust des neuen Fasses dauerte noch immer fort; er wußte alles haarklein zu erzählen, wie das Faß im Anfange ganz allmählig von der Fluth gehoben ward, wie es sich drehete, wie es noch stille zu stehen schien, und auf einmal fortgewälzet wurde: hernach seinen Todes-Schrecken, seinen muthigen Entschluß das Leben für das Faß zu wagen; und alsdann jene Wuth, mit welcher er die Scheune erbrach um einen Nachen zu bekommen, und endlich — die Betrübniß, alle Rettungsmittel vergebens zu sehen. Auf diesem kleinen Spaziergange beobachtete die Gesellschaft auch ein kleines, unten im Thale stehendes, und beiläuftig vierhundert Schritte vom Kloster entferntes hölzernes Häuschen. Dieses kleine, nur für arme Bewohner errichtete Gebäudchen

war weder mit einer Mauer versehen, noch weniger ruhete es auf einem Grunde von geklammerten Quadern: das Wasser drang von allen Seiten auf dieses Häuschen hin, und drohete solches mit sich fort zu schwemmen. Bis an das Dach stand dieses Häuschen schon unter dem Wasser; man hörte die Balken krachen, und ein dumpfes Menschengeschrey tönte unter dem Dache. Vermuthlich sind noch Leute in dem Häuschen zurücke geblieben, sagte einer aus den Mönchen. O, ja! erwiederte der Bindermeister, bey dieser Ueberschwemmung werden Leute genug ertrinken; da unser Weinfaß nicht verschont geblieben, wie wird es erst den armen Leuten ergehen. Während die Mönche so auf das wankende Häuschen hinabschauten, versammelten sich auch mehrere Personen aus jener Gegend, um die fürchterliche Fluth zu betrachten. Diese waren meistens Handwerks- und Bauersleute, und Unterthanen des Klosters, welche vor den Mönchen die tiefsten Bükling machten, und in vier bis fünf Haufen zusammenstunden, und so muthlos ganz ohne Rath und Thätigkeit in das Thal hinabgafften.

Es war noch keine halbe Stunde vorbey, so öffnete sich die schaudervollste Scene von der Welt. Die Bewohner des in der äußersten Gefahr wankenden Häuschens erschienen auf dem Dache, und baten mit hoch emporgefalteten Händen um Hülfe. Ein alter Vater und sein Weibchen umschlangen fünf lebende Kinder, und erwarteten kniend auf dem Dache entweder eine glückliche Rettung, oder den marternden Tod. Alle Zuschauer verstummten über diesen erbärmlichen Anblick, und keiner wußte weder

einen Rath zu ertheilen, noch eine thätige Hand anzulegen. Man murmelte, daß im Kloster zween Kähne vorräthig wären, womit man es allenfalls versuchen könnte, die Unglücklichen zu retten. Man kann sich ohne Lebensgefahr nicht daran wagen, schrie der Bindermeister; das Wasser wüthet zu heftig, man müßte zu Grunde gehen. Dieses war jetzt die Sprache jenes Mannes, der für das Weinfaß sein und seiner Gesellen Leben aufzuopfern Willens war, und der jetzt die Rettung von sieben Menschen geradezu für unmöglich hielt. Das Schlimmste dabey war noch, daß dieser dumme Klosterpatriot mit seinem Geschrey auch die Umstehenden muthlos machte; man konnte es nicht wissen, ob nicht ein oder zween beherzte Männer darunter wären, welche aus Menschengefühl ein Wagestück unternehmen würden, wie es bisweilen bey den außerordentlichen Fällen zu geschehen pflegt; aber man weiß auch, daß oft ein einziges Wort eines Dümmlings die herrlichsten Hoffnungen vereitelt. Diesen Augenblick fing das Häuschen zu krachen an, und die Unglücklichen schrien Hülfe! Hülfe! Erbarmung! — Alle Umstehenden staunten und starrten. Die Mönche schrien nun aus voller Kehle: Lieben Kinder! machet Reu und Leid über eure Sünden. Ein Priester hob seinen rechten Arm hoch empor, welcher die lateinische Absolution sprach, und den Elenden seinen Segen ertheilte. Die Zuschauer knieten auf der Anhöhe, und beteten ein andächtiges Vaterunser und Ave Maria, um für die hülflose Familie einen seligen Tod zu erflehen. Während dieser fürchterlichen Scene wurde im Kloster zur Vesper geläutet. Die Mönche trabten lang-

sam nach ihren Chorstühlen zurücke, und verliessen die Zuschauer, welche in mehreren Haufen zusammengetreten waren. Der sprach dieses, der sprach jenes, ein dritter weinte, und der Bindermeister demonstrirte nach seinem Handwerksgeplauder, daß es schlechterdings unmöglich sey, die arme Familie zu retten.

Unter den Umstehenden fand sich ganz unbemerkt auch der Fischer ein, welcher wenige Stunden zuvor von dem Pater Kellermeister des Dienstes ist entlassen worden. Sein Kopf taumelte noch ziemlich, und er hatte den Schwindel noch nicht vollends verlohren, den er sich in der vergangenen Nacht beym Einsegnungsschmause des neuen Weinfasses zugezogen hatte. Als nun der Fischer die Mönche entfernt sah, so glaubte er, da er nun einen freyen Rücken hatte, auch sein Wort darein sprechen zu dürfen. Seine rohe Seele, der noch im Kopfe steckende Taumel, und die Galle, welche durch die unverhoffte Dienstlosmachung in Bewegung gerieth, liessen ihn manche bittere Ausdrücke entfallen, worüber sich die Umstehenden ärgerten. Er sah den Bindermeister als die Triebfeder seines verlornen Dienstes an, und da er diesen schon lange für eine frommheuchelnde und kriechende Seele hielt, so wollte er jetzt sein Müthchen noch daran kühlen, ohne sich in seiner Rohheit um die Unglücklichen viel zu bekümmern. Da es der Fischer zu sehr fühlte, in welche Verlegenheit ihn die gestrige Einsegnung des Weinfasses gesetzt habe, indem er dadurch dienstlos geworden, so fing er diesmal an sich über den Absolutionssegen, welchen er mit ansah, etwas frey her-

aus zu lassen, oder sogar darüber zu spotten, und überhaupt den Segen der Geistlichen als eine vergebliche Hülfe zu verschreien. Er spottete des Bindermeisters, welcher das Faß noch mit einer besonderen Einweihung versehen hatte, und jener foderte nun diesen auf, er sollte es versuchen, ungeweihte Menschen zu retten, da ihm der Versuch und der Eifer für ein geweihtes Weinfaß mislungen hat. Man hätte bald geglaubt, der Fischer wollte mit dieser Auffoderung ein Wagestück versuchen, und man konnte es an seinen Mienen lesen, daß er eher aus Ehrgeitz und Eifersucht etwas Großes unternehmen würde, als aus dem innerlichen Triebe eines zarten Gefühles. Allein sein Gegner hielt die Auffoderung nicht aus; der Binder schlich sich weg, und eilte nach dem Kloster, um den Fischer wegen seinen ärgerlichen Reden beym Herrn Kellermeister anzuklagen.

Man hörte ein wiederholendes Jammergeschrei von der mit dem Tode ringenden Familie herauf. Ein ehrlicher Beckermeister kam eben dahergelaufen, um die Noth und das Elend zu sehen: kaum hatte dieser die arme Familie um Hülfe schreien gehört, so zog dieser seine seidene Geldbörse aus der Tasche, und schrie: hier geb ich vier und zwanzig Gulden demjenigen zum Preiße, welcher dort die Unglücklichen rettet! Er hob die Börse mit ausgestreckten Armen in die Höhe, und wiederholte es nochmal: diese vier und zwanzig Gulden gehören dem Retter! Die Zuschauer drängten sich um den Becker herum, und erstaunten über den hohen Preis; aber keiner hatte sich angeboten, diese Prämie zu verdienen. Auch

der Fischer drang unter den Haufen hinein, und sprach mit dem Becker voll glühenden Eifer: ich bin ohnehin dienstlos, vielleicht gelingt es mir, dieses Geld zu verdienen; aber alsdenn will ich dem Bindermeister sein Weinfaß noch recht bitter machen: ich wage es. — Der Becker, um zu beweisen, daß es sein voller Ernst sey, wollte die eingesteckte Börse nochmal aus der Tasche ziehen, und dem kühnen Fischer die 24 Fl. baar zeigen; aber die Börse war diesen Augenblick gestohlen worden. Ein böser Schurke hatte dem Becker das Loosegeld für sieben unglückliche Menschen aus der Tasche gestohlen. Dieses war nun eine unbeschreiblich böse That, welche alle Aufmerksamkeit der Zuschauer an sich gezogen, und der Unglücklichen beynahe vergessen gemacht hatte. Das Gerede war jetzt nur mehr vom Diebstahle, und der rohe Fischer, den nur eine Prämie reitzen konnte, zog sich mit all seinem brüstenden Muthe wieder zurücke. Indeß kam der Gerichtsdiener des Klosters herbey, und schleppte den Fischer als einen Religionsspötter mit sich fort, welches unter den Umstehenden eine neue Gährung verursachte. Es folgte also immer ein unerwarteter Auftritt auf den andern, und die Zuschauer geriethen vollends aus ihrer Fassung. Bey diesem traurigen Spektakel wollten nun die Mönche keine stummen Zuschauer abgeben; man stellte dem Prälaten die unglückliche Lage der elenden Familie vor, und versuchte es, alles zu thun, was man geistlicher Weise thun könnte. Es war der Antrag mit dem Hochwürdigsten prozeßionaliter auf die Anhöhe hinauszugehen, und mit demselben den Hülflosen die heilige Benediktion zu ertheilen. Der

Prälat verstand sich willig zur Erlaubniß dieser heiligen Handlung, und um zu zeigen, daß sein Herz auch eines Menschengefühles empfänglich wäre, so ließ er sich verlauten er selbst wolle in eigner höchster Person mit dem Hochwürdigsten den heiligen Segen ertheilen. Nun hat man überall, wo ein infulirtes Haupt residirt, einen Zeremonien= oder heiligen Etiquetmeister, dem es oblieget, darauf bedacht zu seyn, daß ja nichts gegen den althergebrachten Schlendrian unternommen werde, und welcher den hunderterley religiösen Schlosserpossen mit weit grösserer Anhänglichkeit zugethan ist, als selbst jene Schuheknechte zu Wien, welche sich eines Handwerkspossens wegen an den Galgen hängen ließen. Dieser Zeremonienmeister protestirte also feyerlich gegen die Aeußerung des Herrn Prälaten, und er bewies es ex sacris Ritualibus, daß ein Prälat in keinem andern Falle mit dem Hochwürdigsten entgegengehen dürfe, außer wenn ein regierendes geistliches Oberhaupt in der Abtey die Visite ablegen will. Der Segen des Prälaten unterblieb also diesmal, und die dem Tode nahe Familie mußte sich mit dem Segen eines gemeinen Klosterpriesters begnügen. Man schrie zum letztenmale auf die Unglücklichen: erwecket die Reu und Leid über eure Sünden — und hierauf folgte die Absolution samt der apostolischen Benediktion in articulo mortis. Welche bittere bange Todesangst werden die Elenden gelitten haben, da ihnen die Priesterschaft zweymal den gewissen Tod ankündigte! Es wäre kein Wunder gewesen, wenn Vater und Mutter schaudernd und bebend in die Ohnmacht gefallen, und im Taumel der Angst über das Dach

hinabgestürzt wären. Aber noch — diese lange Zeit noch hielt ein Schutzgeist diese Familie mit seinem Gottesarme. All diese Schrecken und langen Leiden konnten ihre Fassung nicht stören, und sie hofften noch, Trotz der äußersten Gefahr, auf Rettung.

Wer kömmt dort aus der Ferne hergeritten? fragte einer aus den Zuschauern. Ho! jenen kenne ich schon mit seinem großen Preußenhute, erwiederte ein witziger Schneidermeister; 's ist — ja, er ist's — der Domherr, welcher die besten Tage genießt, und nichts thut, als spatzieren reiten. Schauet ihn nur an, fuhr der Schneider fort, was das für ein Pfaffe ist, im rothen Kleide mit Golddressen! Pfui der Schande! Solche Priester, welche nicht vom Fuß bis an den Kopf kohlenschwarz gekleidet sind, sind keine Pfeiffe Tabacks werth, sage ich allemal; und dies hat schon mein Großvater gesagt. So viel ich sehe, plauderte der Schneider noch fort, so reitet derselbe gar zu uns herauf; was wird so ein Weltpfaffe wohl helfen können? Nichts, als daß wir nur einen Zuschauer mehr haben. — Was giebt es da? Lieben Freunde, fragte der Domherr, ist ein Unglück geschehen, oder — Hierauf nahm einer der Umstehenden das Wort, und zeigte und erzählte dem Domherrn, in möglichster Kürze alles, was vorgegangen ist. Um des Himmels Willen! schrie der edle Ritter, kann man keine Kähne bekommen? Und als dieser vernahm, daß im Kloster zween Fischerkähne vorräthig wären, so bemühete er sich, die Umstehenden zu bereden, daß die Gefahr, den Hülflosen beyzuspringen, noch nicht vollends eine Lebens-

gefahr wäre; es käme nur auf Muth, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit an, sagte der Domherr, und man würde gar leicht die ganze Familie retten können: hätte ich mich, setzte er hinzu, eben so gut auf einem Kahne, als auf diesem Pferde geübt, das ich jetzt reite, ich schwöre es bey meiner Seele! diesen Augenblick würde ich es wagen, jene Armen dort zu retten. O, Freunde! fuhr der Ritter fort, wir dürfen unsre Brüder nicht verlassen; es ist die Pflicht der Menschenliebe, daß wir mit unsern Kräften den Nothleidenden beyspringen sollen: ach! wie mich die armen Kinder dort erbarmen! — aber was nützt unser Jammer, wenn wir nicht retten. — Jetzt nahm der Ritter seinen großen Preußenhut, der in den Augen des Schneiders so viel Aerger erweckte, vom Kopfe ab, warf zwanzig Dukaten darein, damit es alle Umstehenden sehen konnten, und schrie den Preis aus, welcher demjenigen gebühret, der die arme Familie rettet. Die Zuschauer staunten, stotterten und murmelten unter einander; wäre doch jetzt der abgedankte Fischer da, hieß es, der würde sich ohne Bedenken wagen. So bringet mir den Fischer, rief der Ritter, er soll die Prämie samt meinen Hut einziehen. Gnädiger Herr, und Exzellenz! sagte ein rüstiger Bauernjunge, so gut der Fischer mit dem Kahne zu fahren weiß, so gut verstehe ich's auch. Freund! du sollst die Prämie haben, versetzte der Ritter, aber du mußt einen Gehülfen zu dir nehmen, denn du alleine wirst der Gewalt des Wassers nicht widerstehen können. So komm mit mir, Jörge! rief der muthige Bauern-

junge, und wir theilen die Prämie. Hurtig! den Kahn herbey.

Als nun der Domherr die zween muthigen Streiter mit den Wellen kämpfen sah, so freute er sich herzlich über seine schon halb gelungene Absicht. Wenn die rohen Menschen, sagte er bey sich, keine Gelegenheit haben, in den Schulen ein zartes Menschengefühl zu erlernen, so muß man denselben mit guten Worten, mit Gold, und mit Verheissungen einige Empfindung beyzubringen wissen: hätten die Bursche den wahren Werth ihrer Nebenmenschen kennen gelernt, so würden sie zu diesem Wagestück des Reitzes meiner lumpigten Dukaten nicht bedürfen. Nun sahen die Unglücklichen ihre Retter durch die wüthende Fluth arbeiten; diese ruderten aus allen Kräften bis an das Gefahrdrohende Häuschen hin. Furcht und Freude, Beben und Hoffnung zwischen Leben und Tod waren in den Mienen der Nothleidenden ein sichtbarer Kampf. O, liebster Jörge! rief die älteste Tochter von siebenzehn Jahren, rette vor allen unsere Eltern. Die Bursche waren mit ihrem Kahne schon beym Häuschen; allein das Fahrzeug war zu klein, die ganze Familie mit einem male aufzunehmen; der Kahn wird durch das Uebergewicht untergehen, sagte Jörge, und wir ertrinken alle neune. Je nu! erwiederte sein Kamerad, wir werden uns wohl das zweite mal auch noch durcharbeiten können. Also — geschwinde — eingestiegen — die Halbscheid bleibt zurücke. Jetzt entstand ein heftiger Streit der Natur und Liebe. Hannchen, die älteste Tochter, wollte vor allen ihre Aeltern in Sicherheit wissen, und mit ihren kleinen

Geschwistern zurücke bleiben. Nein, sprach der Vater rettet zuerst meine Kinder, und wenn euch Gott segnet, so vergesset auch mich und mein armes Weib nicht. Es war aber kein Augenblick zu verlieren, und Jörge endigte bald diesen zärtlichen Kampf, indem er Hannchen beym Kittel packte, und sie mit Gewalt in den Kahn herabnahm. Dieser folgten die vier kleinern Geschwister, welche Trotz den schlagenden Wellen glücklich an das Gestade gebracht wurden. Alsogleich erwachte das Mitleid unter dem Pöbel; alles drang sich hinzu, um die guten Kinder mit Geschenken zu trösten. Aber Hannchen fiel vor dem Jörge auf die Kniee nieder, und bat ihn zitternd, daß er für ihre Aeltern sein Leben wagen möchte. Fasset Muth, sagte der Ritter, ihr braven Bursche, und waget es, die lieben Aeltern zu retten; hier — werfe ich meine Taschenuhr als eure Prämie in den Hut. Ohne sich viel zu bedenken, wagten die Bursche ihre zwote Fahrt. Diesem Spektakel sahen auch die Mönche mit den Ferngläsern aus ihren Klosterzellen zu; und den Faßbinder reitzte die Neugierde, nochmal auf die Anhöhe hinauszugehen. Als ein angesehener Klosterdiener glaubte der Binder vor allen berechtiget zu seyn, mit dem Domherrn, welcher noch immer zu Pferde saß, näher zu sprechen. Kaum hatte er sich hinangedrungen, so begann er mit der Geschichte des verlornen Weinfasses des Ritters Ohren zu belästigen. Der dumme Klosterpatriot glaubte, daß das Heil der halben Welt von seinem Fasse abhange, worüber er unausstehlich plauderte. Allein

der Ritter, welcher von Jugend auf an das klare Brunnenwasser gewöhnt war, bekümmerte sich wenig um den Wein, sondern seine edle Herzensabsicht zielte nur auf Wohlthun, und Menschenrettung: er sah mit seiner Lunette unbeweglich nach dem Häuschen, und dem Bindermeister befahl er im ganzen Ernste, daß ihn dieser mit seinem albernen Geschwätze verschonen möchte. Hab mein Lebtag gehört, sagte der Binder im Weggehen, daß die Domherren schlechte Christen sind: und nach einer Woche behauptete dieser Bigott noch öffentlich in der Kloster-Bierschenke, daß die Domherren schlechte Christen seyn. Es standen aber alle Augen, ohne auf den Bigotten zu merken, nach dem Häuschen gerichtet. Die zween muthvollen Erretter nahmen schon die zitternde Mutter in ihrem Kahne auf, jetzt stieg auch der wankende Vater in die Arme seiner Gattinn vom Dache herab, und — das Häuschen war diesen Augenblick eingestürzt. Hierdurch gewann das Wasser neue fortreissende Kräfte, und die zween Bursche ruderten, daß ihnen der Schweiß vom Angesichte lief, bis sie glücklich das Gestade erreichten.

Alle Haufen der Zuschauer ertönten vom Jubel- und Freudengeschrey über diese glückliche Rettung. Selbst die Pöbelherzen konnten sich der Freudenthränen nicht enthalten, wodurch sie ein Zeichen gaben, daß auch ihre Seelen des zarten Gefühles empfänglich wären, wenn sie dazu den gehörigen Unterricht erhielten. Die zween Fluthenbesieger führten die Geretteten dem Domherrn vor, um ihre Prämie dafür zu empfangen; und der edle Rit-

ter sprang vor Freude vom Pferde, um die ausgestandenen Leiden dieser armen Familie mit einem Bruderkuß zu versüssen. Empfanget euren Lohn, ihr braven Bursche! sprach jetzt der Ritter, aber seyd auch künftig aus Menschenliebe wohlthätig, ohne daß ihr erst das elende Gold eines Domherrn erwarten sollet; empfanget meinen Hut, das Gold, und die Taschenuhr. Die gerettete Familie umfaßte nun die Knie ihres Wohlthäters, und der alte Vater war so sehr von Dankbarkeit durchdrungen, daß er kaum ein paar Worte stammeln konnte. So viel Großmuth, sagte jetzt der Schneidermeister im Zirkel seiner Nachbarn, so viel Gutherzigkeit und herablassende Menschenliebe hätte ich Zeit meines Lebens bey keinem Domherrn gesucht. — Nun wollte der Graf auch die Theilung der Prämie mit ansehen. Dieses ist ein Grafenhut, sagte Hainz, und noch dazu ein Preußenhut! und weil ich mich der erste angebothen, so behalte ich den Hut zum ewigen Andenken. Zehn Dukaten gehören auch mir, fuhr der Hainz fort, und nun diese zehn gehören dir, Jörge, weil ich den Preis mit dir zu theilen versprochen habe. Aber nun, Jörge! wie steht es mit der Uhr? Der Jörge erwiederte kein Wort. Hör du, Jörge! sprach der Hainz, wenn ich dir weder vom Hut, weder vom Golde, weder von der Uhr, kurz, von allem nichts geben würde, so hättest du dennoch zehnmal mehr gewonnen als ich. Wie so? fragte Jörge ganz erröthet. Dieses will ich dir auflösen, antwortete Hainz: wenn das schöne Hannchen so gut mein Mädchen wäre, als sie schon seit Jahr und Tag dein Mädchen ist, ich würde sie herausgeholet

haben, ohne auf den Domherrn zu warten. Wie hoch schätzest du wohl dein Hannchen? Stille, erwiederte Jörge, stille; behalte du die Uhr, und laß mir mein Hannchen; und wenn du willst, so gebe ich dir auch dieses Gold wieder. Das heist edel gedacht, sprach der Graf, ihr braven Bursche, ich muß mir eure Namen aufschreiben, vielleicht finde ich einmal einen bessern Platz für euch. Unvermuthet unterbrach jezt dieses rührende Schauspiel ein Kloster-Pater, welcher sich mit den tiefsten Verbeugungen dem Domherrn näherte, und diesen im Namen seines hochwürdigsten Herrn Prälaten auf die Abtey zu kommen bat.

Der gute Herr Graf, auf dessen sanften Charakter man aus seiner edlen Handlung wird schliessen können, ob er schon ganz und gar kein Freund, noch weniger ein Tischgeselle der Mönche seyn wollte, willigte dennoch in diese Einladung ein, doch nur so weit, wie er sich verlauten ließ, als man bey einer gewöhnlichen Visite zu thun pflegt. Man muß wissen, daß dieser Domherr ein Philosoph war, der, ob er schon manche Klöster besucht hatte, selten darin sein Vergnügen finden konnte. Das geschraubte Zeremoniel kam ihm allezeit sehr eckelhaft vor, und wenn er hie und da auf einen geschickten Kopf zu sprechen kam, so konnte sich der Graf nicht recht darein finden: diese Leute lassen sich nicht recht heraus, sagte er einmal zu einem Freunde, und wo die Denkungsart eingeschränkt ist, da öfnet sich das Herz nicht. Wenn ich alleine spazieren reite, sagte er ein andersmal, und dabey die Ordnung der Natur und die Herzen der Privatmenschen bis zum Bettler herab durchforsche,

so kann ich mich in meiner Philosophie mehr üben, als bey hundert Prälatentafeln, und ich finde bey denjenigen weit mehr Vergnügen, als bey diesen. Der Herr Graf verweilte auch in dieser Abtey gar nicht lange; das Gespräche war, wie ganz natürlich, von der gegenwärtigen Ueberschwemmung, und der Prälat fiel hastig in die Rede, und erzählte, welch einen braven Bindermeister er habe, der die Weinfässer im Keller noch bey Zeiten zu retten wußte. Allein der Graf lenkte die Unterredung auf die glücklich gerettete Familie, und bat den Prälaten auf seine Rechnung dieselbe mit Brod und Fleisch zu unterstützen. Hierauf nahm er den Abschied, und das innre Bewußtseyn der edlen That dieses Tages ließ ihn an einer trockenen Visite kein Vergnügen finden. Es wurde alsdann für die gerettete Familie, sobald das Wasser wieder in seinen vorigen Rinnsaal zurückegetreten war, in dem Maierhofe ein Plätzchen geräumet, und der Prälat befahl diesen Armen etwas mehr, als die gewöhnliche Bettelsuppe zu reichen, und dieses so lange, bis dieselben wieder durch milde Beyträge sich eine Hütte erbauen könnten. Gleich in der folgenden Woche machte der beeiferte Bindermeister diese ausgestandene Ueberschwemmung seinem Sohne, der eben in einer großen Stadt studirte, bekannt. Diesem schrieb er nun, wie die Handwerksleute zu schreiben pflegen, alles unter einander, so zwar, daß sich der Student selbst erst das Meiste auflösen, oder gar hinzudenken mußte. Dieser Student war nun bereits auch ein Candidat des nämlichen Klosters, bey welchem sein Vater als Binder in Diensten stand. Da er also für das Kloster, worin er sein ewiges Heil suchte, na-

türlicher Weise sehr eingenommen war, so schien ihm der Brief seines Vaters so vollwichtig, daß er den Innhalt desselben des Druckes werth hielt. Er hoffte dadurch auch einiger Massen seinem Hrn. Prälaten schmeicheln zu können, welches ihn bewog folgende Nachricht in ein öffentliches Blatt einrücken zu lassen: „Auch bey dem Kloster N. N. hatte die neuliche Ueberschwemmung großen Schrecken verbreitet. Ein nicht weit von dieser Abtey entferntes Häuschen, worinnen sieben Personen wohnten, wurde so tief unter das Wasser gesetzt, daß die Bedrängten keine andere Rettung mehr, als die Oberfläche des Daches vor sich hatten. Hier schrien die Unglücklichen kniend um Hülfe. Allein man konnte ihnen anfänglich ohne Lebensgefahr nicht beykommen, und die geistlichen Väter des Klosters sahen sich genöthigt denselben die Absolution und den heil. Segen mit dem Hochwürdigsten zu ertheilen, und sie in dieser traurigen Lage dem Schutz Gottes zu überlassen. Endlich wagten es die Klosterbedienten auf zween Kähnen jene sieben Personen dem Tode glücklich zu entreissen, worauf denselben Augenblick das Häuschen von dem Wasser fortgerissen ward. Der würdige Herr Prälat dieses Klosters, ein bekannter Menschenfreund und eifriger Wohlthäter beschenkte in höchst eigener Person die Geretteten mit vieler Großmuth und Freigebigkeit, und tröstete dieselben mit der größten Herablassung seines gütigsten und sanftesten Vaterherzens. Es wurde auf dessen Befehl unvorzüglich in dem Kloster eine Wohnung für die Unglücklichen geräumet, wo diese täglich von der milden Vaterhand des erhabenen Vorstehers gespeiset und getränket werden; und dieses so

lange, bis für die arme Familie wieder ein neues Häuschen wird erbauet werden. Ewiger Dank dem Allmächtigen, dessen heilige Vorsicht für die Nothleidenden solche erhabene Wohlthäter und Retter bestimmet hat; und ewig glücklich jene Gegend, welche mit einem so sanften und menschenfreundlichen Prälaten, wie dieser ist, gesegnet worden. Wären alle Klostervorsteher nach diesem untadelhaften, gütigsten und weisesten Modelle gebildet, so würden die heutigen Spötter wenig Ursache mehr haben, ihre geifernde Feder gegen den schädlichen (wie sie sich auszudrücken pflegen) Monachismus zu spitzen."

Der edlen Handlung des Domherrn, der ganz alleine die Triebfeder jener schönen That gewesen, wurde mit keiner Sylbe gedacht. Allein der vortrefliche Herr Graf wird durch das stille Bewußtseyn seines sanften Herzens ein weit größeres Vergnügen empfunden haben, als der Herr Prälat bey all dem hyperbolischen Ausposaunen seiner Weisheit und herablassenden Gnade. So große Unrichtigkeiten und Unzuverläßigkeiten kann man gar oft in den öffentlichen Blättern lesen. Die Mönche des Klosters sahen selbst das falsche dieser Nachrichten ein; allein da sie, wie sie sagten, keinen Antheil an dieser falschen Nachricht hatten, so wollten sie sich auch nicht bemühen, derselben zu widersprechen. Man wußte lange nicht, durch welche Wege jenes Faktum in die öffentlichen Blätter gekommen, noch weniger fiel es den Mönchen bey, daß der tolle Bindermeister die einzige Triebfeder davon gewesen ist, bis es der Student, welcher in den Schulferien nach Hause kam, selbst erzählte, und sich dabey einigermassen seiner Authorschaft rühmte.

Nun reitzte eine Wohlthat die andere. In der Gegend des Klosters verbreitete sich die schöne Handlung des Dommherrn; und die zween Kammeraden, Hainz und Jörge sprachen an einem Sonnabende lange und vieles über die Großmuth des Grafen. Jezt fühle ich es erst recht, sprach Hainz, wie süß und wohl einem um das Herz ist, einen Menschen gerettet zu haben. Auch ich empfinde so etwas, ich kann es aber nicht ausdrücken, erwiederte Jörge, eine gewisse Lust und Freude ist in mir, als wäre ich selbst ein großer Herr oder so etwas. Und, Bruder Hainz! ich schwöre dirs, daß es wahr ist, was ich dir jezt sage: mein Hannchen ist mir so lieb, daß ich all mein Hab für sie hergeben will, und auch mein Leben; um wie viel hundert Male ist Hannchen mehr werth als dieses Gold da! diesen Augenblick entschloß er sich hinzugehen, und seinen Antheil der Prämie, welcher in zehn Dukaten bestand, dem lieben Hannchen zu schenken. Als der gute Hainz gewahr ward, wie sehr Jörgens Herz gerühret ist, so fühlte jener doppelt so viel, und augenblicklich faßte er einen Entschluß, mit dessen Ausführung sich Hainz kühn an die Seite des braven Domherrn stellen durfte. Wenn wir in unseren Herzen ein Denkmal der Wohlthat stiften wollen, sagte Hainz, so müssen wir dasselbe nicht oberflächlich, sondern vom Grunde herausbauen. Ich will mit dir hingehen, und dem alten Vater auch meinen Antheil samt der Taschenuhr schenken; hiemit wird der gute Mann mit einem Male in den Stand gesetzt, sich ein neues Häuschen wieder erbauen zu können, ohne daß derselbe erst um die milden Beyträge seiner Nachbarn herumbetteln darf. Die Wohlthaten soll

man nicht langsam ausspenden; wir wollen gehen, Jörge! um den guten Vater mit unseren Geschenken zu trösten. Dieses war nun eine Herzensfreude bey der armen Familie; der Vater kaufte Zimmerholz und andere Bedürfnisse; und in wenig Wochen stand das Häuschen wieder neugebaut da. Der Fischer, welcher wegen seinen Spöttereien über den Mönchssegen auf einige Tage war gebüßt worden, arbeitete bey diesem Häuschenbau als Taglöhner; während der Arbeit wurde fast täglich von dem Domherrn, von dem guten Hainz, und von Jörgen gesprochen, und der Fischer ließ sich, Trotz der erlittenen Strafe, niemal bereden, den Mönchs-Segen höher zu schätzen, als die vom Domherrn ausgezahlte Prämie. Einmal kam selbst der Domherr wieder daher geritten, um zu sehen, wie es mit der armen Familie stehe; und er erstaunte ungemein, als er die edle Gesinnung von Hainzens und Jörgens wohlthätigen Herzen vernahm. Kaum war der gute Herr Graf wieder fortgeritten, so brach der Fischer in den lauten Wunsch aus: O! daß man alle Klosterpfründen in Domherrn-Präbenden verändern möchte. Ein Wunsch der so viel heissen soll: O! daß alle Kloster-Präbenden ohne Unterschied des Standes und der Religion für diejenigen bestimmet würden, welche dem Vaterlande und dem Nebenmenschen eine edle That gethan haben!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klugheiten und Thorheiten unsers Zeitalters Unmenschen und Richtern, Dummkö
pfen und Staatsmännern, Mönchen und Tartüfen gewidmet

Leipzig 1789

P.o.germ. 743
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112629-3
VD18 11316020